

# Verstand zur Verständigung

Festschrift für Heinrich Pfeiffer



Springer-Verlag





Thomas P. H.

# Verstand zur Verständigung

Wissenschaftspolitik und internationale  
wissenschaftliche Zusammenarbeit

---

Festschrift für Heinrich Pfeiffer

---

Herausgegeben von  
Thomas Berberich und Jan Clauss

Springer-Verlag Berlin Heidelberg New York  
London Paris Tokyo

Herausgeber:

Dr. Thomas Berberich  
Stellv. Generalsekretär der AvH und  
Leiter der Abteilung Förderung Inland

Dr. Jan Ulrich Clauss  
Pressereferent und Ref. des Generalsekretärs der AvH

Redaktion:  
Ulrike Lakemeier  
Pressereferat (Redaktion der Publikationen) in der AvH

Alexander von Humboldt-Stiftung (AvH)  
Telefon [+49] (0228) 833-0  
Jean-Paul-Straße 12  
Bad Godesberg  
D-5300 Bonn 2 / Bundesrepublik Deutschland

ISBN-13: 978-3-642-716164      e-ISBN-13: 978-3-642-71615-7  
DOI: 10.1007/978-3-642-71615-7

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek  
*Verstand zur Verständigung*: Wissenschaftspolitik u. internat. wiss. Zusammenarbeit;  
Festschr. für Heinrich Pfeiffer / Th. Berberich; J. Clauss (Hrsg.).  
– Berlin; Heidelberg; New York; London; Paris; Tokyo: Springer, 1987

NE: Berberich, Thomas [Hrsg.]; Pfeiffer, Heinrich: Festschrift

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf photomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54 Abs. 2 UrhG werden durch die ‚Verwertungsgesellschaft Wort‘, München, wahrgenommen.

© Alexander von Humboldt-Stiftung (AvH) Bonn-Bad Godesberg 1987  
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1987

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, daß solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Satz: Utesch Satztechnik GmbH, Hamburg

2123/3145-543210

# Vorwort

„Verstand zur Verständigung“ ist eine der Devisen, mit der Heinrich Pfeiffer seit über 30 Jahren die Alexander von Humboldt-Stiftung als deren Generalsekretär leitet.

Verstand zur Verständigung – man könnte keinen besseren Titel für eine Festschrift finden, die ihm zu seinem 60. Geburtstag gewidmet wird. Und doch sollte man dem Verstand das Herz und dem Herz die Phantasie hinzufügen, um seinem Wirken für Wissenschaft und Kulturpolitik über Grenzen hinweg gerecht zu werden.

Heinrich Pfeiffer war noch keine 30 Jahre alt, als ihm der damalige Präsident der Stiftung, Werner Heisenberg, die Geschäftsführung anvertraute – für einen so jungen Mann eine heute kaum vorstellbare Berufung. Mit dieser Entscheidung zeigte Heisenberg ein ungewöhnliches Gespür für die richtige Persönlichkeit.

Was hat Pfeiffer, zunächst unter Heisenbergs Ägide, bald in eigener Initiative und mit immer neuer Phantasie und Tatkraft, mit angemessener Großzügigkeit, aber auch mit Maßen aus der Stiftung gemacht? Unter seiner Leitung und den goldenen Regeln der Stiftung wie „Qualität vor Quantität“ und „Menschlichkeit vor Bürokratie“, aber auch aus der Erkenntnis, daß Geben auch Nehmen bedeutet, hat sie sich durch persönliche Förderung der Kooperation vorzüglicher Wissenschaftler aller Wissensgebiete und aus aller Welt zu einer wohl einzigartigen Institution der Wissenschaftsförderung entwickelt. Tausende von Wissenschaftlern sind es in den letzten 30 Jahren gewesen, und in manchen Ländern könnte man sämtliche Lehrstühle einer großen Universität allein mit ehemaligen Humboldt-Gastwissenschaftlern besetzen. Deutsche Universitäten und Forschungsinstitute empfinden es nicht nur als Bereicherung, sondern auch als Qualitätsmerkmal, wenn an ihren Forschungseinrichtungen Humboldt-Forschungsstipendiaten und -Preisträger arbeiten.

Immer stehen in der Humboldt-Stiftung die Personen und ihre Persönlichkeit im Vordergrund. Dies gilt nicht nur für die Forschungsstipendiaten oder die mit einem Forschungspreis Ausgezeichneten, sondern auch für die ehrenamtlichen Mitglieder der Auswahl Ausschüsse, für die Berater und hauptamtlichen Mitarbeiter der Stiftung. Heinrich Pfeiffer gelingt es, alle für die Ziele der Stiftung zu begeistern und ihnen das Gefühl zu vermitteln, daß es ein Vor-

zug ist, an der Arbeit dafür teilzuhaben oder materiell helfen zu können.

„Diener der Wissenschaft“ nennt er sich bescheiden und verwaltet doch das mäzenatische Erbe Alexander von Humboldts souverän und unangefochten nach der Devise Oscar von Millers: In diesem Hause kann jeder machen, was ich will.

So ist es kein Wunder, daß die Humboldt-Stiftung für Freunde und Förderer mit Heinrich Pfeiffer synonym ist, und so war es auch keine Überraschung, daß Repräsentanten der internationalen Wissenschaft, der Politik und Wissenschaftsverwaltung in Freundschaft und Hochachtung reichlich Tribut zollten, als die Herausgeber nach Beiträgen für diese Festschrift ausschauten.

Wer einmal mit Heinrich Pfeiffer an einem Humboldt-Kolloquium teilgenommen hat – einem Treffen ehemaliger Gastwissenschaftler, sei es in China, in der Türkei oder in Südamerika – und wer einmal die Achtung und Freundschaft, die Pfeiffer entgegengebracht wird, erlebt hat, der versteht, was Justus von Liebig schrieb, als er sein Hauptwerk „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie“ Alexander von Humboldt widmete:

*Wieviele kenne ich, welche gleich mir die Erreichung ihrer wissenschaftlichen Zwecke Ihrem Schutze und Wohlwollen verdanken! Der Chemiker, Botaniker, Physiker, der Orientalist, der Reisende nach Persien und Indien, der Künstler, alle erfreuten sich gleicher Rechte, gleichen Schutzes; vor Ihnen war kein Unterschied der Nationen, der Länder. Was die Wissenschaften in dieser besonderen Beziehung Ihnen schuldig sind, ist nicht zur Kunde der Welt gekommen, allein es ist in unserer aller Herzen zu lesen.*

WOLFGANG PAUL

# Anmerkung der Herausgeber

Diese Festschrift enthält 46 Beiträge verschiedener Autoren – überwiegend ehemaliger Gastwissenschaftler der Alexander von Humboldt-Stiftung (AvH) – aus 27 Ländern, von Vertretern 20 verschiedener Fachdisziplinen. Bei der Anlage dieses Bandes konnte nicht von denselben Voraussetzungen ausgegangen werden wie bei „üblichen“ Festschriften, die einem einzigen Kultur- und Sprachkreis entstammen.

Ein mexikanischer Pathologe und ein niederländischer Philosoph schreiben unterschiedlich – ein chinesischer Brückenbauingenieur und ehemalige Präsidenten bedeutender deutscher Wissenschaftsorganisationen sprechen nicht dieselbe Sprache.

Diese stilistische, verbale und erzählende Unterschiedlichkeit wollte und konnte die Redaktion nicht „zwangsharmonisieren“ – große Teile der von den Autoren so gewollten Originalität wären verlorengegangen.

Leser und Kritiker des Buches mögen diese Unterschiedlichkeit hinnehmen. Das Gemeinsame aller Beiträge, die Festschrift, kam dabei trotzdem nicht zu kurz.

Bonn, 27. Januar 1987

THOMAS BERBERICH  
JAN CLAUS

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . .	V
WOLFGANG PAUL	
Anmerkung der Herausgeber . . . . .	VII
Gedicht für Doktor Heinrich Humboldt Pfeiffer . . . . .	1
LEIF LUDWIG ALBERTSEN	
Gründung der Abteilung für Dermatopathologie des Hospital General de Mexico S. S. A. . . . .	3
RAFAEL ANDRADE	
Über Geschmacks- und andere Vorurteile . . . . .	8
MICHAEL S. BATTIS	
Alexander von Humboldt und Frankreich. . . . .	12
PIERRE BERTAUX †	
Unser Wissen übereinander . . . . .	15
ANIL BHATTI	
Some Thoughts of an old Friend of Germany . . . . .	19
BERTIE K. BLOUNT	
Wissenschaftler und Bürokraten . . . . .	22
EBERHARD BÖNING	
Eine bessere Welt . . . . .	27
CHARLES BURDICK	
Deutsch-israelische Zusammenarbeit am Beispiel Alexander von... Carmels . . . . .	32
ALEX CARMEL	

X Inhalt

Was kann die Linguistik leisten? Wozu angewandte Linguistik? . . . . .	37
FRANCISZEK GRUSZA	
Parallelen im deutsch-koreanischen Rechtsdenken . . . . .	46
YOUNG HUH	
Der Beitrag der Alexander von Humboldt-Stiftung zu den rumänisch-deutschen Kulturbeziehungen . . . . .	52
MIHAI ISBĂȘESCU	
Die Alexander von Humboldt-Stiftung als Gestalterin der ägyptisch-deutschen wissenschaftlichen Beziehungen . . .	57
MOHAMED KAMEL	
Ein Glücksfall . . . . .	62
GERHARD KEGEL	
Über den deutschen Kultureinfluß in Schweden. . . . .	64
GUSTAV KORLÉN	
Das Lateinische Mittelalter in Deutschland und Italien: Die Mittellateinische Philologie . . . . .	69
CLAUDIO LEONARDI	
Zur Germanistik in den Vereinigten Staaten. . . . .	72
WOLFGANG LEPPMANN	
Brückenbauer und Wegbereiter. Die Beziehungen der Tongji-Universität zur Bundesrepublik Deutschland. . . . .	75
LI GUO-HAO	
Prominent Germans in England . . . . .	78
KURT LIPSTEIN	
Tradition und Vision. . . . .	86
INGE LØNNING	
Die Generalsekretäre. Eine Institution der deutschen Wissenschaftsorganisationen . .	90
REIMAR LÜST	
Generalsekretär und Präsident. Ein Problem unserer Zeit. . . . .	92
HEINZ MAIER-LEIBNITZ	

Vom Allgemeinen und Besonderen . . . . .	96
HERMANN MEYER	
Geist und Tradition . . . . .	101
KENICHI MISHIMA	
Die argentinischen Kontakte zur deutschen Wissenschaft . . .	108
RODOLFO MODERN	
Die Philosophie im Exil . . . . .	112
LOLLE WIBE NAUTA	
Drei Jahrzehnte mit Heinrich Pfeiffer . . . . .	118
SHOSAKU NUMA	
Die finnischen Kontakte zur deutschen Forschung . . . . .	119
KURT NYHOLM	
Erfahrungen über die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen Finnland und der Bundesrepublik Deutschland . . .	125
JUHANI OKSMAN	
Akademische Inspirationen und die Alexander von Humboldt-Stiftung . . . . .	130
GERHARDUS CORNELIS OOSTHUIZEN	
Zur Rezeption der modernen deutschen Literatur in Japan . . .	136
TAKASHI OSHIO	
Alexander von Humboldt in Griechenland. Auszüge aus dem 6. Band des „Kosmos“ . . . . .	150
GEORGIOS PANTELIDIS	
Dem Botschafter des guten Willens. . . . .	154
NADA PIPAN	
Der Außenhandel in der Ernährungswirtschaft zwischen Bulgarien und der Bundesrepublik Deutschland. . . . .	157
TODOR POPOV	
Nach 28 Jahren. Als Humboldtianer über die griechisch-deutschen Wissenschaftsbeziehungen . . . . .	162
PANAJIOTIS J. RENTZEPERIS	
A Skillful Bridge Builder . . . . .	165
WALTER A. ROSENBLITH	

XII Inhalt

Literarischer Kulturaustausch zwischen Brasilien und Deutschland . . . . .	166
ERWIN THEODOR ROSENTHAL	
Ein Markenzeichen . . . . .	173
WALTER SCHEEL	
Ein Freund . . . . .	176
RENATE SCHOSTACK	
Der historische Faden einer meteorologischen Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Australien . . . . .	178
PETER SCHWERDTFEGER	
Die Krawatte oder: „Pfeiffer weiß Auswahl zu treffen“. . . . .	182
MARIAN SZYROCKI	
Plädoyer für Heinrich Pfeiffer . . . . .	184
HIKARU TSUJI	
In dreißig Jahren mancher Tag mit Heinrich Pfeiffer . . . . .	188
ALARICH WEISS	
Juden und Deutsche 1986 . . . . .	191
IRVING WOHLFARTH	
Kleine Anmerkung zur literaturwissenschaftlichen Einzeldisziplin . . . . .	198
VIKTOR ŽMEGAČ	
Kurzbiographien der Autoren . . . . .	201
Kurzbiographie des Gefeierten . . . . .	213

# Gedicht für Doktor Heinrich Humboldt Pfeiffer\*

LEIF LUDWIG ALBERTSEN

Verehrter Herr Generalsekretär, lieber Heinrich!

Der Lehrer unseres ehemaligen Präsidenten Heisenberg, der Däne Niels Bohr, entpuppte sich neulich, als er 100 Jahre alt wurde, als profunder, kritischer Goethekenner. Die subtile Astrophysik illustriert ihre Komplementarität mit dem Hinweis auf *Über allen Gipfeln ist Ruh*; die Inkommensurabilität, die durch den Einbruch des Subjektiven ins naturwissenschaftliche Experiment entstand, erklärte sich mit dem Hinweis auf Goethes Faustinterpretation von Eckermann.

Bezeugt wird hierdurch der enge Konnex zwischen *the Science* und *les Beaux-Arts*, aber auch zwischen unseren scheinbar so unterschiedlichen Nationen. Es mag wie liebliche Ironie anmuten, daß Dänen, Untertanen aus dem ältesten Königreich der Welt, das nie eine Revolution erlebte und sie nie erleben wird, ausgerechnet so romantische Tatsachen wie die Lichtgeschwindigkeit und den Elektromagnetismus entdeckten. Uns Dänen bestätigen diese Entdeckungen darin, daß der nationale Charakter sich dort am schönsten bewährt, wo er seine Stimme im geistigen Chor der Nationen erhebt und sein Unaustauschbares zum Segen der Menschheit beiträgt.

Die Alexander von Humboldt-Stiftung, und das heißt in erster Linie ihr prächtiger Generalsekretär, hat in unvergleichlicher Weise diesen internationalen Chor gefördert und gepflegt. Dies aus Anlaß Deines hohen Festtages speziell hervorzuheben, war mir ein tiefes persönliches Anliegen. Daß es in neckischen akrostischen Stanzen geschieht, möge meine innige Freundschaft und Verbundenheit mit der Humboldt-Stiftung unterstreichen, die auch mein wissenschaftliches Leben entscheidend gestaltet hat.

Hierfür in aller Schlichtheit meinen herzlichen Dank!

---

\* s. S. 2

**H**eil Deutschland! Du bist unser großer Bruder!  
**E**in Däne weiß nur diesen Weg zur Welt  
**I**n jeder Hinsicht. Luther (weiland: Luder)  
**N**ahm uns ein; Euch ward Kierkegaard Intruder, –  
**R**uft Goethe Ihr, – wir Andersen! Es stellt  
**I**mmern dem Deutschen sich ein Dänenheld  
**C**haraktergleich entgegen, – doch der Däne  
**H**at das Ironische jüngerer Söhne.

**H**at wer behauptet, daß sich Brüder lieben?  
**U**ns zwang jahrtausendlangler Bruderzwist.  
**M**uß dem so sein? Die *Humboldt-Stiftung* ist  
**B**ereitet, Vorurteile, die betrüben,  
**O**hnfehlbar abzubaun. Humane List  
**L**ädt ein, die Wissenschaften auszuüben.  
**D**ie Deutschen haben Geld und tun es spenden!  
**T**ut alle mit, das Schisma zu beenden!

**P**ersönlich hab' ich riesig profitiert,  
**F**and früh den Weg in diese schöne Stiftung.  
**E**in wenig hat es meine Frau geniert:  
**I**hr kam es vor, als wären wir liiert,  
**F**and ich in Bonn erneute Daseinslüftung.  
**F**roh geb' ich zu: Das Leben ist ein Diphthong...  
**E**in lautes Hoch mit vehementem Eifer  
**R**uft unserm *Doktor Heinrich Humboldt Pfeiffer!*

# Gründung der Abteilung für Dermatopathologie des Hospital General de Mexico S. S. A.

*Ein Beitrag der Alexander von Humboldt-Stiftung zur  
internationalen Entwicklung der Wissenschaft*

RAFAEL ANDRADE

Wie die meisten anderen Länder der westlichen Welt, vor allem der Dritten Welt, verdankt auch Mexiko seine wissenschaftliche Entwicklung dem Kontakt seiner Denker und Wissenschaftler, aller derer, die sich einer Zukunftsvision zu öffnen wußten, mit den großen Kulturen und Zivilisationen Europas, vor allem aber Deutschlands. Die Öffnung Mexikos auf Europa hin begann mit der wissenschaftlichen Arbeit des Barons Alexander von Humboldt, der durch sein Werk auch Mexiko in das Gesichtsfeld Deutschlands rückte. Seit seiner bahnbrechenden Erforschung Mexikos bestehen enge Beziehungen zwischen beiden Ländern, die nicht nur wissenschaftlicher Natur sind, sondern auch sympathischer und empathischer. Ein Zeichen hierfür ist die große deutsche Kolonie in Mexiko, ein anderes die seit 1894 bestehende und florierende Deutsche Schule, die den Namen Alexander von Humboldts trägt, ein drittes das überaus aktive Goethe-Institut. In diese bereits bestehenden, engen Beziehungen hat sich die Alexander von Humboldt-Stiftung eingegliedert und sie durch ihren einzigartigen Beitrag zum internationalen wissenschaftlichen Austausch auf hohem akademischen Niveau in den humanistischen und Naturwissenschaften auf einen neuen Höhepunkt und gleichzeitig zu neuer Vertiefung geführt.

Als Herr Dr. Pfeiffer 1973 im Zuge eines Besuches vieler Länder, die von der Alexander von Humboldt-Stiftung gefördert worden waren, auch Mexiko besuchte, gab er den mexikanischen Ex-Stipendiaten die Anregung, einen Club zu gründen, der ihnen die Möglichkeit gäbe, das in Deutschland erworbene Wissen und die dort erwachsenen kulturellen Perspektiven gemeinsam weiter zu pflegen. Dieser Club Alexander von Humboldt kam tatsächlich zustande, erst zögernd, mit sporadischen Treffen, dann, seit 1978, mit vollem Elan. Seit 1980 hat dieser Club Alexander von Humboldt seine Form und Identität gefunden: alle drei Monate treffen wir uns im Haus eines der etwa 25 aktiven Mitglieder. Die Ehepartner der Ex-Stipendiaten sind mit einbezogen, die Treffen immer sehr gut besucht. Den Schwerpunkt des Abends bildet immer ein von einem Spezialisten gehaltener Vortrag über ein im voraus bestimmtes Thema, das beinahe immer in irgendeiner Beziehung zur deutschen Kultur steht und bis zu seinem konkreten Berührungspunkt mit mexikanischem Denken oder der mexikanischen Wirklichkeit weiterverfolgt wird. Einige Beispiele: Vorträge über Max Weber, Karl Marx, deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts. Im Anschluß an den Vortrag wird ein Buffet-Abendessen meist mehr verteilt als genossen, um so bald wie möglich die Diskussion aufzunehmen. Diese Abende sind so interessant, daß sie meist erst gegen zwei oder drei Uhr morgens enden.

Diese etwas lange und scheinbar vom Thema abweichende Einleitung schien mir als Hintergrundmalerei nötig, um die Kontinuität und Wichtigkeit der wissenschaftlichen Hilfe der Alexander von Humboldt-Stiftung an dem konkreten Beispiel der Gründung der dermatopathologischen Abteilung des Hospital General de Mexico S. S. A. klarer herauszustellen.

Nach medizinischen Studien in Mexiko und nach weiterem 10jährigen Medizin- und Fachstudium in Paris wurde ich 1956–1958 Forschungsstipendiat der Humboldt-Stiftung in Frankfurt und anschließend erst Assistenzarzt, dann Associate Professor der Dermatologie und Direktor der Abteilung für Dermatopathologie an der Universität von New York. 1972 konnte ich dank der großzügigen Hilfe und der immer verständnisvollen und zuverlässigen Unterstützung der Stiftung nach Mexiko zurückkehren und die Abteilung für Dermatopathologie des Hospital General gründen. Die Stiftung stellte mir dafür eine Gerätespende in Höhe von DM 150 000 zur Verfügung, durch die sie zur Entwicklung der Dermatologie und Dermatopathologie in Mexiko beitragen und die Ausbildung von Spezialisten in Dermatopathologie auf nationalem und internationalem Niveau unterstützen wollte. Diese Gerätespende schloß auch ein Siemens DERMOPAN-2-Gerät für oberflächliche Radiotherapie ein, so daß die radiotherapeutischen Behandlungsmöglichkeiten der Dermatologischen Abteilung des Krankenhauses reorganisiert werden konnten.

Das Labor der Abteilung für Dermatopathologie konnte erst im März 1975 in Aktion treten, nach drei vollen Jahren vielseitiger Bemühungen um seine Organisation und um die Unterstützung der Verwaltung des Krankenhauses sowie der öffentlichen Behörden: des Gesundheitsministeriums und des Nationalen Ausschusses für Wissenschaft und Technologie (CONACYT).

Von März 1975 bis Februar 1986 wurden im Labor der Abteilung für Dermatopathologie 11 715 Biopsien aus der Dermatologischen Abteilung des Krankenhauses bearbeitet. Der Umfang der eingesandten Biopsien vergrößert sich mit jedem Jahr. Mit diesem Material haben wir gleichzeitig eine Kollektion von etwa 5000 Präparaten, nach Themen geordnet, für die Ausbildung unserer Kandidaten zusammenstellen können.

Unter den von der Alexander von Humboldt-Stiftung geschaffenen Umständen hat sich die Abteilung für Dermatopathologie seit dem Beginn ihrer Arbeit am 1. März 1975 zu einem Diagnosezentrum für Hautkrankheiten, besonders von Tumoren der Haut, auf internationalem Niveau entwickeln können, das in seiner Art in Lateinamerika einzig dastehen dürfte. Wir haben ein Grundausbildungsprogramm mit dem Namen „Einführung in die Dermatopathologie“ geschaffen. Dieses Programm dauert ein Jahr und kommt für zwei ausgewählte Kandidaten in Frage, die ihre dermatologische Ausbildung in einer anerkannten dermatologischen Abteilung bereits absolviert haben und ein besonderes Interesse für die Dermatopathologie bekunden. Die Planung dieses Programms erfolgte in Zusammenarbeit mit dem mexikanischen Gesundheitsministerium und der Abteilung für postdoktorale Ausbildung des Krankenhauses. Bis jetzt haben an diesem Programm sechs mexikanische Dermatologen und je ein Kandidat aus den folgenden Ländern mit Erfolg teilgenommen: Deutschland, El Salvador, Costa Rica, Honduras, Venezuela, Bolivien, Brasilien. Der deutsche Kandidat, Dr. med. Friedrich Bahmer, war der erste Stipendiat des DAAD und des mexikanischen Nationalen Ausschusses für Wissenschaft und Technologie (CONACYT), und in seinem Fall wird die deutsch-mexikanische Sym-

biologie, die ich in der Einleitung ansprach, besonders deutlich: Er entwickelte ein solches Interesse an der Pathologie der tropischen Hautkrankheiten, daß er 1984 eine Monographie herausgab mit dem Titel „Tropische Hautkrankheiten. Epidemiologie, Immunologie, Diagnostik und Therapie“<sup>1</sup>, bei deren Bearbeitung das in Mexiko gesammelte Material eine wesentliche Rolle spielte. Gleichzeitig begann er in unserem Labor die Immunofluoreszenzarbeit und führte die ersten Untersuchungen an einem Fall von Cryoglobulinaemie durch. Professor Kansky aus Zagreb, Jugoslawien, verbrachte im Anschluß an den Internationalen Dermatologenkongreß von 1977, der hier in Mexiko stattfand, zwei Monate bei uns. Alle diese Dermatologen haben sich nach ihrer Rückkehr in ihre eigenen Länder weiter für Dermatopathologie interessiert. Verschiedene Pathologen haben uns für die Dauer von drei Monaten besucht: ein Ekuadorianer und zwei Mexikaner.

1982 gewährte mir die Alexander von Humboldt-Stiftung eine zweite Geräte-spende von DM30000, die diesmal hauptsächlich aus Mikroskopen bestand, und ermöglichte damit die Einrichtung des Spezialistendiploms in Dermatopathologie für Dermatologen. Dieses Diplom wird nach 3jähriger Spezialistenausbildung verliehen und besteht seit März 1984. Es ersetzt den oben erwähnten Einführungskurs und bedeutet für uns die Verwirklichung eines seit langem angestrebten Zieles. Diesmal war es schon leichter, die Unterstützung der Abteilung für postdoktorale Ausbildung des Krankenhauses zu erringen, die drei vom Krankenhaus honorierte Assistenten-plätze zur Verfügung stellte. In Zukunft wollen wir auch Platz für einen Stipendiaten schaffen, der gegen ein jährliches Entgelt von US\$ 1500.- an unserem Kursus für Dermatopathologie teilnehmen kann. Auf diese Weise könnte die Abteilung weiter wachsen, selbst wenn das gerade jetzt neue Probleme hinsichtlich Platz und Ausrü-stung bedeuten würde.

Von Anfang an hat die Abteilung für Dermatopathologie die dermatopathologi-sche Basisausbildung der Assistenten der Dermatologischen Abteilung des Kranken-hauses übernommen. Auf Wunsch können auch die Assistenten der Anatomischen Pathologie einen Monat lang an den Präparatediskussionen teilnehmen und haben ver-schiedentlich von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Ebenso haben mehrmals Assi-stenten der Plastischen Chirurgie an unseren Falldemonstrationen teilgenommen.

In Zusammenarbeit mit der Abteilung für Dermatologie hat die dermatopathologi-sche Abteilung 1974 den ersten Kursus für Hauttumoren und Hautkrebs organi-siert, an dem sechs Professoren von den Universitäten New York und Boston mitar-beiteten. Seit 1975 veranstalten wir ebenfalls zusammen jährliche Symposien für Dermatologie und Dermatopathologie, an denen sich nationale und internationale Professoren beteiligen und die immer großen Anklang gefunden haben. Ebenfalls seit 1975 haben folgende ausländische Professoren zu verschiedenen Zeitpunkten einige Tage zu Vorträgen und Falldiskussionen bei uns verbracht: Professor Dr. Steigleder, Köln, der auch bei dem Symposium von 1975 unser Gast war; Professor Dr. Civatte, Paris; Professor Dr. Mascaró, Barcelona; Professor Dr. Holubar, Wien und Jerusa-lem; Professor Dr. Baptista, Coimbra; Professor Dr. Hornstein, Erlangen; Professor Dr. Wilson-Jones, London; Professor Dr. Furtado, Belo Horizonte; Professor Dr. Rueda, Bogotá. Unser erster (und bisher leider einziger) deutscher Stipendiat, Dr. Bahmer, war unser Gast bei dem Symposium von 1982.

Im Rahmen der internationalen Beziehungen der Dermatopathologischen Abtei-lung konnten wir von 1977 bis 1981 ein Austauschprogramm mit dem Hôpital Saint

Louis in Paris durchführen, mit Hilfe des französischen Kultusministeriums und des mexikanischen CONACYT. Dieser Austausch fand seinen Höhepunkt in der Gründung des Clubs Unna-Darier „Collegium Dermatopathologicum“, dem die bekanntesten europäischen Dermatopathologen angehören und der einmal im Jahr, jeweils in einem anderen europäischen Land, eine Arbeitssitzung abhält.

Aus der Dermatopathologischen Abteilung sind verschiedene Veröffentlichungen in der Zeitschrift des Hospital General (Revista Médica), im Deutschen Hautarzt und in den Annales Françaises de Dermatologie hervorgegangen: die ersten Veröffentlichungen über Statistik dermatopathologischer Diagnosen in Mexiko; direkte Immunofluoreszenz in der Dermatopathologie; Schweißdrüsentumoren; Becker-Nävus; Jadassohn-Nävus, Granuloma telangiectaticum; angiomatoides fibröses Histiocytom; chronische Histiocytose-X bei einem Erwachsenen, erster Fall in Mexiko; die Chromomykose in Mexiko usw. Andere Themen sind noch in Bearbeitung, wieder andere sind auf nationalen und internationalen Seminaren und Kongressen vorgetragen worden, wie z. B. folliculäre Mucinose, ekkrines Porom, der erste Fall der Krankheit von Woringer-Kollop in Mexiko, die ersten Fälle von Gnathostomiose in Mexiko, der erste mexikanische Fall von adenoidem zystischen Karzinom der Haut, der erste Fall von epidermischer Mucinose, die ersten Fälle von Schweißdrüsenkarzinomen der Fingerspitzen und der Zehen, der erste Fall von verrukösem Porom mit doppelter Schweißdrüsendifferenzierung, syringolymphoide Hyperplasie mit lichen ruber planus-ähnlichen Veränderungen der Epidermis, ein erster Fall, usw. Wissenschaftliche Forschung ist jedoch auf Grund der ständigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Hospital General und der mexikanischen Prioritäten im allgemeinen sehr schwierig.

Alle diese Aktivitäten sind vorläufig noch unterbrochen durch die Folgen des schweren Erdbebens vom 19. September 1985, unter denen wir auch jetzt noch, bis in die vielfältigsten Aspekte des täglichen Lebens hinein, zu leiden haben. Das Hospital General erlitt Totalschaden an nur zweien seiner 50 Gebäude, aber in diesen beiden Gebäuden starben ungefähr 300 junge Assistenzärzte und Patienten. Die anderen 48 Gebäude wurden beschädigt, aber am 28. Oktober konnte das Krankenhaus seine Tore wieder öffnen. Das Gebäude, in dem sich die Dermatopathologische Abteilung befindet, wurde leicht beschädigt, ist aber noch nicht wieder voll gebrauchsfähig. Wir haben seitdem funktioniert, so gut wir konnten, und hoffen, bis Juni 1986 wieder voll einsatzfähig zu sein. Die Laborgeräte haben außer dem Autotechnikon Shandon-Elliott keinen Schaden erlitten. Dieses ist gerade repariert worden, und wir hoffen, daß es weiter funktioniert.

Ein Projekt wie die Gründung der Dermatopathologischen Abteilung des Hospital General in Mexiko hat, wie aus meinem Bericht hervorgegangen ist, nur dank der internationalen Vision und der Unterstützung der Alexander von Humboldt-Stiftung realisiert werden können. Im Sinne der Stiftung hat diese Abteilung ihrerseits wieder zur nationalen Zusammenarbeit und zu engerem wissenschaftlichen Kontakt mit Deutschland beitragen können. Eben dieser weltoffene Dynamismus drückt sich in dem Text der Stiftungsbescheinigung aus, der die von der Alexander von Humboldt-Stiftung versandten Apparate begleitete:

“By offering this donation, the Alexander von Humboldt Foundation is endeavouring to contribute in its own way to the advancement of Science and learning in Dermatology and Dermatopathology in Mexico and to international cooperation in these fields”.

Ihnen, Herr Dr. Pfeiffer, und Ihren Mitarbeitern herzlichen Dank!

*Anmerkungen*

1. Beiträge zur Dermatologie, Band 10, Erlangen: Perimed

# Über Geschmacks- und andere Vorurteile

MICHAEL S. BATTS

Eine der Schwierigkeiten für den Literaturhistoriker liegt darin, daß, anders als in der Musik oder in der Malerei, wo die Technik des Komponierens oder Malens nur mühsam errungen werden kann, jeder Mensch die Kunst des Schreibens erlernen und auch in der einen oder anderen Form ausüben kann. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß jeder Mensch „literarisch“ schreiben kann oder daß der Kritiker nicht in der Lage ist, gute von schlechter Literatur zu unterscheiden, sondern, daß es in der Literatur noch schwieriger als in anderen Künsten ist, Maßstäbe für die Beurteilung von Kunstwerken aufzustellen.

Das war allerdings nicht immer der Fall. Früher hat es wohl Werke gegeben, aus denen man die Kunst des Dichtens an Hand von Regeln und Beispielen lernen konnte. Ein Gedicht wurde nach Regeln „gemacht“, und dessen Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit, Richtigkeit oder Unrichtigkeit war nachprüfbar. Mit anderen Worten: jeder intelligente Mensch konnte – so meinte man etwa im 17. Jahrhundert – das Dichten lernen. Daß die Produkte derart gelernter (gelehrter!) Dichter nicht alle dieselbe Qualität besaßen oder gar zeitweilig ungenießbar waren, war gewiß ein Problem, genau wie die Tatsache, daß Stoffe und bevorzugte Dichtungsformen der Mode unterworfen waren. Um also festzustellen, was sowohl den Regeln als auch der Mode gehorchte und dann auch noch gut war, bedurfte es eines weiteren Faktors, nämlich des Geschmacks. Nur wer Geschmack besaß (oder zu besitzen glaubte!), war in der Lage, kunstgemäß zu schreiben und richtig über Literaturprodukte zu urteilen.

So seltsam es auch erscheinen mag, die Diskussion über den Geschmack setzte in der deutschen Literaturgeschichte erst mit der Aufklärung ein. Man mußte anscheinend nicht nur entscheiden, daß dieses Werk gut und jenes schlecht war, also urteilen, sondern diese Urteilsfähigkeit auch begründen können. Man durfte sich allerdings nicht einfach auf seinen eigenen Geschmackssinn berufen, sondern mußte den Beweis führen, daß man Geschmack besaß und folglich berechtigt war, über Literatur zu urteilen, was nicht immer leicht war. Immer wieder mußten Vergleiche gezogen und auf Muster zurückgegriffen werden, die natürlich in der Antike, aber auch manchmal in der französischen oder in der englischen Literatur, zu finden waren. Mit anderen Worten, irgendwelche Muster mußten Allgemeingültigkeit besitzen, und nach diesen schätzte man andere, hauptsächlich zeitgenössische Werke, ein.

Auf den Begriff der „Klassik“ wie auf den geschichtlichen Standpunkt des Kritikers (gut ist, was heute im Vergleich zu früher gedichtet wird) kann ich nicht eingehen; wichtig ist hier nur der Hinweis auf das komparatistische Prinzip, denn diese im Grunde genommen kontrastive Methode führte bei Literaturhistorikern, wie ich während meiner durch die Humboldt-Stiftung geförderten Forschung merkte, zu

höchst seltsamen Feststellungen. Die wichtigste Voraussetzung für die erst um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert einsetzende Art der kontrastiven Literaturbetrachtung ist wohl der Herdersche Gedanke, daß Sprache gleich Literatur gleich Volk sei, und daß jedes Volk anders, also eigen-artig sei. Hinzu kam noch der Glaube an die deutsche Sprache als eine nicht abgeleitete oder vermischte, sondern unverfälschte *Ursprache*. Poelitz beschreibt sie 1825 folgendermaßen: „sie ist eben so ursprünglich und selbständig wie das teutsche Volk . . . eine der ausgebildetsten und vollendetsten Sprachen des Erdbodens . . . als Ursprache steht daher die teutsche Sprache . . . höher, als die abgeleiteten und Mi , als die abgeleiteten und Mischlings-sprachen . . . Es ist ein hoher Vorzug der teutschen Sprache . . . vor vielen anderen gebildeten Sprachen, daß sie dieselben an innerer Reinheit und sittlicher Würde übertrifft . . . Dieser sittliche Sinn liegt ursprünglich im teutschen Nationalcharakter“<sup>1</sup>. Hier haben wir also die Art der Sprache aus dem Nationalcharakter erklärt, dessen Hauptzüge bei Vilmar als „die Tapferkeit und die Treue, die Freigebigkeit und die Dankbarkeit, die Keuschheit und die Familienliebe“ definiert sind.

Da die deutsche Literatur dem deutschen Volksgeist (Charakter) entsprang und (im Zirkelschluß!) nur diejenige Literatur echt deutsch sein konnte, die dem Volksgeist entsprach, mußte sie diesem Bild entsprechen. Herzog definiert sie 1831 als: „jene Schriftwerke, die erzeugt und hervorgegangen aus dem Geiste der Nation, dem innern Wesen, den Vorstellungen, Ansichten, Gefühlen und Bestrebungen, wie der Form, der Sprache und Darstellungsweise nach, nationell, und von den Geisteserscheinungen anderer Völker wesentlich verschieden sind“<sup>2</sup>. Was für die deutsche Literatur galt, galt selbstverständlich auch für andere Literaturen, mit denen die deutsche Literatur – zwecks Heraushebung ihrer Eigenartigkeit und Vorzüge! – kontrastiert werden mußte. Was dabei herauskam, war eine Art nationale Stereotypisierung. Da die Literatur dem Charakter der Sprache und die Sprache dem Charakter des Volkes entsprach, brauchte man nur den Charakter des Volkes zu umreißen, um die „richtige“ Art seiner Literatur kenntlich zu machen. Man ging also vom Volkscharakter aus und kam von dort erst über die Sprache auf die Literatur zu sprechen. Beim Vergleich mit anderen Literaturen wurde auch vom Volkscharakter ausgegangen, und das, was von den Kritikern in der deutschen Literatur für gut befunden wurde, war dann natürlich echt deutsch, was schlecht (unsittlich) war, war selbstverständlich undeutsch, d. h. auf fremde Einflüsse zurückzuführen.

Hiermit zwei Beispiele für die Charakterisierung der Deutschen in Literaturgeschichten in französischer Sprache. Peschier (Genf 1836) kontrastiert eingehend in seiner Einleitung die Franzosen und die Deutschen und zieht folgende Schlüsse: „Le gout inné des Allemands [sic!] pour la solitude, la retraite, le recueillement, pour la vie de famille, pour le silence du cabinet . . . L'Allemand, plus réfléchi, plus consciencieux, plus grave, conçoit et juge avec lenteur et circonspection . . . La majorité des lecteurs en Allemagne, est grave, studieuse, posée . . . Si je voulais peindre d'un mot ce qui caractérise les Allemands, je dirais qu'ils ont de l'âme“<sup>3</sup>. In Belgien, in der Einleitung (von M. Matter) zu der Literaturgeschichte von Henry und Apffel erscheint folgender Passus: „La littérature allemande est incontestablement la plus féconde des littératures modernes . . . une des plus pures, des plus morales, des plus consciencieuses. C'est là son caractère fondamental, car c'est celui de la nation allemande elle-même . . . L'autre caractère . . . c'est une haute idéalité“<sup>4</sup>.

Häufig wird in ausländischen Werken bei der Charakterisierung der Deutschen

auf den Charakter der Sprache, d. h. auf ihre Ursprünglichkeit, aber auch auf ihre Mängel, hingewiesen. So schreibt Gostwick zum Beispiel 1849 über die deutsche Sprache: "In its vast prolificness of words, however, in its independence of Greek and Latin, or any modern tongue, and what may be called its bold originality, the German language is exceedingly remarkable"<sup>5</sup>. Sells aber behauptet wie viele andere (1865): "The length of the compound words renders them unharmonious, if not unpronounceable. The expansion of the sentence, though intended to improve the arguments, in reality confuses and hampers it. The inversion of the natural order of words, however expressive at times, often tends to render the meaning obscure"<sup>6</sup>. Hedge (1886) leitet dann aus dem Charakter der deutschen Sprache einen Hauptmangel der deutschen Literatur: "The principal, or certainly a marked defect in German literature is its want of rhetorical force"<sup>7</sup>. Von hier ist dann nur ein kurzer Schritt zu der Erkenntnis, daß die Deutschen von Natur aus obskur schreiben: "The German literati are often so profound that they stir up the mud at the bottom, and become obscure" (Metcalf 1858)<sup>8</sup>; "the Germans have not the instinct for selection . . ." sondern die Gewohnheit "of 'writing the subject to the dregs;' saying all that can be said on a given subject, without considering how far it is to the purpose" (Hosmer 1879)<sup>9</sup>. Etwas positiver drückt sich Taylor (1879) aus, wenn er meint: "the natural tendency of the German author is to express himself in accordance with an intellectual system, . . . while the English author, if he be honest [!] is more concerned for the thing he expresses, and its effect"<sup>10</sup>.

Inwieweit solche Pauschal-(Vor)urteile – hier nur aus dem 19. Jahrhundert zitiert – im 20. Jahrhundert bzw. bis heute noch anzutreffen sind, möchte ich hier nicht diskutieren. Daß sie äußerst zählebig sind, beweist schon die fast wörtliche Wiederholung von zum Teil längst veralteten Vorstellungen über Generationen hinweg. Ein Beispiel für viele entnehme ich der Einleitung zu der Literaturgeschichte von Engel (1907): „Die deutsche Literatur ist die erste unter den Literaturen der Völker. . . . Wir sind das einzige Volk, dem jede Form zu Gebote steht. . . . Kein Volk auf Erden hat sich die größten Meisterwerke aller Zeiten und Länder durch wertvolle Kunstschöpfungen so angeeignet wie das deutsche. Nicht die Engländer noch gar die Franzosen besitzen irgendwelche Übersetzung von so klassischer Form und Geltung wie Vossens Odyssee . . . Unter den neueren Sprachen gibt es schwerlich eine reichere als die deutsche . . . Unter den neueren Sprachen ist die deutsche die bilderreichste . . . Während das Französische und Englische, ebenso das Italienische und Spanische, längst in ihren Formen erstarrt sind . . ., ist das Deutsche in immerwährendem Fluß“<sup>11</sup>. Damit will ich nicht sagen, daß solche Gedanken bei den Literaturhistorikern anderer Nationen nicht bzw. nicht mehr vorkommen. Ich stelle lediglich fest, daß alle oben zitierten Stellen nicht aus der Trivialliteratur, sondern aus wissenschaftlichen oder zumindest quasi-wissenschaftlichen Werken stammen. Das gibt uns, die wir ja gewohnt sind, über die vereinfachend-komische Darstellung von fremden Nationaltypen in der Literatur (etwa des Franzosen auf der deutschen Bühne) zu lächeln, zu denken, denn man meint oder hat gemeint, daß simplifizierende Vorurteile dieser Art desto weniger anzutreffen seien, je höher der Grad der Bildung sei, d. h. an Nationaltypen, an Rassencharakter und dgl., könne kein gebildeter Mensch glauben.

Man hat aber doch einsehen müssen, daß auch Akademiker nicht frei von solchen Vorurteilen sind, auch wenn es nur literarische Vorstellungen von dem humorlosen Deutschen, dem kaltblütigen Engländer oder dem feurigen Italiener sind. Deshalb

sind eine Einrichtung wie die Alexander von Humboldt-Stiftung und eine Erscheinung wie deren Generalsekretär Heinrich Pfeiffer so ungemein wichtig. Denn durch die Stiftung lernen Akademiker aus jedem Weltteil und jeder Fachrichtung nicht nur ihre deutschen Kollegen, sondern Kollegen aus vielen anderen Ländern kennen. Die in Deutschland unter Kollegen aus etlichen, vorher nur in stereotypischer (unpersönlicher!) Weise gekannten Ländern verknüpften Bande erstrecken sich über die ganze Welt und über Jahre und Jahrzehnte hinweg. Man lernt auch in der Stiftung, und vor allem in ihrem Generalsekretär, ein Organ des Staates kennen, das gar nicht zu der üblichen Vorstellung (dem Schreckensbild) des sturen deutschen Beamtentums paßt. Heinrich Pfeiffer reitet keinen Amtsschimmel, und seine Mitarbeiter sind keine Troßknechte. Vom ersten Tag der Bekanntschaft mit der Stiftung und mit Heinrich Pfeiffer weiß man, daß die Stiftung nur für ihre Stipendiaten und Heinrich Pfeiffer nur für die Stiftung da sind. Bestimmungen gibt es wohl, aber sie sind nur Nebenwerk, sollen nur zum Wohl und nicht zum Wehe der Stipendiaten ausgelegt werden. Man ist nicht zum Untertan eines staatlichen Organs ernannt, sondern in eine Akademikerfamilie aufgenommen worden, der man fortan, wenn man so will, immer angehören und auch verpflichtet sein wird. Der weise Familienvater mag mahnen, möglicherweise auch grollen, aber nur mit Grund und immer mit jener entwaffnenden Gutmütigkeit, die ihm eigen ist und die einen fesselt. Es sind eben sehr starke Bande, die die Humboldtianer untereinander, mit der Stiftung und mit Heinrich Pfeiffer verbinden, und ich kann mir keinen besseren Weg vorstellen, die alten Vorurteile über die Deutschen und auch jede Art von Diskriminierung aufgrund von Nationalstereotypen abzubauen.

### Anmerkungen

1. Karl Heinrich Ludwig Poelitz: *Das Gesamtgebiet der teutschen Sprache, nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit dargestellt*, Leipzig 1825.
2. Karl Herzog: *Geschichte der deutschen National-Litteratur*, Jena 1831.
3. Adolphe Peschier: *Histoire de la littérature allemande*, Paris 1836.
4. P. Henry & Apffel: *Histoire de la littérature allemande*, Bruxelles 1839.
5. Joseph Gostwick: *German Literature*, Edinburgh 1849.
6. Albert Maximilian Selss: *A Critical Outline of the Literature of Germany*, London 1865.
7. Frederic Henry Hedge: *Hours with German Classics*, Boston 1886.
8. Frederick Metcalfe: *History of German Literature*, London 1858.
9. James Kendall Hosmer: *Short History of German Literature*, St. Louis 1879.
10. Bayard Taylor: *Studies in German Literature*, London 1879.
11. Eduard Engel: *Geschichte der Deutschen Literatur*, Leipzig und Wien 1907.

# Alexander von Humboldt und Frankreich

PIERRE BERTAUX †

Die Geschichte fängt damit an, daß Alexander von Humboldts Mutter, Marie Elisabeth Colomb, einer hugenottischen Familie angehörte, die vor der Widerrufung des Edikts von Nantes in Südfrankreich, im Languedoc, ansässig war. Ihr Großvater war als Flüchtling nach Brandenburg gekommen. Da hatte er als Leiter einer Spiegelmanufaktur ein beträchtliches Vermögen erworben. Dies ermöglichte der jungen Marie Elisabeth, bedeutenden Grundbesitz, vor allem das bei Berlin gelegene Gut und Schloß Tegel, mit in die Ehe zu bringen. Seinen Hofmeistern verdankte Alexander von Humboldt seine ausgezeichneten französischen Sprachkenntnisse.

Seine allererste gedruckte Schrift war in Französisch geschrieben; sie hieß „Sur le Bohon-Upas par un jeune Gentilhomme“ und erschien 1789 in der *Gazette littéraire de Berlin*.

Auf einer Reise mit seinem älteren Freund Georg Forster besuchte der Zwanzigjährige England und Frankreich, und dies gerade im ersten Jahr der Französischen Revolution von 1789. Seinem Freund F.H. Jacobi schreibt er am 3. Januar 1791: „Der Anblick der Pariser, ihrer Nationalversammlung, ihres noch unvollendeten Freiheitstempels (auf dem Champ de Mars, P.B.), zu dem ich selbst Sand gekarrt habe...“ Noch ein halbes Jahrhundert später, 1847, versicherte er dem jungen Friedrich Althaus, er sei den Idealen der Französischen Revolution immer treu geblieben.

1798, kaum dreißigjährig, fährt er ein zweites Mal nach Paris, um dort mit den führenden Wissenschaftlern, den Botanikern Jussieu und Desfontaines, den Astronomen Laplace und Delambre, dem Chemiker Fourcroy u. a. m. in Verbindung zu treten. Mit einigen von ihnen stand er schon in brieflicher Verbindung, und er war ihnen nicht unbekannt. Gleich wurde ihm die Gelegenheit verschafft, drei „Mémoires“ im Nationalinstitut in fließendem Französisch zu lesen. Die Zuhörenden beeindruckte er durch seine Wissensfülle und seine Präzision. Er erschien den Franzosen als „der Repräsentant der Wissenschaft in Deutschland überhaupt“ (Hanno Beck).

Eigentlich war Alexander von Humboldt nach Paris gekommen, um seine geplante Weltreise vorzubereiten und da die besten Instrumente, besonders auf dem Gebiet der Meßtechnik, zu erwerben.

Hinzu kam, daß er in Paris einen Begleiter für seine Forschungsreise fand, den jungen Arzt und Botaniker Aimé Bonpland, den ihm Jussieu sehr empfohlen hatte. Auf der fünfjährigen Amerikareise bewährte sich Bonpland glänzend.

Am 3. August 1804 landete Alexander von Humboldt nach fünfjähriger Reise in Frankreich, in Bordeaux. Er eilte nach Paris. Da nahm er sich eine Wohnung. In der

französischen Hauptstadt, in der er sich sehr wohl fühlte und gern gesehen war, sollte er mit Unterbrechungen viele Jahre verbringen. Von seinen Freunden, den Pariser Gelehrten und Forschern, wurde er als „der zweite Entdecker Amerikas“, als „der Besteiger des Chimborazo“ gefeiert, und von Salon zu Salon herumgereicht. Durch die Besteigung des Chimborazo hielt er den Weltrekord der von einem Menschen erreichten Höhe.

Es traf sich aber, daß der junge Chemiker und Physiker Gay-Lussac im September 1804 in Paris in einem Ballonflug eine Rekordhöhe von 7000 Metern erreichte. Die beiden Weltrekordjäger, Gay-Lussac und Alexander von Humboldt, waren Duzfreunde. Beide verfolgten denselben wissenschaftlichen Zweck, nämlich die Analyse der Luft in solcher Höhe.

Im November 1805 traf Humboldt wieder in Berlin ein, doch nur für kurze Zeit. Bald darauf wurde er wieder nach Paris geschickt, diesmal mit einem offiziellen diplomatischen Auftrag, als Begleiter des Königs von Preußen, der Verhandlungen mit Napoleon zu führen hatte. Diesmal sollte Alexander von Humboldt zwanzig Jahre in Paris bleiben; Jahre unermüdlicher Arbeit an dem riesigen Reisewerk und seiner Veröffentlichung, zum großen Teil zuerst in französischer Fassung.

Als der Prinz von Preußen im September 1808 Paris verließ, wurde Alexander von Humboldt die Erlaubnis erteilt, als Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften in Paris zu verbleiben.

Da nahm er regelmäßig an den Sitzungen der Akademie teil. Er arbeitete mit Gay-Lussac und dem Astronomen Arago, hielt Vorträge in verschiedenen wissenschaftlich interessierten Kreisen. 14 Monate lang hielt er in einem privaten Kreis bei der Marquise de Montauban regelmäßig Vorträge über physikalische Erdbeschreibung. Überall hatte er großen Erfolg.

Seinem Bruder Wilhelm schrieb er: „Das National-Institut ist vollgepfropft, so oft ich lese . . . Gerade Berthollet und Laplace, die sonst meine Gegner waren, sind jetzt die Enthusiastischsten. Berthollet rief neulich aus: ‚Cet homme réunit tout une Académie en lui!‘“

Auch befreundete er sich mit dem Maler Gérard, bei dem er sich im Zeichnen weiterbildete.

Nach dem Aufbrauch des ererbten Vermögens war er auf das Gehalt angewiesen, das er als Kammerherr des Königs von Preußen erhielt. 1827 kehrte er nach Preußen zurück, doch mit der ausdrücklichen Erlaubnis, alljährlich bis zu vier Monate in Paris verbringen zu können.

Erst im Januar 1848, am Vorabend der Februar-Revolution, nahm er endgültig Abschied von Paris.

Seine Beziehungen zu Napoléon Bonaparte waren nicht eben die besten gewesen; doch hatte Alexander von Humboldt der Krönung des Kaisers in Notre-Dame am 2. Dezember 1804 beigewohnt.

Viel später hat er sich über Napoléon III. in Gesprächen und Briefen abfällig geäußert; doch hinderte es ihn nicht daran, als dieser ihm den Großkordon der Ehrenlegion verlieh, diesen Orden entgegenzunehmen.

Paris war eine Weltstadt, Alexander von Humboldt ein Weltbürger.

Als Vermittler zwischen dem deutschen und dem französischen Geistesleben, besonders auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, war er immer bemüht gewesen, die menschlichen Kontakte zwischen den Forschern hüben und drüben zu begünsti-

gen. Wer immer von den deutschen Forschern sich in Paris an ihn wandte, dem half er – so im Falle Heinrich von Kleists.

„Zutiefst von der Schicksalsgemeinschaft Deutschlands und Frankreichs überzeugt, wurde er zum Verfechter der engen Freundschaft zwischen beiden Völkern“ (Wolfgang-Hagen Hein).

# Unser Wissen übereinander

ANIL BHATTI

Wenn, wie ich meine, die Alexander von Humboldt-Stiftung eine besondere Stellung einnimmt unter den vielen Institutionen, die für das Zustandekommen von wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Indien und dem Ausland im allgemeinen und der Bundesrepublik Deutschland im besonderen verantwortlich sind, so hängt das nicht zuletzt mit zwei Faktoren zusammen. Mit bemerkenswerter Emphase, ja sogar mit Pathos, wird das Prinzip der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Leistung betont. Dies wird von Wissenschaftlern, die für die Möglichkeit der kulturpolitischen Vereinnahmung der Wissenschaft sensibilisiert sind, als Garant für die Seriosität der Beziehungen empfunden. Hinzu kommt der bemerkenswerte glückliche Stil, der sowohl die Förderung wie auch den Nachkontakt gestaltet. Auf dieser atypischen Grundlage ist ein dauerhafter wissenschaftlicher Austausch entstanden, der einen wichtigen Beitrag für die Entwicklung einer internationalen wissenschaftlichen Kultur leistet.

Denkt man über die wissenschaftlichen Beziehungen, die von der Humboldt-Stiftung initiiert worden sind, nach, so fallen in Bezug auf Indien Asymmetrien auf. Die überwiegende Anzahl der indischen Gastwissenschaftler kommen aus dem naturwissenschaftlich-technischen Bereich. Die Geisteswissenschaftler sind eine marginale Größe. Sie machten ganze 6% der Gesamtzahl der Geförderten bis 1983 aus. Es ist zum Teil sicher berechtigt, darin die Auswirkung indischer Prioritätensetzungen in der Bildungs- und Forschungspolitik nach der Unabhängigkeit zu sehen. Und es ist auch nicht falsch, darauf hinzuweisen, daß im geisteswissenschaftlichen Bereich stärkere Beziehungen zu angelsächsischen Institutionen bestanden und weiterhin bestehen.

Allerdings wird der Beobachter des indischen intellektuellen und wissenschaftlichen Lebens auch konstatieren müssen, daß es ein doch breites Interesse für Namen, Themen, Probleme, Debatten und Diskussionen, die mit der deutschen Geisteswelt zusammenhängen, gab und gibt. Brecht, Lukács, Frankfurter Schule, Hermeneutik usw. werden seit mehreren Jahren rezipiert. Wenn dies überwiegend auf angelsächsischen Diskussionszusammenhängen beruht, so hängt dies zum erheblichen Teil mit dem bildungspolitischen Kontext der Entwicklung und des Selbstverständnisses der Germanistik in Indien zusammen.

Bis in den Anfang der 70er Jahre hinein hat sich die Germanistik in Indien auf die Vermittlung von Sprache und Literatur nach Kanons, die in der Bundesrepublik gängig waren, beschränkt. Sie hat es versäumt, ihre eigene Stellung im indischen wissenschaftlichen Leben und ihre Mittlerfunktion im kulturellen Prozeß adäquat zu reflektieren. Es ist immerhin bemerkenswert, daß die Rezeption der deutschen

Literatur (besonders z.B. Brecht) ohne besondere Anteilnahme der Germanistik stattfand. Die Methodendiskussionen der 60er Jahre wurden in der Hindi-Philologie auf dem Umweg anglo-amerikanischer Übersetzungen reflektiert, ohne daß die indische Germanistik über die in den deutschsprachigen Ländern stattfindenden hermeneutischen, strukturalistischen oder marxistischen Ansätze referiert hätte.

Kein Wunder, daß Germanistik im intellektuellen Diskurs in Indien nicht als Teil eines interdisziplinären Interesses gesehen wurde. Als es in den 60er Jahren in Indien zu einer Intensivierung der Diskussion über die Bedeutung der Fremdsprachen im Rahmen der Bildungsplanung kam, wurde häufig betont, daß man in Indien in allen Fragen des internationalen Informationsflusses weitgehend auf englischsprachige Quellen, und das heißt auf deren Prioritätensetzung, angewiesen war. Die Notwendigkeit, diese Hegemonie zu brechen und einen möglichst umfassenden Zugang zu wissenschaftlichen, kulturellen und gesellschaftspolitischen Entwicklungen in allen Teilen der Welt zu schaffen, führte zur schwerpunktmäßigen Förderung auf diesem Gebiet. Allerdings wurden durch eine technokratische Reduktion des Problems einige Chancen zunächst vertan. Da die Entwicklung der Germanistik ein Teil der deutsch-indischen Kulturpolitik wurde, kam es in der curricularen Diskussion zu einem Entwicklungshilfe-Syndrom. Alle Bereiche, die keine unmittelbare Anschlußfähigkeit zu technologischen Interessen aufzeigen konnten, wurden des Luxus verdächtigt. Auch von indischer Seite wurde die Frage „Wozu Goethe in der Dritten Welt?“ zunächst unkritisch internalisiert, um Reformmöglichkeiten lediglich in der Einrichtung fachsprachlicher Kurse (Wissenschaftsdeutsch) zu sehen. Kein Wunder, daß dort, wo der indische intellektuelle Diskurs über deutsche Beiträge zur Theorie stattfand, die Germanistik durch Abwesenheit glänzte. Wenn sich jetzt die Situation allmählich ändert, so ist dies zum Teil auf die Einsicht auch innerhalb der indischen Germanistik zurückzuführen, daß Fremdsprachenphilologien auf ein erweitertes Text-, Methoden- und Funktionsverständnis angewiesen sind. Dadurch erhält die indische Germanistik ihren Platz bei der Entwicklung von interdisziplinären Arbeitsbereichen in den Geisteswissenschaften.

Mit Recht wird betont, daß es seit Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland ein sehr intensives wissenschaftliches Interesse an Indien gibt. Indische Sprachen, Weltanschauung, Religionen, Philosophie und gesellschaftliche Eigenart wurden zum Gegenstand bedeutender Untersuchungen, deren Autorität und Wirkung oft gewürdigt worden sind.

Allerdings sind die Funktionen und Wirkungen dieser Untersuchungen und die Interessen, die sie geleitet haben, nicht zusammenhängend erforscht worden. Aber zumindest seit Edward Saids „Orientalism“ (1979) wächst ein international besetztes interdisziplinäres Forschungsfeld, in dem Historiker, Kulturanthropologen, Sozialwissenschaftler und Literaturwissenschaftler die europäische Repräsentation fremder Gesellschaften unter diesem Gesichtspunkt analysieren. Es geht um die Konturen eines Diskurses, den Said Orientalismus genannt hat, den man aber jetzt allgemeiner als kolonialen Diskurs bezeichnet. Darin geht es um die Verschränkung zwischen Wissen und Macht, um Interpretationsmuster, Kunstgriffe, die ein geopolitisches Bewußtsein in ästhetische, wirtschaftliche, historische, soziologische und philologische Texte streuen. Der Diskurs funktioniert durch Prozesse der Abgrenzungen (West/Ost), Dichotomisierungen, Distanzierungen (Verweigerung der Gleichzeitigkeit). Schlüsselbegriffe werden besetzt und dem „Anderen“ nicht zugestanden. Wis-

senschaft, Philosophie, individuelle Freiheit, geistige Autonomie, Arbeitsethos, Religion im genuinen Sinne und Ordnungssinn werden der europäischen Domäne zugerechnet und ihre Gegenteile der Fremde zudedacht.

Es ist interessant zu beobachten, wie sich auch die wissenschaftliche Erforschung Indiens in diesem Rahmen bewegt. In der mit Recht bewunderten deutschen Forschung zu diesem Thema bildeten sich zwei dominante Tendenzen heraus. Ob positiv oder negativ gewertet, war Indien eine vergangene Größe. Ursprungstraum, verlorenes Paradies, Wiege der Kultur, Kindheit der Menschheit etc. Die Gegenwart war ein matter Abglanz, ja degenerierte Stufe der einstigen Glorie. Neben dieser Verweigerung der Gleichzeitigkeit wurden durch Dichotomisierungen und Abgrenzungen „moderne“ Eigenschaften wie Wissenschaft, Rationalität, Philosophie diesem Indien abgesprochen. Belege dafür finden wir in einer Tradition, die von Hegel über Max Weber, Husserl bis in die Gegenwart hineinreichen. Die kritische Aufarbeitung dieser sehr einflußreichen Meinungen ging am Kern des Problems vorbei, wenn sie lediglich danach fragen würde, ob diese Thesen, Meinungen, Bilder, Theorien „richtig“ oder „falsch“ seien. Es ist interessanter zu beobachten, wie Differenzerfahrung aus Indien ein „Anderes“ konstruiert, das für die europäische bzw. deutsche Identitätsgewinnung funktional wird. Eines der wichtigsten Ergebnisse dieses Diskurses besteht darin, daß „Europa“ bzw. „Deutschland“, „Asien“ bzw. „Indien“ als distinktive Größen, geschlossene Kulturidentitäten, konstruiert werden.

Man vernachlässigt die Tatsache, daß diese „Kulturen“ Resultate von komplexen ineinander verwobenen historischen Prozessen sind. Die schon vorhandenen Kommunikationsnetze, die es auch vor den portugiesischen Weltumseglern gab, wurden durch die europäische Expansion auf eine entscheidende welthistorische Stufe gehoben. Im Laufe dieser Expansion wurden sowohl europäische, asiatische, afrikanische wie auch amerikanische Kulturen sozusagen „gemacht“. Europa und Indien sind Resultate dieser gemeinsamen Geschichte.

In einer interessanten Studie zu diesem Thema hat Eric Wolf (*Europe and the People without History*, 1982) über die Konsequenzen des ahistorischen Denkens auf diesem Gebiet geschrieben: „By endowing nations, societies, or cultures with the qualities of internally homogeneous and externally distinctive and bounded objects, we create a model of the world as a global pool hall in which the entities spin off each other like so many hard and round billiard balls. Thus it becomes easy to sort the world into differently colored balls, to declare that ‘East is East, and West is West, and never the twain shall meet.’ In this way a quintessential West is counterposed to an equally quintessential East, where life was cheap and slavish multitudes groveled under variety of despotisms.”

In einer schönen Rede („Nachdenken über Heimat“, F.A.Z. vom 9. 6. 1984) hat Walter Jens darauf hingewiesen, daß Theodor Fontane „für die Dialektik von Nähe und Ferne, Heimat und Welt das treffendste Äquivalent aufgespürt hat, das es in der deutschen Literatur gibt: den stillen See Stechlin irgendwo in der Mark . . . , der sich plötzlich zu regen beginnt und eine Fontäne aufsprudeln läßt, sobald sich irgendwo in der Welt, zwischen Island und Hawaii etwas ereignet. Nähe aus der Ferne verfremdet; Ferne, aus der Nähe eröffnet. . .“

Zwischen Fontanes Satz: „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen“ und dem Hölderlin-Wort „Aber das Eigene muß so gut gelernet seyn wie das Fremde“ bewegt sich das Denken über die Dialektik von Heimat und Fremde.

Jens' Worte sind von einem ansteckenden utopischen Pathos getragen, das aus Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“ Dignität gewinnt. Heimat wird zu einer utopischen Vision, zum Menschheitshaus, zum Synonym für die Menschlichkeit, die keine Grenzen kennt. Versucht man diese Sehweise mit den Problemen des kolonialen Diskurses zu verbinden, so scheint es mir, daß es zwei Wege gibt. Der eine Weg betont die Dialektik der Beziehungen und neigt dazu, Grenzen abzubauen. Der andere Weg macht aus dem Eigenen und dem Fremden distinktive Größen, Einheiten. Der erste Weg führt aus provinzieller Enge zu Weltoffenheit, zur Entwicklung einer aufgeklärten Haltung der Urbanität, zur Fähigkeit, sich mehrsprachig, multikulturell zu bewegen, während der zweite Weg durch einen zunehmenden Regionalismus und Kulturrelativismus gekennzeichnet ist.

Alexander von Humboldt hat mit seinem vielfältigen Schaffen die Produktivität des ersten Weges aufgezeigt. Mit Recht hat man oft darauf hingewiesen, daß die Stiftung, die seinen Namen trägt, auf bemerkenswerte Weise die Möglichkeiten, die durch sein Vorbild gegeben sind, weiter ausbaut. Die wissenschaftliche Diskussion über die Art und Weise, in der sich Wissen über andere Kulturen konstituiert, ist in diesem Zusammenhang ein Beitrag auf dem Weg, der vom „Verstand zur Verständigung“ führt.

# Some Thoughts of an old Friend of Germany

BERTIE K. BLOUNT

For several thousand years the development of the useful arts, like ceramics and metallurgy, must have led men to wonder about the ultimate nature of matter and the possibilities of its transformation. The most ardently desired transformation was that of base metals (or anything else) into gold; and the efforts made to effect this, while failing in their objective, led to the accumulation of a considerable body of empirical fact which represented the beginning of chemistry. Attempts to explain these facts by a general theory of matter and its transformations, after some ingenious but faulty postulates, only reached the right lines in the second half of the eighteenth century; thereafter progress was rapid. Looking through the story one is struck by the great diversity of the background and nationality of the leading contributors; they came from most European countries and diverse social backgrounds. In spite of the much greater difficulties of communication and travel in the past they seem to have managed to keep in touch with one another's experiments and thoughts, and sometimes to have collaborated in specific pieces of work. It is worth recording that Alexander von Humboldt joined with the Frenchman Gay-Lussac in establishing that one volume of oxygen combines with exactly two volumes of hydrogen to form water, and that these proportions hold good at whatever temperature the gases are brought together. The establishment of this accurate relationship must have pleased his accurate mind.

In the later stages of this development of chemistry as an exact science Britain played an important part, with Dalton's atomic theory, Humphrey Davy's isolation of the alkali metals and Faraday's discovery of the laws of electricity.

Germany, and particularly Prussia, suffered much from Napoleon's wars and, perhaps as a sort of rebound, developed rapidly in the remainder of the nineteenth century (is there a modern parallel?). This development included both academic chemistry and its application to industry. British relative lack of initiative was noticed and regretted by Prince Albert of Saxe-Coburg-Gotha, the husband of Queen Victoria, and Britain owes much to him for the steps by which he tried to improve the situation. Several German chemists came to England and made their life there, and it became the custom of British chemists to consider spending a period in a German university. Let me give an example.

In 1856 W.H. (afterwards Sir William) Perkin made the first synthetic dyestuff, later called aniline purple or mauve, by oxidising aniline sulphate with potassium dichromate. This created great interest and he set up a factory to manufacture it. He continued his researches and soon produced other synthetic dyestuffs. Thus was born in Britain the synthetic dyestuffs industry, which soon moved across to Germany and became there a major industrial activity. His son, another W.H. Perkin was fasci-

nated by chemistry from early in life, and at the age of twenty, after overcoming the objections of his father (a strong evangelical churchman who regarded Germany as the home of dangerous free thought) went to Würzburg in 1880 and took his Doctorate there in 1882. He evidently liked Germany for later that year he moved to Munich to work under Adolf Baeyer who quickly recognised his talent and had him appointed a Privatdozent.

Perkin returned to Britain in 1886, and after holding a succession of academic chemical appointments, was elected to the Waynflete chair at Oxford in 1912. There he built up what was at that time the best School of chemistry in Britain, and persuaded the University, together with a most generous benefactor, Mr. Dyson Perrins, to erect what was then the finest academic chemical laboratory in the country.

Perkin was but one of a great number of British scientists who studied in Germany, and it is interesting to note that the two who were most prominent in advising the government on the application of science to the war effort in 1939–1945. Henry Tizard and Frederick Alexander Lindemann (Lord Cherwell) were both studying in Berlin in 1912.

But it has not been all one-way. One of Germany's best known (and, I think it is fair to say, best loved) scientists owed the course of his scientific life to a visit to London. After completing a thesis in organic chemistry, with the intention of seeking a place in chemical industry, Otto Hahn was advised to spend a period outside Germany with a view to acquiring foreign languages. He had been much impressed by the work of Ramsay, who had recently (and at the same time as another Englishman, Lord Rayleigh) discovered the chemically inactive rare gases of the atmosphere. So he decided to go to work in London with Ramsay, at University College. Ramsay had recently become interested in radioactivity and put Hahn to work in this field; and thus set him on the course which he was to follow so successfully for the rest of his working life. But that was not all, Ramsay arranged for Hahn to go on to Montreal to work with Rutherford, so when eventually Hahn returned to Germany he brought with him not only enthusiasm for this subject but also the most up-to-date information on the state of research in radioactivity.

This was not Ramsay's only service to Hahn. He discussed his future with him, dissuaded him from seeking a post in industry, advised him to remain in academic life and, probably most important of all, took steps to see that it would be possible for him to do so.

The higher reaches of academic life in the Germany of that period were something of a closed circle where family background and social status were regarded as important. Full Professors of Berlin University were appointed over the personal signature of the Kaiser, and ranked in tables of precedence with Lieutenant Generals. Hahn's family background was not at this level. So Ramsay wrote to Emil Fischer in Berlin strongly recommending Hahn and saying that he ought to be given the opportunity of establishing himself in German academic life. Emil Fischer responded, invited Hahn to visit him and helped him in the early stages of his academic career.

In conclusion I want to say something of my own experience of study in Germany. I took finals in chemistry at Oxford and then did the years research which is necessary for the honours degree. Wishing to continue in research, I applied for, and was awarded, an Exchange Studentship offered by the Deutscher Akademischen Austauschdienst. This took me for a year to Frankfurt/Main. During second Semester

Professor Walther Borsche, with whom I had gone to work told me that if I could remain for a third semester he would allow me to submit my thesis for the doctorate; and he added that if money was a problem (it was) I might apply to the Alexander von Humboldt-Stiftung, then recently established. I did, and received a grant. Towards the end of the third semester I submitted my thesis, was examined, and was awarded the doctorate. I was still 23. I recount this not to suggest that it is in any way meritorious but to demonstrate how the academic process has lengthened in the last fifty years.

The fact that I was able to spend a period at a German university has ever since been a source of satisfaction to me. To study in another country as well as one's own adds much to the pleasure of life; that, anyhow, has been my experience. It enables one to go back to the country and feel at home there: something more than a mere visitor. But to get this feeling one has to go before one gets too old, at an age when it is natural to wander, and to learn. Looking back, it seems to me that, good though were my contacts with my Doktorvater and all the others in the laboratory, and pleasant the entertainments of the evening, I really got to know Germany best during the evenings spent gossiping with my landlady and her daughter. The former was an ardent supporter of the Deutschnational Party, and I learned from her an expression which I have never forgotten. My student years (1929–1931) were a time of ever-changing governments, sometimes rather to the left of centre. In her view, almost everything they did was wrong, and a favourite expression of hers to describe any of their actions was that it was an “unerhörte Unverschämtheit”. I have ever since treasured the expression; but, alas, have never found the opportunity to use it!

The Alexander von Humboldt-Stiftung deals with scholars at all stages of their careers, but my advice would be to get some of them young. Whatever the gains in scholarship at any age, the younger they come the more they are likely to gain in the pleasure of life, and their feeling for Germany.

# Wissenschaftler und Bürokraten

EBERHARD BÖNING

Wissenschaft und Bürokratie und damit auch Wissenschaftler und Bürokraten stehen in einem Spannungsverhältnis. Gemeint ist hier nicht das Bündel von Erfahrungen, das jeder Bürger, also auch der Wissenschaftler, im Umgang mit anonymen Ämtern, mit freundlich oder unfreundlich personifizierter Staatsautorität sammelt. Gemeint ist das Verhältnis zwischen der Wissenschaft und demjenigen Teil der Bürokratie, der aufgebaut wurde, das Maß an Regeln, das entwickelt wurde, um die staatliche Wissenschaftsförderung in angemessene Formen zu bringen.

Mit der oft gebrauchten Redewendung, es handele sich hier um eine natürliche und fruchtbare Spannung, ist das Problem zu oberflächlich, ja leichtfertig beschönigend charakterisiert. Denn oftmals wird eine Spannung nur als natürlich bezeichnet, weil dies Anstrengungen zu ihrer Behebung entbehrlich macht, nur deswegen als fruchtbar, weil man ihre Reibungsverluste negiert. Das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Bürokratie hat seine Wurzeln in fundamentalen Unterschieden, ja Gegensätzlichkeiten der beiden Berufsfelder, ihren Inhalten, ihren Institutionen und Methoden. Ihnen nachzugehen und zu skizzieren, wie die Kluft überbrückt werden kann, ist das Thema der folgenden Überlegungen. Wegen der Bandbreite der Problematik können sie nicht mehr sein, als ein Anstoß zu weiterem Nachdenken.

Für das Verhältnis von Wissenschaft und Bürokratie ist die generelle Bewertung der beiden Bereiche in der öffentlichen Meinung nicht ohne Bedeutung. Man kann das negative Adjektiv beider als symbolisch ansehen. In welchem hoffnungslosem Ringen um Rechtfertigung, Ansehen oder gar Beifall befindet sich ein Berufsstand, dessen „Un-Form“ als Kompliment angesehen wird. Ein unbürokratisch handelnder Bürokrat ist ein Wohltäter, ein unwissenschaftlich arbeitender Wissenschaftler ein Makel seines Standes. Die früher einmal anerkannten positiven Seiten einer Bürokratie sind, wie sich hier zeigt, zumindest im Ansehen der Bevölkerung, Wissenschaftler eingeschlossen, verlorengegangen, wenn sie jemals vorhanden gewesen sein sollten.

Die Wertung der Adjektive ist symptomatisch. Das allgemeine Bild der Bürokratie wird von ihren negativen Prototypen bestimmt, das der Wissenschaft überwiegend – jedenfalls noch – von ihren positiven. Die sich dahinter verbergenden Probleme sind sachlicher, teils auch psychologischer Natur. Sie liegen in den unterschiedlichen Anforderungen und Strukturen, von denen der Berufsstand der Wissenschaftler und seine Institutionen einerseits, der der Bürokraten mit seinen Institutionen andererseits bestimmt werden.

Da ist zunächst das für die Bürokratie so wichtige Prinzip der Hierarchie. Es beruht auf dem Grundsatz der Verantwortung und dem der Delegation von fachlicher

Kompetenz. Im Rahmen der Hierarchie spielt die Loyalität gegenüber allen Vorgesetzten und den regierenden und staatlichen Instanzen die entscheidende Rolle. Sie bringt dem Bürokraten zwangsmäßig ein hohes Maß an Fremdbestimmung seiner Tätigkeit. Er hat nicht die Aufgabe, „sich selbst zu verwirklichen“, er hat geltendes materielles Recht und die Weisungen der Vorgesetzten zu befolgen und anzuwenden. Und darüber hinaus: er hat bei Entscheidungen, für die er nicht mit Weisungen ausgestattet ist, nicht nur seine eigene Überzeugung zu befragen, sondern den Versuch zu machen zu antizipieren, wie seine Vorgesetzten im Rahmen ihrer allgemeinen politischen Linie die Entscheidung wünschen. Dem allen muß sich oft die eigene persönliche Meinung, ja, je nach Temperament, nicht nur die Meinung, sondern auch die Persönlichkeit unterordnen. Vom Beamten wird mithin ein hohes Maß an Bereitschaft zur Anonymität, ja zum Verzicht auf das Wirken nach außen gefordert. Vielfältig und im Alltag in besonders eindringlicher Weise zeigt sich dieses beispielsweise auch in einer den Arbeiten des Wissenschaftlers relativ nahe kommenden Tätigkeit des Bürokraten, nämlich bei der Vorbereitung von fachlichen oder auch politischen Reden für seine Vorgesetzten. Während es zu den vornehmsten Pflichten des Wissenschaftlers gehört, die Mitarbeit anderer kenntlich zu machen, steht der geistige Beitrag des Bürokraten im Dunkeln, allenfalls im Lichte der nicht immer günstigen Spekulation.

In der Wissenschaft herrscht das Prinzip der Gleichrangigkeit zumindest der kompetenten Wissenschaftler. Das schließt „Hackordnungen“ im Innenverhältnis nicht aus, aber andererseits werden hierarchische Verhältnisse, die im Einzelfall zwischen avancierten und noch lernenden Wissenschaftlern durchaus bestehen, aufgehoben, wenn die Sachkompetenz des jüngeren Wissenschaftlers höher ist. Bei der Gestaltung der Arbeit dominiert die Selbstbestimmung von Thema und Methode. Der Wissenschaftler benötigt deshalb auch nicht die dem Beamten eigene Form der Loyalität gegenüber Dritten; seine Loyalität ist primär eine gegenüber der Sache, d. h. gegenüber den eigenen Gesetzen der Wissenschaft. Das Rezept seines Erfolges ist nicht Anpassung und Anonymität, sondern Originalität, Individualität, ja das Bemühen aufzufallen. Hierarchie, gestufte Verantwortlichkeiten und Anonymität führen zu einem weiteren Phänomen, das typisch für die Bürokratie ist: dem der Substituierbarkeit der Personen aufgrund eines konsequenten Funktionsprinzips. Urlaube, Krankheiten, monatelanges Fehlen aus welchen Gründen auch immer dürfen den normalen Ablauf der Geschäfte nicht nachhaltig beeinträchtigen, jedenfalls nicht in einer für den Bürger oder für Regierung und Parlament spürbaren Weise. Dem entspricht die Forderung, daß Bürokraten sich nicht zu sehr spezialisieren dürfen, sondern im Prinzip in der gesamten Breite administrativer Tätigkeiten einsetzbar sein müssen. Völlig andere Verhältnisse herrschen in der Wissenschaft. Ihr Fortschritt lebt auch heute noch weithin von individuellen Köpfen. Forschungsvorhaben können zusammenbrechen, wenn eben dieser Kopf fehlt, wenn eventuell auch nur ein wichtiger Mann an einer Schaltstelle ausfällt. Um Fortschritte an der Front der Forschung zu erreichen, muß der Wissenschaftler sich mehr und mehr spezialisieren.

Die Vielzahl von Einzelvorgängen verschiedenster Art und großer thematischer Bandbreite, die über den Schreibtisch eines Beamten jedenfalls in höheren Funktionen gehen, ist dem Wissenschaftler fremd, Konzentration auf eine Arbeit, eine Fragestellung ist sein wesentliches Arbeitsprinzip.

Ein weiterer markanter Unterschied besteht darin, daß für den Beamten in der Wissenschaftsverwaltung nicht die Wissenschaft selbst Gegenstand seiner Arbeit ist, sondern die Gestaltung der Rahmenbedingungen der Wissenschaft. Positiv formuliert bedeutet dies, daß er sich zu bemühen hat, die Freiheit der Wissenschaft zu sichern und die dafür erforderlichen Rahmenbedingungen zu schaffen. Der Wissenschaftler sieht aber mehr die unvermeidbare negative Seite, nämlich weniger die bewahrten Freiräume, als das, was diese Freiräume definiert, nämlich ihre Grenzen. Diese Grenzen ergeben sich überwiegend durch die administrativen Rahmenbedingungen, nur selten aus den Eigengesetzlichkeiten der Wissenschaft. Von der Wirkung her ist es für den Wissenschaftler irrelevant, ob diese Rahmenbedingungen ihre Quelle in den Überlegungen des ihm gegenüberstehenden Beamten persönlich haben, oder in größeren Tiefen des Universums staatlichen Handelns, etwa bei den Rechnungshöfen oder gar beim Parlament. Adressat seiner ausgesprochenen oder unausgesprochenen Klagen ist daher zunächst einmal der Bürokrat oder die ihm nächste bürokratische Institution, also das Ministerium. Der menschlich so verständliche Versuch eines Bürokraten, sich selbst mit dem höheren Wollen des Parlaments oder zumindest seiner Vorgesetzten zu exkulpieren, um sein persönliches Verhältnis zum Wissenschaftler zu entlasten, bringt ihn zugleich in Konflikt mit dem Gebot der Loyalität. Alles läuft daher darauf hinaus, daß sein eigener Einsatz für die Wissenschaft wenig deutlich wird, wohl aber sein Beitrag zu der als begrenzend empfundenen Regelungsdichte, zumindest in seiner Eigenschaft als Vermittler staatlichen Wollens und dessen Anwendung.

Wissenschaftler und Wissenschaftsbürokrat stehen schließlich auch in einem gegensätzlichen Verhältnis zum öffentlichen Haushalt: der eine ist Geldverbraucher, der andere fühlt sich zumindest, auch wenn er es nicht aus eigenem Recht und Vermögen ist, als Geldgeber. Hierin liegt eine der Machtpositionen des Beamten, wie denn überhaupt ein Teil der hier skizzierten negativen Seiten seines Berufes dadurch leichter gemacht wird, daß er, unbeschadet aller Kritik, die Macht des Staates repräsentiert und seine Autorität von seiner Funktion ableiten kann, sie nicht, wie normalerweise der Wissenschaftler, persönlich selbst begründen muß. Er hat im allgemeinen auch kein persönliches Risiko zu tragen, schon in jungen Jahren ist sein Lebensweg einigermaßen gesichert, während ihm oft ein jüngerer Wissenschaftler gegenübertritt, der Risiko als Prinzip seines Berufsweges akzeptieren muß, gegenwärtig in besonderem Maße. Das gilt freilich nur für den wissenschaftlichen Nachwuchs, nicht für den etablierten Wissenschaftler, dessen persönlicher Status Sicherheit des Beamten und Freiheit des Wissenschaftlers miteinander verbindet.

Unterschiede in den Arbeitsprinzipien, in der Einstellung zum Beruf, in der Form der Selbstverwirklichung, im Verhältnis zu den staatlichen Institutionen und Strukturen können im Laufe der Jahre Wirkungen auf die Persönlichkeit haben. Dabei entwickeln sich Prototypen des guten und des schlechten Beamten, des guten und des schlechten Wissenschaftlers. Treffen die negativen Extreme aufeinander, also der opportunistische, subalterne Anpasser mit äußerem Autoritätsgehabe auf der einen Seite, der selbstherrliche, rechthaberische, eitle Individualist auf der anderen, so muß sich die Spannung über das Natürliche und Institutionelle hinaus auch in persönlicher Animosität entladen; gleiches gilt für die Konfrontation von jeweils positiver und negativer Ausformung beider Seiten. Die statistische Chance, daß sich die größere Zahl der Begegnungen in diesen Kombinationen abspielt und nicht in ihren positiven,

ist leider groß, und damit auch die Gefahr, daß das Verhältnis zwischen Wissenschaftlern und Bürokraten primär davon bestimmt wird.

Was Wissenschaftler und Bürokraten aber dennoch miteinander verbindet, wird im Verhältnis derjenigen aus beiden Lagern deutlich, die ihre eigene Aufgabe ernst nehmen, und die die andere Seite zumindest mit Respekt, oft genug mit Verständnis und Sympathie betrachten. Beiden ist ja der Hang zur Wissenschaft eigen – die Wissenschaftsbürokraten haben diesen Bereich meist selbst gewählt –, also die Sympathie für einen Bereich unserer Welt, der primär nicht durch politische Auseinandersetzung und durch politisches Profil, sondern um das Bemühen um „Sachlichkeit“ markiert ist. Beide werden auch in Sympathie füreinander den Konflikt spüren, in den Wissenschaft und Wissenschaftsbürokratie gemeinsam und in wachsendem Maße angesichts der Tatsache kommen, daß wissenschaftliche Erkenntnisse unser Leben mehr und mehr bestimmen, in ihren Wirkungen vielfach aber nicht mehr oder nicht mehr voll überschaubar sind. Wissenschaftler und Bürokraten stehen hier in einer großen gemeinsamen Verantwortung, nämlich der, Mittler zwischen Fachwissen und politischer Verantwortung zu sein; sie haben beide die Pflicht, den Politiker bei der Wahrnehmung seiner Verantwortung zu unterstützen. Der unabhängige Wissenschaftler als Experte und der in Loyalitätspflicht stehende Fachbeamte müssen in gleicher Weise dazu beitragen, daß zwischen der Öffentlichkeit und den sie repräsentierenden Politikern und der Wissenschaft Vertrauen entwickelt oder, wo es schon gestört ist, wiederhergestellt wird. Diese für unsere Gesellschaft eminent wichtige Aufgabe können sie nicht erfüllen, wenn zwischen ihnen selbst Mißtrauen herrscht.

Trotz der tiefen Gegensätze, die bis ins Typologische hineinwirken können, gibt es also Chancen, ja Zwänge des Brückenschlages zwischen Wissenschaftlern und Bürokraten. Sie, nicht aber die Unterschiede, müssen das Klima bestimmen. Ein wichtiges Instrument hierfür ist, wie für jedwede Form von Kooperation zwischen Menschen, das Gespräch und die Information, möglichst aber auch das konkrete Wissen von der Tätigkeit des anderen. Ein wichtiges Mittel des Abbaus von Mißtrauen und Unverständnis wäre beispielsweise, wenn die in der Wissenschaftsförderung tätigen Beamten gelegentlich die Chance hätten, etwas tiefer in den Stand der Wissenschaft exemplarisch einzudringen – ein „sabbatical“ täte nicht nur ihnen selbst, sondern auch der Wissenschaft gut – und wenn umgekehrt Wissenschaftler die Chance hätten und nähmen, die Komplexität administrativer Prozesse auch und gerade in der Wissenschaftsverwaltung *sine ira et studio* zur Kenntnis zu nehmen.

Gespräch und menschliche Begegnung in ihm sind Schlüsselworte für die Tätigkeit der Alexander von Humboldt-Stiftung. Das gilt in erster Linie für die Begegnung zwischen Menschen verschiedener Nationalitäten und wissenschaftlicher Disziplinen. Dank der Fähigkeit ihres Generalsekretärs, Menschen in offener, freundschaftlicher Weise zusammenzuführen, gilt es aber auch für die Begegnung von Wissenschaftlern und Bürokraten. Inhalt und Erfolg der Arbeit der Stiftung, an denen sich alle gemeinsam freuen, lassen die trennenden Elemente auf beiden Seiten, die zu oft den Alltag bestimmen, in den Hintergrund treten. Der Name Humboldt verpflichtet offensichtlich zu sachlichem Ernst und gegenseitiger Aufgeschlossenheit, wenn die Chance dazu geboten wird. Und dies ist dank des Generalsekretärs der Fall. Wissenschaftler und Bürokraten haben gerade aus diesem Grund Heinrich Pfeiffer mehr zu verdanken, als das Konzipieren und Realisieren neuer Programme, die qualitätsbezo-

gene Vergabe von Stipendien und die geschickte Verwaltung öffentlicher Mittel, nämlich das dauernde und wachsende Verständnis füreinander. Daß die Alexander von Humboldt-Stiftung inmitten des Kampffeldes mit allen menschlichen Schwächen ausgestatteter Institutionen ein Refugium der Freundlichkeit, der Kooperation, des Humanen ist, ist sein Verdienst. Generationen von Wissenschaftlern und Bürokraten sagen ihm hierfür Dank.

# Eine bessere Welt

CHARLES BURDICK

*Des Tropfens Leben jeden Lauf beschließt,  
Er einmal nur des Meeres Pforten grüßet,  
Kann in der Elemente wüstem Walten  
Oft nur als Dunst sich in dem Luftraum halten.  
Der Menschenstrom sich auch so fort bewegt.  
Allein die Einzelnen, aus deren Menge  
Er doch besteht, sich kurz in ihm nur drehen,  
Und in dem tiefen All dann untergehen.*  
Wilhelm von Humboldt

An einem regnerischen Herbsttag des Jahres 1964 brachte ein diplomatischer Vertreter des Deutschen Konsulats in San Francisco einen Besucher zur San Jose State University. Ein verspäteter Aufbruch, das schlechte Wetter sowie ungenaue Wegangaben bewirkten, daß sie den Weg zur Universität nicht gleich fanden. Als sie eine Stunde später eintrafen, waren die Studenten, die im Hörsaal gewartet hatten, schon gegangen. Über einer flüchtigen Tasse Kaffee gaben wir unserem Bedauern über den Planungsfehler Ausdruck. So nebenbei machte der diplomatische Vertreter eine Bemerkung über die Alexander von Humboldt-Stiftung. Die Bemerkung war nur beiläufig – ohne Nachdruck oder Absicht. Sie sollte mein Leben ändern.

Ohne besondere Begeisterung bezeugte ich ein beschränktes Interesse an dem Programm (man übersieht in der akademischen Welt ja nie die eventuelle Möglichkeit potentieller Hilfe).

Aus San Francisco schickte mir ein Herr vom Konsulat freundlicherweise die Anmeldeformulare. Sie waren eine entmutigende Herausforderung an meine beschränkten Sprachkenntnisse und an mein Selbstvertrauen. Die Stiftung suchte junge Wissenschaftler mit solidem Fachwissen, einer erfolgreichen akademischen Vergangenheit und einer vielversprechenden Zukunft. Alles, was ich bieten konnte, waren Träume. Unbeirrt von solchen Zweifeln bemerkte meine Frau, man solle nie im voraus aufgeben und man solle ebenfalls nie sich selbst negieren. Diesem Rat folgend, füllte ich die Papiere aus und schickte sie ohne Hoffnung auf Erfolg ab. Die Kriterien waren viel zu hoch für mich.

Später dann kam das ermutigende Zusageschreiben. Was diese Bestätigung für einen jungen Professor, der sich ohne Vergangenheit und Zukunft wähnte, bedeutete, können Worte schlecht ausdrücken. Auf dem Flug nach Bonn war mein Optimismus beinahe so grenzenlos wie die Welt über den Wolken. Mein Leben hatte sich über Nacht verändert. Zehn Jahre zuvor, als Fulbright-Student, hatte ich eine interessante Zeit in Deutschland verbracht. Leider waren in der Zwischenzeit die persönlichen Kontakte und das Sprachwissen verlorengegangen.

Nach meiner Ankunft in Bonn erneuerte ich meine Verbindung mit Hans-Adolf Jacobsen, einem zielbewußten Politischen Wissenschaftler. Zusammen mit seiner Familie bereitete er mir ein herzliches Willkommen. Trotzdem stand ich allein in einer ungewissen Welt – ich benötigte eine Unterkunft für meine Familie, Verständnis für meine persönlichen Angelegenheiten und Orientierung mit meinen Forschungsarbeiten. Glücklicherweise konnte ich die Geschäftsstelle der Stiftung besuchen.

Dort traf ich Dr. Heinrich Pfeiffer. Er war ein stämmiger, junger Mann mit einem

unwiderstehlichen Optimismus und vollkommener Überzeugung vom Zweck der Stiftung. Er setzte sich nicht, wenn er stehen konnte; blieb nicht stehen, wenn er laufen konnte und lief nicht, wenn er rennen konnte. Er kleidete sich gut, wenn auch mit einer gewissen Gleichgültigkeit und zeigte ganz offensichtlich, daß ihm Verpflichtung wichtiger war(en) als Äußerlichkeiten, daß er die Erledigung eines Projekts dessen Verzögerung vorzog und daß er Humor mehr schätzte als lange Redeschwälle. Seine Entschlossenheit war offensichtlich, wurde jedoch durch seinen quirligen Humor entschärft. Kurz gesagt – Pfeiffer war ein zäher, willensstarker, vollkommen furchtloser, gleichfalls jedoch auch ein bescheidener und rücksichtsvoller Mensch. Seine hohen Ansprüche galten für jeden – für ihn selbst, für seine Mitarbeiter sowie auch für alle anderen. Er hatte ein beneidenswertes Gedächtnis für Fakten und Leute und war ein Mann von außergewöhnlicher Dynamik.

Für einen jungen, lernbegierigen, von den Unbeständigkeiten des Lebens und der Karriere verwirrten Neuling, war dies eine überwältigende Begegnung. Die Mitarbeiter der Stiftung reflektierten Dr. Pfeiffers Grundsätze – sie unterstützten, gaben Ratschläge, Anleitungen, Hilfe und Freundschaft. Eine Welt öffnete sich.

Obgleich ich 1965 keine Unterkunft für meine Familie finden konnte, wußte ich diesen neuen Lebensabschnitt zu schätzen. Ich war in deutscher Geschichte promoviert, doch fehlte mir das tiefere Verstehen des Stoffes, das für den Aufbau einer bedeutungsvollen akademischen Karriere so notwendig war. Als ehemaliger Soldat des Zweiten Weltkriegs hatte ich meine ganz speziellen Zweifel über diesen Konflikt und dessen Abschluß. Meine Verbindung mit Heinrich Pfeiffer und den Mitarbeitern der Alexander von Humboldt-Stiftung klärten diese Bedenken. Sie klärten ebenso meine bohrenden Zweifel betreffs persönlicher Fähigkeit, nationalistischer Gefühle und akademischer Laufbahn. Das Entgegenkommen dieser Gruppe auf menschlicher und beruflicher Ebene legte den Grundstein für meine Zukunft. Ein neuer Lebensabschnitt begann.

Zusammen mit meiner Familie kehrte ich 1968/69 nach Bonn zurück und wohnte im Gästehaus der Stiftung. Die Mitarbeiter der Stiftung sorgten sich um unser Wohlergehen. Heinrich Pfeiffer und seine Kollegen zeigten uns die besten Läden, erklärten uns, wie man am besten einen Wagen kaufte, halfen uns Schulen für unsere Kinder zu finden und bewirkten, daß wir uns heimisch fühlten. Durch seinen unerschütterlichen Glauben lehrte er uns, daß mit Zeit und Interesse jedes Ziel erreichbar war; daß Entschuldigungen durch Verpflichtungen vermieden werden konnten, daß man das Beste als Allgemeinziel haben konnte und daß ernsthafte Arbeit Menschen aus allen Lebenslagen verbinden konnte.

Wir schätzten uns sehr glücklich, von einer kleinen Gruppe von lieben Menschen umsorgt zu werden, die so ganz um unser Wohlergehen besorgt war. Sie lehrten uns, daß Freundschaft und Verständnis keine nationalen Grenzen kannte. Im Gästehaus hatten wir freundschaftlichen und akademischen Kontakt mit Kommunisten, Sozialisten, Kapitalisten, Anarchisten. Wir erlebten dort das ganze politische Spektrum diverser Meinungen und Überzeugungen. In vollkommener Harmonie spielten unsere Kinder mit Arabern, Juden, Tschechen, Japanern, Indern, Koreanern. Es ging zu wie beim Turmbau zu Babel – wo die Menschen in Zungen und nicht in nationalen Sprachen redeten. Wir diskutierten über akademische Probleme und nicht über Vorurteile; wir tauschten menschliche Erfahrungen aus und nicht leere Propaganda. Die Gegenwart Heinrich Pfeiffers ließ auch gar keine andere Verhaltensweise

zu. Seine Einstellung – offen, ehrlich, fair, unabhängig, verbunden, interessiert – schloß jegliche Konflikte oder etwaige Mißverständnisse von vornherein aus. Er lenkte einen menschlichen Kurs.

Die Anpassung an ein anderes Klima, eine schwierige Sprache und unbekannte Schulen diente unseren Kindern als Ansporn. Sie lächelten, wenn sie etwas nicht verstanden, und ihre Schulkameraden kamen ihnen zur Hilfe. Innerhalb weniger Wochen hatten unsere drei Töchter Freundschaften geschlossen, die bis zum heutigen Tag andauern. Gleichfalls lernten sie Deutschland und die Deutschen zu schätzen, Amerika und die Amerikaner besser zu verstehen und erhielten ein neues Bewußtsein betreffs Welt und Menschen. Sie werden diese Erfahrungen und Eindrücke nie vergessen und noch in ihren Kindern werden diese Einsichten weiterleben. Wir reisten, wir beobachteten, wir machten Bekannte, wir lernten. Meine Arbeit machte während des Jahres erfreuliche Fortschritte. In Verbindung mit meinen geschichtlichen Forschungsarbeiten besuchte ich Augenzeugen dieser Geschehen, sammelte Material für mehrere Bücher, schloß zahlreiche berufliche Kontakte und erweiterte meine Sprachkenntnisse. Die jährliche Reise durch Deutschland, welche die Stiftung stellte, gab Gelegenheit für Freundschaften mit Wissenschaftlern aus der Tschechoslowakei, Ecuador, Australien, Japan und Griechenland. Die Mitarbeiter der Stiftung halfen immer – sie zeigten Interesse an meinen Arbeiten, gaben Unterstützung und spornten mich an. Ihr Idealismus ließ mich meine Pflichten nicht vergessen – Thomas Berberich, Dietrich Papenfuß, Inge Goebbel, Barbara Goth, Hans Meise und viele andere ließen mich nicht verzagen. Heinrich Pfeiffer gab uns allen den nötigen Enthusiasmus und die Motivierung.

Mit guten Erinnerungen, viel Material und dem Entwurf für ein Manuskript kehrte ich nach Amerika zurück. Meine Einstellung zu meinem Beruf hatte sich sehr geändert. Das deutsche Erlebnis gab mir ein neues Empfinden für Länder, Kontinuität und Lebenszweck. Und dieses wiederum erlaubte vermehrtes Selbstvertrauen und eine bewußtere Zielsetzung. Der Kontakt mit andersdenkenden Menschen hatte neue Perspektiven geöffnet und zeigte mir, daß die meisten Menschen mit gleichen Problemen und Bedenken konfrontiert waren und auch gleiche Träume hegten. Ich fand, daß es mehr gab, was die Menschen auf dieser Erde miteinander verband, als was sie schied – eine wichtige Erkenntnis. Und Erkenntnis fordert Mitarbeit.

In diesem Sinne wurde ich [und bin es immer noch] zu einem Förderer des Konzepts für deutsche Studien und zu einem Sprecher für internationale Verständigung, dem Programm für den Akademiker-Austausch auf internationaler Ebene sowie jeglicher menschlichen Verständigung im internationalen Sinne. Mit einigen Freunden half ich die Western Association for German Studies zu organisieren, einer Gruppe von Akademikern, die sich aus mehreren Fachkreisen zusammensetzt (multi-disciplined) und die ihr Interesse diesem Programm gewidmet haben. Das Anwachsen der Mitgliederzahl auf über 600 reflektiert die Bestrebungen der Alexander von Humboldt-Stiftung – das Streben nach Idealen, professionellen Verbindungen und menschlichen Aspirationen.

Unser Haus wurde zum Umschlagplatz für Besucher aus Deutschland. Ganz im Sinne der Alexander von Humboldt-Stiftung öffneten auch wir nun unsere Türen Gästen – Bekannten und Fremden. Die Belohnung dieser Begegnungen war vielfach. Unsere Besucher tauschten ihre Gedanken aus, wir wurden besser über internationale Probleme informiert und knüpften professionelle Verbindungen.

Ein einziges Jahr in Bonn hatte zu einer neuen Lebensweise geführt.

Wir kehrten 1972/73 nach Bonn zurück und fanden unsere früheren Eindrücke bestätigt. Während dieses Aufenthaltes waren wir jedoch über die örtlichen und kulturellen Verhältnisse besser informiert – auch hatten wir nun einen Freundeskreis – alles war ein wenig leichter.

Heinrich Pfeiffers Haare hatten sich ein wenig gelichtet, und er war ein bißchen fülliger geworden, ansonsten hatte er sich nicht verändert. Wie immer war er ein Wirbelwind energischer Anweisungen und hielt alles in Gang. Auch die Stiftung hatte sich nicht verändert. Dieselben Kriterien wurden immer noch befolgt.

Das Jahr verging mit der uns schon lieb gewordenen Ausgeglichenheit und mit professionellem Fortschritt. Meine Arbeiten machten erfreuliche Fortschritte. Forschung, Geschichtsschreibung, das Zusammentreffen mit anderen Menschen, das Organisieren von Austauschprogrammen und andere Tätigkeiten wurden zur lieben Gewohnheit.

Seit diesen ereignisreichen Jahren haben meine Familie und ich Deutschland mehrmals besucht. Wir wissen jedoch, daß die Besuche bei Heinrich Pfeiffer und der Alexander von Humboldt-Stiftung die entscheidenden waren. Sie lehrten uns viel über uns selbst – unser Schaffen, unsere Träume. Sie erhöhten unser kulturelles Bewußtsein, gaben uns Einsicht über internationale Zusammenarbeit, individuelles Verstehen und Zufriedenheit.

Hauptsächlich jedoch lernten wir, daß ein Austauschprogramm zwischen Menschen aus anderen Ländern die größte Hoffnung für eine bessere Weltgemeinschaft darstellt. Durch unsere Humboldt-Jahre haben wir Freunde in jedem Eckchen dieses Erdballs. Sie halten uns auf dem laufenden über die allgemeinen Schwierigkeiten, mit denen unsere Welt konfrontiert ist – den politischen, nationalistischen, wirtschaftlichen und psychologischen Strömungen, die unsere Welt beeinflussen (Kräften, die an unserer Welt zerren und reißen). Seit Jahrhunderten ist die Zivilisation des Abendlandes zwischen dem überspannten Paradox von Rationalismus und Irrationalismus gespalten – der Bindung einerseits zu einer Wissenschaft und einem Erziehungssystem, deren Prämissen rational, systematisch und objektiv sind, und einem Nationalismus andererseits, der sich auf gefühlsmäßige irrationale und subjektive Prämissen stützt. In nutzlosem Hader hat dieses internationale Paradox zu einer weltweiten Minderung der moralischen, intellektuellen und materiellen Werte geführt.

Um dies auszugleichen, muß unsere Einstellung der von Gärtnern und nicht der von Technokraten gleichen, denn alle Bürger dieser Welt müssen sich selbst sowie ihre Gesellschaftsordnungen verstehen können. Das schulden wir uns und das schulden wir auch denen, die nach uns kommen.

Diese Ziele können nur durch die Arbeit und den Idealismus gewisser Menschen, Gruppen und Gesellschaften erreicht werden.

Heinrich Pfeiffer wird sechzig. Sein Schaffen in der Alexander von Humboldt-Stiftung, sein Streben nach einer Welt des Verstehens und der Hoffnung – einer besseren Welt – ist der Denkstein seiner Arbeit. Er ist ein Gärtner, der weiß, daß letzten Endes die Gesetze der Natur auf der Seite dessen sein werden, der sie versteht und der sie gleichermaßen respektiert.

Heinrich Pfeiffers Credo gleicht dem Benjamin Franklins – Philosoph und Wissenschaftler – der schrieb:

*Gott gebe, daß nicht nur Freiheitsliebe,  
Sondern auch Respekt für Menschenrechte  
Alle Nationen dieser Welt durchziehen möge,  
So daß ein Philosoph seinen Fuß  
Jederorts setzen  
und sagen kann:  
Dies ist meine Heimat!*

In diesem Sinne,  
die besten Wünsche zu diesem besonderen Tag.

# Deutsch-israelische Zusammenarbeit am Beispiel Alexander von . . . Carmels

*Das Entstehen wissenschaftlicher Beziehungen  
der Alexander von Humboldt-Stiftung zur Universität Haifa*

ALEX CARMEL

Anfang der siebziger Jahre – das als Filiale der Hebräischen Universität Jerusalem gegründete „Haifa University College“ wurde gerade durch das israelische Erziehungsministerium als selbständige Hochschule anerkannt – sandte mir der damalige Rektor ein Informationsblatt der Alexander von Humboldt-Stiftung. Professor Dr. Gabriel Warburg, wie auch ich ein gebürtiger Berliner, fügte dem Informationsblatt einen kleinen Zettel hinzu, der in meiner inzwischen mehrbändigen Alexander von Humboldt-Akte das erste Schriftstück bildet: „Lieber Alex, sieh doch mal, ob dies für uns (die neue Universität in Haifa) nicht ein erster guter Kontakt zur Bundesrepublik sein könnte“. Im Rückblick kann ich heute sagen, daß dieser knappe Hinweis in der Tat die Grundlage jener vielfältigen wissenschaftlichen Beziehungen war, die sich seitdem zwischen der Universität Haifa und der Bundesrepublik entwickelten.

Ähnlich wie Gabriel Warburg, der nach Abschluß seiner Studien nach Haifa ging, um „Zuhause“ beim Aufbau der dortigen neuen Universität mitzuwirken, überlegte auch ich damals, ob es nicht richtig wäre, von Jerusalem nach Haifa, wo ich ebenfalls Zuhause war, zurückzukehren. Die Hebräische Universität, wo ich lehrte, war zwar die angesehenste Hochschule Israels, aber mit Ausnahme des Haifaer Technions gab es in jener Zeit für den Norden Israels keine Möglichkeit, nördlich von Tel Aviv Geistes- und Sozialwissenschaften zu studieren. Es schien – und scheint bis zum heutigen Tage – daher wichtig, für eine vernünftiger Balance in Israel zu sorgen und den kulturellen Schwerpunkt, der sich vornehmlich im Raum Jerusalem – Tel Aviv bewegte, einen angemessenen Gegenpol in Haifa, der Hauptstadt des Nordens, zu schaffen.

Aus diesen Überlegungen heraus erlangte die Universität Haifa anno 1972 ihre akademische Unabhängigkeit. Mit nicht geringem Erfolg ist sie seitdem bestrebt, den gesamten Norden Israels (einschließlich seiner halben Million Araber) wissenschaftlich und kulturell zu dienen und zu beleben. Unglücklicherweise haben die Folgen des Yom Kippur-Krieges von 1973 unter anderem auch das Hochschulwesen Israels schwer getroffen. Der bis zu diesem Zeitpunkt anhaltende Wirtschaftsboom, der kurz davor auch zum Bau des großangelegten Campus auf dem Carmel-Berg [sic!] führte, fand durch den Krieg ein Ende. Es folgte für den israelischen Staat eine Wirtschaftskrise, von der er sich bis zum heutigen Tage eigentlich nicht ganz erholen konnte. Die finanzielle Not drängte die Regierung zu strengen Sparmaßnahmen. Davon wurden die Hochschulen, vor allem die dort gelehrten Geistes- und Sozialwissenschaften, besonders hart getroffen. Der Anteil des Staates an ihrer Finanzierung fiel allmählich von rund 75 % auf heute 55 % zurück. Die restlichen Mittel sollten die Hochschulen

fortan selbst aufbringen. Diese nicht gerade erfreuliche Aufgabe fiel der neuen Universität in Haifa ganz besonders schwer. Verständlicherweise verfügte die neugegründete Institution noch über keinerlei Kontakte.

Auf diesen Hintergrund fiel 1973 der Hinweis meines Rektors, mich an die Alexander von Humboldt-Stiftung zu wenden, um einen ersten „offiziellen“ Kontakt mit der Bundesrepublik herzustellen. Die Stiftung fördert bekanntlich ausländische Wissenschaftler durch Forschungsstipendien. Während der Durchführung ihrer Forschungen in der Bundesrepublik könnten Kollegen aus Haifa nicht nur ihren eigenen Projekten folgen, sondern gleichzeitig auch für nützliche Kontakte mit der deutschsprachigen Wissenschaftswelt Sorge tragen. Mit der deutschen Sprache – die unter den jüngeren Israelis immer dürftiger wird – noch verhältnismäßig gut vertraut, fiel dieser „Auftrag“ nun mir zu.

Ich stellte einen Antrag auf ein einjähriges Forschungsstipendium, das erfreulich-erweise auch bewilligt wurde. An einem späten und regnerischen Sommerabend kam ich 1974 – mit meiner Familie aus Israel angefliegen – gerade noch mit dem letzten Zug in Tübingen an. Vom Bahnhof brachte uns ein Taxi zum Dozentenheim auf der „Wanne“, wo uns die Stiftung eine Wohnung bereitgestellt hatte. Zu dieser späten Stunde war das (übrigens wunderschöne) Haus allerdings längst geschlossen, ganz davon zu schweigen, daß wir nicht wußten, welche der zahlreichen Wohnungen für uns bestimmt war. Einem dort schon länger ansässigen Ehepaar fiel unsere wohl zu bedauernde nasse und gepäckreiche Erscheinung auf der finsternen Straße auf. Als sie hörten, daß wir auch noch eine lange Reise aus *Israel* hinter uns hatten, waren sie zunächst etwas zurückhaltend. Der Mann, ebenfalls Gastprofessor in Tübingen, stammte aus einem uns nicht gerade freundlich gesonnenen Nachbarland. Nach kurzem Zögern eilte aber die deutsche Ehefrau zum Hausverwalter, brachte die Wohnungsschlüssel und versorgte gleich auch unsere Tochter mit warmer Milch. Diese machte nämlich vor dem Haus ein ganz schönes Theater und wollte nichts als wieder nach Haifa zurück. So schaffte es die Alexander von Humboldt-Stiftung, zumindest in diesem Fall, aus Nachbarn, die „normalerweise“ verfeindet sind, Freunde zu machen – eine enge Freundschaft, die übrigens bis zum heutigen Tage andauert.

Aus den damals – nach dem Yom Kippur Krieg – in Israel besonders aufregenden Verhältnissen kommend, war für uns die idyllische Universitätsstadt Tübingen ein wahres Vergnügen. In einer für mich ganz ungewohnten Ruhe ging ich meinem Hauptanliegen nach und fing damit an, systematisch Quellenmaterial zur Tätigkeit der christlichen Welt im Palästina des 19. Jahrhunderts zu bearbeiten. Da gut die Hälfte aller in Palästina tätigen christlichen Europäer deutscher und zum größten Teil schwäbischer Abstammung waren, konnte ich für meine Arbeit kaum einen angemesseneren Ort als Tübingen ausgewählt haben. Die dortige Universitätsbibliothek sowie die des Biblisch-Archäologischen Instituts (gleichzeitig Sitz des „Deutschen Palästina-Vereins“) waren für mein Vorhaben ganz besonders ergiebig.

Auch nach Stuttgart führte mein Weg mich öfter, vor allem zur dortigen Landesbibliothek. Durch das besondere Interesse der Württemberger am Heiligen Land ist auch diese Bibliothek eine echte Fundgrube für jeden Palästinaforscher. Anhand der dort vorhandenen vollständigen Sammlung der „Warte des Tempels“ (1845 als „Süd-deutsche Warte“ gegründet) konnte ich einem alten Wunsch nachkommen und zwei größere Bände einer „Palästina-Chronik“ vorbereiten und herausgeben. Dabei han-

delt es sich um eine Auswahl deutscher Zeitungsberichte vom Krim-Krieg bis zum Ersten Weltkrieg, die ausschließlich aus Palästina stammten und schon der nur wenig bekannten Quelle wegen dem an dem aktuellen Geschehen im Heiligen Land des 19. Jahrhunderts interessierten Leser einige neue Informationen liefern. Verständlicherweise behandeln diese Berichte des (wöchentlichen) Organs der württembergischen Templer, die in der damaligen Zeit in Palästina sieben „deutsche Kolonien“ gründeten, vornehmlich christliche Aktivitäten im Heiligen Land, die durch den später zunehmend wachsenden jüdischen Einfluß in eine gewisse Vergessenheit geraten sind.

Als spätes Nachspiel dieses ersten Ergebnisses meiner „von Humboldt-Laufbahn“ soll hier ein mehrjähriges Forschungsprojekt erwähnt werden, das zwischen den Universitäten Bonn und Haifa inzwischen abgeschlossen wurde. Im Rahmen dieses Vorhabens, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft getragen wird, versuchen wir gemeinsam, alle deutschen Bauten, die von christlicher Seite im Palästina des 19. Jahrhunderts errichtet wurden (immerhin ca. 1000 Bauwerke) zu lokalisieren, zu registrieren und zu beschreiben. Die durch Kaiser Wilhelm II. persönlich eingeweihte Erlöserkirche in Jerusalem – um nur ein Beispiel zu nennen – ist zwar allseits bekannt, dagegen existieren hunderte von anderen deutschen Bauten, z. T. historisch durchaus nicht unbedeutend, von denen man heute nicht einmal mehr weiß, daß sie deutschen Ursprungs oder von sonstigem Interesse und daher zum Verfall oder Abriß verurteilt sind. Aus dieser Sicht gesehen handelt es sich in diesem Falle nicht nur um eine Rettungsaktion historischer Baudenkmäler – denn die Ergebnisse der Arbeit werden laufend auch den israelischen Behörden für Denkmalschutz zugänglich gemacht. Vielmehr ist es auch, wie es der frühere deutsche Botschafter in Tel Aviv, Dr. Niels Hansen, in einem Schreiben an mich einmal ausdrückte, ein wichtiger Schritt, um in Israel „auch die positiven Seiten der deutsch-jüdischen Vergangenheit in angemessener Weise zur Geltung zu bringen, und der deutsch-christliche Beitrag zum Wiederaufbau Palästinas vor dem Ersten Weltkrieg gehört in der Tat dazu“.

Damit erreichte die Humboldt-Stiftung durch einen ihrer Stipendiaten die bilaterale Zusammenarbeit, die sie wohl herzustellen bestrebt ist, und andererseits konnte auch der israelische Partner davon profitieren. Aus eigenen Mitteln wäre es nämlich derzeit für eine israelische Hochschule ganz unmöglich gewesen, ein derartiges „Luxus-Projekt“ auszuführen – trotz der Dringlichkeit solcher Vorhaben – wo sich die Objekte einem oft buchstäblich vor den Augen in Luft auflösen.

Ähnlichen Nutzen konnten die deutschen und die israelischen Partner mit einem weiteren Projekt erzielen, das ich als Humboldt-Forschungsstipendiat Mitte der siebziger Jahre kennenlernte. Der „Tübinger Atlas des Vorderen Orients“ (TAVO) suchte damals für das mit über dreihundert Karten geplante Projekt ein Team, das die jüdische Bevölkerung Palästinas seit der muslimischen Eroberung im 7. Jahrhundert untersuchen und graphisch darstellen sollte. Da es sich dabei vornehmlich um die Bearbeitung hebräischer Quellen handelte, wurde ich mit der Bitte angesprochen, geeignete Mitarbeiter in Israel ausfindig zu machen. Auf diese Weise konnten später mehrere Kollegen aus Haifa an der Herstellung der Karte mitarbeiten. Wie schon am Bonner Beispiel war es für unsere junge Hochschule eine besondere Freude, mit der gerade fünfhundert Jahre alten, ruhmreichen Universität in Tübingen an einem gemeinsamen Projekt mitwirken zu können.

Meine besonderen Beziehungen zu Tübingen, die ich vor nunmehr zwölf Jahren

als Humboldt-Stipendiat so verloren und eher jämmerlich vor dem verschlossenen Dozentenwohnheim begonnen habe, konnte ich dort gerade im letzten Jahr mit durchaus verbesserten Bedingungen ausbauen. Im großen Sitzungssaal des Rathauses hielt ich am 22. Januar 1986 einen Vortrag über die Tübinger Familie Schumacher im Heiligen Land. Oberbürgermeister Dr. Eugen Schmid, der mich den Zuhörern vorstellte, sprach bei dieser Gelegenheit seine Freude darüber aus, daß ausgerechnet in Israel eine Universität – und zwar die unsere in Haifa – beschlossen hat, ein Forschungsinstitut zu gründen, das den Namen des Tübingers Gottlieb Schumacher tragen soll. Das Institut wird sich mit der Erforschung Palästinas im 19. Jahrhundert beschäftigen, mit Schwerpunkt auf dem christlichen Beitrag zum Wiederaufbau des Heiligen Landes zur Zeit Schumachers. Auch mit dem Schumacher-Institut glaube ich, ein Projekt initiiert zu haben, das sowohl unserer Universität in Haifa als auch der deutschen Seite zugutekommen wird. Es soll die Entwicklung Palästinas in dem bedeutungsreichen Zeitraum von 1799–1914 erstmals systematisch untersuchen. Durch internationale und überkonfessionelle Zusammenarbeit sollen in Haifa fortan Archivmaterialien und andere relevante Schriften – auch auf Mikrofilm gesammelt und zum Studium ausgeliehen und darüber hinaus auch wissenschaftliche Tagungen abgehalten und Forschungsergebnisse zu diesem Thema veröffentlicht werden.

Die Durchführung eines derartigen Vorhabens ist verständlicherweise mit nicht geringen Mitteln verbunden, was uns letzten Endes zu den Anfangssorgen zurückführt. Mittlerweile ist es aber auch unserer Universität gelungen, im Ausland gute Freunde zu gewinnen. Die Bundesrepublik – anders vielleicht als für die älteren israelischen Hochschulen, die ihre Freunde eher unter den Juden in Amerika fanden – spielt in diesem Zusammenhang für Haifa eine besonders bedeutende Rolle. Es scheint fast, daß sich das gesamte politische Spektrum einigte, um unsere verschiedensten Vorhaben zu unterstützen: von Willy Brandt, der unser Gustav Heinemann-Institut im Rahmen des Jüdisch-Arabischen Zentrums (finanziert durch die Friedrich Ebert-Stiftung) einweihete, bis Prinz Louis Ferdinand von Preußen, dem unsere Bemühungen um die Errichtung des Gottlieb Schumacher-Lehrstuhls besonders am Herzen liegen.

In den „Mitteilungen“ der Alexander von Humboldt-Stiftung vom Oktober 1985 (Heft 46, S. 9–20) habe ich bereits in einem Aufsatz über das „Kaiseralbum von 1898“ die freundschaftlichen Beziehungen des Prinzen Haifa gegenüber erwähnt. Am 1. März 1986 gab der Prinz auf der Burg Hohenzollern ein fürstliches Essen zugunsten unserer Universität mit der Absicht, auf diese Weise unserem früheren Gönner seinen Dank auszusprechen. Es ist daher kein Wunder, daß mir gegenüber an der feierlichen Tafel kein anderer saß als unser Jubilar, Dr. Heinrich Pfeiffer. Gleichzeitig wollte der Prinz aber auch neue Freunde für unsere Arbeit auf dem Gebiet der christlichen Tätigkeit in Palästina, die dem Haus Hohenzollern schon immer am Herzen lag, gewinnen. Da es sich vornehmlich um Schwaben im Heiligen Lande handelte, versammelte sich auf der Burg, wie es in der Südpresse hieß, „was Rang und Namen in Ländle hat“. Prominentester Gast war Ministerpräsident Lothar Späth, es fehlten aber auch nicht die beiden württembergischen Landesbischöfe und der Landesrabbiner – ganz im Zeichen der damaligen „Woche der Brüderlichkeit“. Der israelische Botschafter in Bonn sowie sein früherer Kollege in Tel Aviv, Klaus Schütz, der sich um die Universität in Haifa ganz besondere Verdienste erworben hat, fehlten ebensowenig wie der Oberbürgermeister und der Universitätspräsident von Tübingen.

gen. Aus Haifa kam sogar Universitätspräsident Evron extra angefliegen, so daß ich Gelegenheit hatte, auch ihn mit unserem allerersten „V-Mann“ bekanntzumachen. In der Tat schien Heinrich Pfeiffer durchaus nicht unzufrieden. Seine Bemühungen – und bei dieser Gelegenheit muß man eigentlich das gesamte, ganz hervorragende Team der Alexander von Humboldt-Stiftung nennen – die internationalen Beziehungen der Bundesrepublik auf akademischer Ebene zu fördern, tragen beachtenswerte Früchte. Wieder einmal zeigte es sich, daß man die großzügigen und vielseitigen Kontaktmöglichkeiten, die diese Stiftung ihren Stipendiaten bietet, nur richtig wahrnehmen muß, um gegenseitigen Nutzen zu ziehen. Mit „Verstand zur Verständigung“ bezeichnet Heinrich Pfeiffer die Aufgaben der Alexander von Humboldt-Stiftung. Ich glaube, daß er es am Beispiel der Universität Haifa mehr als bewiesen hat – nur daß bei ihm außer Verstand immer auch noch „Herz“ dabei war!

# Was kann die Linguistik leisten? Wozu angewandte Linguistik?

FRANCISZEK GRUSZA

## 1.

Philologen waren für die alten Griechen Mitbürger, die dem Wort freundlich gesinnt waren, die mit Hilfe der Rede die eigenen Gedanken und Gefühle mitzuteilen und durch Gespräche die der anderen zu erfahren und begreifen suchten. Ursprünglich bezeichnete man also mit dem Wort „Philologe“ (griech. *philo* – abgeleitet von griech. *philéo* „lieben, gerne haben“ plus griech. *logos* „Wort, Rede“) nicht, wie häufig angenommen wird, einen gelehrten Fachmann, sondern man brachte mit ihm zuerst eine bestimmte Einstellung zu Verständigungshandlungen oder – wie wir heute zumeist sagen – zur Kommunikation zum Ausdruck. Der Philologe war durch eine positive Haltung gekennzeichnet. Für die Benennung seines Gegenteils, das heißt eines Mitbürgers, der einer negativen Haltung dem Gespräch gegenüber zuneigte, der sich also dem Miteinanderreden, der Diskussion und damit auch der Verständigung ablehnend zeigte, hat Platon das Wort Misologe (griech. *miso* – abgeleitet von griech. *miseo* „hassen, nicht gerne haben“ plus griech. *logos* „Wort, Rede“) geprägt, das aber keine so große Karriere, wie die dem „Philologen“ bescherte, gemacht hat. Die Nachfolger von Platon haben sowohl das Wort als auch den Begriff vergessen – der Misologe wurde damit aber keineswegs aus der Welt geschafft.

Der Ausdruck „Philologe“ machte jedoch seine Karriere nicht in der ursprünglichen, sondern in einer akademisch spezialisierten Bedeutungsfunktion: Spätestens während der hellenistischen Ära ist der Philologe in Alexandria zum Inbegriff eines Gelehrten geworden, der sich zum Ziel setzte, anhand von überlieferten, also historischen Texten die „reale“ Welt sowie die geistige Kultur seiner Vorfahren zu rekonstruieren und damit zugleich auch die vorgefundenen Texte zu interpretieren und verständlich zu machen. Diese Gelehrten waren es, die die Philologie als eine historisch-textologisch-hermeneutische Disziplin konstituiert und sie durch diese Gesichtspunkte von der Philosophie abgehoben haben.

Daß die Philologie an ihrer alexandrinischen Forschungseinstellung bis in die Gegenwart, über zwei Jahrtausende also, festhalten konnte, ist Grund genug, sie zu bestaunen. Trotzdem hat aber die Philologie wegen dieser „konservativen“ Haltung häufig nicht Respekt, sondern das Gegenteil erfahren. Meines Erachtens hat man sie jedoch zu Unrecht sowohl dafür getadelt, *was* sie getan, als auch dafür, *wie* sie es getan hat, denn sie ist in beiden Hinsichten erfolgreich gewesen. Sie hat ja in der Tat sowohl die altgriechische als auch die altrömische Vergangenheit für die Nachfahren erschlossen und nutzbar gemacht. Und es war auch die Philologie, die den historischen Umgang mit Texten erarbeitet hat, auf dem die moderne Historiographie, darunter auch die Sprachgeschichtsforschung, aufgebaut werden konnte. Ferner hat

sich die (Alt-)Philologie nicht nur – sozusagen aus eigener Kraft – zu einer Altertums- bzw. Kulturwissenschaft entwickelt, sondern sie ist auch zum Vorbild der Neuphilologien geworden, wodurch sie auch zur Aufarbeitung der nicht-griechisch-römischen Sprach- und Kulturdenkmäler, zunächst anderer europäischer und dann auch orientalischer Völker, Grundsätzliches beigetragen hat.

Mit Recht wird jedoch die Philologie für das getadelt, was sie verhindert hat, indem sie ihre historisch-textologisch-hermeneutische Einstellung szientistisch verabsolutiert, indem sie also den Wissenschaftsanspruch einzig und allein auf sich selbst eingeschränkt und zugleich alle methodologischen sowie gegenstandsbezogenen Neuerungen bekämpft hat. Weil sich die Altphilologie beinahe ausschließlich auf die Untersuchung der historisch-denkmahlhaften Texte festgelegt hat, haben auch die Neuphilologen zunächst die zeitgenössischen Texte außerhalb ihres Gegenstandsbeereichs gelassen. Und weil sich erstere nur auf schriftlich fixierte Texte beschränkte, haben auch die letzteren die lautlichen Äußerungen anfangs unberücksichtigt gelassen.

Der Anspruch der Vertreter der Philologie auf den ursprünglichen Sinn des griechischen Wortes „philologos“ kann deshalb nur mit Einschränkung gebilligt werden. Sie haben die Aufnahme der Beschäftigung mit Zeitgenössisch-Lautlichem und damit auch die Aufnahme der Untersuchung und Beschreibung der Rede sowie des Gespräches in den Wissenschaftsbereich so lange, wie es irgend möglich war, abgelehnt und versperrt und so die Philologie zu einer Art Misologie degradiert.

## 2.

Anfang des 19. Jahrhunderts ist aber – besonders infolge der Entdeckung des Altindischen (Sanskrit) sowie des Aufrufes von Friedrich von Schlegel<sup>1</sup>, sich mit diesem vergleichend zu befassen – das Interesse am Studium der Sprachen einerseits und das Ansehen seiner Ergebnisse andererseits so stark gestiegen, daß nun auch eine institutionelle Ausgliederung – vor allem durch die Einrichtung separater Lehrstühle – der thematisch längst schon eigenständigen Sprachwissenschaft verwirklicht werden konnte. Sie ist jedoch zunächst voll und ganz im Banne der Philologie geblieben: Die frühe Sprachwissenschaft sah ihre Wissenschaftlichkeit ebenfalls vornehmlich in der historisch-textologischen Beschäftigung verankert. Insofern ist die damalige Sprachwissenschaft zutreffend als eine philologische Teilwissenschaft traktiert worden.

Neben der philologisch ausgerichteten hat sich aber auch die philosophisch fundierte Sprachbetrachtung, deren Anfänge in die vorphilologische Zeit zurückreichen, behaupten können. Ihr Verdienst ist es unter anderem, nicht nur die grammatographischen Konzepte und Modelle, sondern auch bestimmte semiotisch-funktionale Einsichten erarbeitet zu haben. Diese Forschungsrichtung wurde in Deutschland ebenfalls zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf einen ersten Höhepunkt gebracht: zum einen von A. F. Bernhardt<sup>2</sup>, der seine besondere Aufmerksamkeit den instrumental-funktionalen Aspekten der sprachlichen Phänomene sowie der Handhabung der sprachlichen Ausdrücke gewidmet hat, und zum anderen von Wilhelm von Humboldt<sup>3</sup>, der unter anderem die Versprachlichung der Wirklichkeit, ihre sprachliche Aufgliederung und inhaltliche Erfassung also, sowie die Form der verinnerlichten, der internalisierten Sprache zum Thema seines Nachdenkens gemacht hat. Damit ist die sprachwissenschaftliche Reflexion in zweierlei Hinsicht wesentlich vorangetrieben worden: Einerseits ist nun ausdrücklich auch die den sprachlichen

Texten zugrundeliegende Sprache samt den Sprachteilhabern in den Interessenbereich der Linguistik einbezogen, und andererseits sind auch die Einwirkungsmöglichkeiten auf den Sprachgebrauch – wenn auch zunächst nur den poetischen, literarischen und wissenschaftlichen – in Erwägung gezogen worden.

Zu der Humboldt'schen Perspektive hat sich im 19. Jahrhundert die psychologische gesellt, woraus die Sprachpsychologie hervorgegangen ist, über die aber Hermann Paul<sup>4</sup> ganz zutreffend folgende Bemerkungen gemacht hat:

*„Psychologisch muß die Sprachwissenschaft durchaus sein, auch wo es sich um die Feststellung einzelner Tatsachen handelt. Sprachpsychologie als eigenes Fach hat weder eine Stellung innerhalb der Sprachwissenschaft noch innerhalb der Psychologie. Es gibt nur eine Sprachwissenschaft, aber auch nur eine Psychologie. Oder soll man auch eine besondere Rechtspsychologie, eine Wirtschaftspsychologie etc. aufstellen? Warum dann nicht auch eine Spielpsychologie, ja eine Schach- oder Skatpsychologie?“*

Das 19. Jahrhundert hat aber zur Erweiterung der Sprachbetrachtung noch in anderer Hinsicht beigetragen: Die traditionellen philologisch-textologischen und philosophisch-psychologischen Perspektiven sind schon damals durch eine naturwissenschaftliche ergänzt worden. Aus der letzteren ist zum einen die menschliche Sprache mit einem Organismus verglichen worden, der zu analysieren, in seine Bestandteile zu zerlegen ist; und zum anderen ist aus ihr die Phonetik konstituiert worden, die die lautlichen Sprachäußerungen in den Mittelpunkt ihrer Forschungsinteressen gestellt hat.

Der wichtigste Beitrag der frühen Phonetik scheint mir darin zu bestehen, daß sie die hic et nunc in Erscheinung tretende Rede und damit zugleich auch das Gespräch in den Bereich der wissenschaftlichen Forschung zurückgeführt und also die Beschäftigung mit nicht-historischen Sprachphänomenen szientistisch rehabilitiert hat. Insofern sich die Phonetik als ein Teilgebiet der Sprachwissenschaft verstanden hat, hat durch die Widmung ihrer Forschungsinteressen der Rede- sowie der Gesprächsphänomene zugleich die Kommunikation und Gegenwartsfreundlichkeit der ganzen Sprachwissenschaft zugenommen. Jedoch hat sie mit der jungen Phonetik noch lange nicht ihr ursprüngliches, d. h. altgriechisches Ausmaß erreicht: Wenn man J. Baudouin de Courtenay<sup>5</sup> zustimmen muß, der 1871 in seiner Petersburger Antrittsvorlesung noch keine wesentlichen Anwendungsmöglichkeiten für die damalige Sprachwissenschaft (Linguistik oder, wie er sie auch nannte: Glottik) gesehen hat, dann deshalb, weil sie damals noch immer nicht die – im ursprünglichen Sinne des Wortes – philologische Einstellung zurückgewonnen hatte. Diese wird sie erst in der jüngsten Zeit erreichen.

Doch hat sich die Suche nach Möglichkeiten, die linguistische Forschung menschlichen Lebensfragen näher zu bringen, schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts verstärkt. Es wird schon damals versucht, die Sprachwissenschaft zu „vermenschlichen“<sup>6</sup>, und zwar dadurch, daß anstelle der Texte immer mehr der Mensch selber, seine Fähigkeit, sprachlich zu handeln, in den Mittelpunkt der linguistischen Forschungsinteressen hineinbezogen wurden.

Anfang des 20. Jahrhunderts war dann der Weg für einen ersten Umbruch der linguistischen Optik durch die Vorarbeiten von Männern wie J. Baudouin de Courtenay<sup>7</sup>, Georg von der Gabelentz<sup>8</sup> und Ferdinand de Saussure<sup>9</sup> freigelegt. Nicht zu vergessen sind aber in diesem Zusammenhang auch die Begründer der Dialektologie sowie die amerikanischen ethnologisch-anthropologisch interessierten Linguisten,

die die Untersuchung der Indianersprachen eingeleitet haben. Wenn die ersteren die Wissenschaftswürde für die Beschäftigung mit zeitgenössischen Fragen errungen haben, so haben die letzteren dies auch für die Beschäftigung mit volksnahem Sprachgebrauch erreicht, mit Fragen also, die sich nicht auf klassisch-denkmalhafte „Materie“ beziehen.

Auf eine erste Abrundung dieses Verschiebungs- und Ausweitungs- sowie Aktualisierungsprozesses der linguistischen Forschungsinteressen mußte man jedoch noch ein halbes Jahrhundert warten. Sie ist erst von Noam Chomsky<sup>10</sup> vollzogen. Daß viele seiner Ideen von verschiedenen Europäern schon lange vor ihm verkündet worden sind, ist richtig. Noam Chomsky hat sie aber zum ersten Mal zusammengedacht und dadurch eine neue linguistische Perspektive eröffnet. Und es ist auch sein Verdienst, daß sich das neue linguistische Paradigma durchsetzte und daß damit die textologische Einschränkung der Sprachwissenschaft überwunden werden konnte. Den Historismus haben allerdings schon die Strukturalisten besiegt.

In Folge der Lehre von N. Chomsky ist die Linguistik endgültig vermenschlicht, ja humanisiert worden, indem nun wahrhaftig das Hauptinteresse der linguistischen Forschungen von den sprachlichen Produkten (Texten, Äußerungen) auf ihren Produzenten und Benutzer verschoben und die Frage nach der Sprache als einem generativen Regelwerk zur Hauptfrage avanciert wurde. Daß er ursprünglich dieses Regelwerk lediglich syntaktisch, und damit zu eng, aufgefaßt und daß sein Konzept nachträglich semantisch und pragmatisch ergänzt werden mußte, ist dabei von sekundärer Bedeutung.

Eine andere Frage ist aber, ob die Chomskysche Veränderung der Linguistik als eine wissenschaftliche Revolution interpretiert werden darf.

Meines Erachtens trifft dies nur in bezug auf die stürmisch-radikale Art und Weise zu, in der sie durchgeführt wurde. Was jedoch die von ihm vollzogene „Transformation“ des linguistischen Gegenstandes sowie die Veränderung der sich auf ihn beziehenden Forschungsoptik anbetrifft, so ist sie eher als nur ein weiterer – wenn auch zugleich in gewisser Hinsicht abschließender – Schritt bzw. Akt in einer über beinahe zwei Jahrhunderte andauernden Evolutionskette der linguistischen Einstellung zu ihrem Gegenstand und zu dessen Aus- und Abgrenzung zu werten. Zumindest folgende Verschiebungs- und zugleich auch Erweiterungsakte sind als Vorgänger des letzteren in Betracht zu ziehen:

- a) von der Untersuchung ausschließlich historischer zur Einbeziehung zeitgenössischer Texte,
- b) von der Untersuchung ausschließlich schriftlich fixierter Texte zur Aufnahme der lautlichen Äußerungen in den linguistischen Gegenstandsbereich und der Verlagerung des Hauptinteresses auf die letzteren,
- c) von der Untersuchung ausschließlich denkmalhafter und kulturhistorisch bedeutungsvoller Texte zur Berücksichtigung von volkstümlichen und letztlich auch alltäglichen Texten und Äußerungen, von gehobener Schriftsprache zur Einbeziehung anderer Sprachvarianten, der Dialekte, Soziolekte usw.
- d) von der Untersuchung sprachlicher Texte und/oder lautlicher Äußerungen zur Erforschung der Sprache als eines den ersteren zugrunde liegenden Systems von Strukturen.

N. Chomsky hat hinzu einerseits

- e) den Schwerpunkt der Linguistik von der Sprache als eines Struktursystems zur Rekonstruktion der Sprache im Sinne eines Regelwerkes, das die Menschen befähigt, Texte und/oder lautliche Äußerungen zu produzieren, verschoben und
- f) andererseits die beschreibend-hermeneutische Forschungsperspektive der Linguistik bis hin zur theoretisch-prognostizierenden ausgeweitet.

### 3.

All diese Wandlungen des Gegenstandes sowie die Erweiterungen seines Bereiches haben die Linguistik zu einer Wissenschaft umgestaltet, die nicht nur historisch-feierliche, sondern auch alltäglich-existentielle menschliche Handlungen und Bedürfnisse problematisiert. Dadurch ist sowohl ihre theoretisch-explikative als auch ihre praktisch-applikative Relevanz um ein Vielfaches erweitert worden. Es sind nun nicht nur textologisch-hermeneutisch interessierte Wissenschaften, die in ihren Forschungsarbeiten linguistische Erkenntnisse aus- und verwerten, sondern jetzt gehören dazu auch alle anthropologisch ausgerichteten Wissenschaften ebenso wie viele von jenen, die sich mit der Erforschung von Informations- und Kommunikationsphänomenen beschäftigen. Weiterhin gibt es nun auch schon eine ganze Reihe von menschlichen Problembereichen, die inzwischen als Gebiete für praktische Anwendungen von linguistischen Erkenntnissen erschlossen worden sind. Wenn die frühe Sprachwissenschaft eine bloße Bildungsdisziplin und damit lebensfern war, so ist die moderne Linguistik zweifelsohne eine Wissenschaft geworden, die „an neuen und wichtigen Aufgaben des Lebens mitzuwirken berufen ist“<sup>12</sup>.

Es ist jedoch bemerkenswert, daß man nach Anwendungsmöglichkeiten der linguistischen Erkenntnisse zunächst außerhalb ihres primären Gegenstandsbereiches bzw. in abweichenden oder gar pathologischen Sprachzuständen gesucht hat. Die Anwendungspotenz der Linguistik wurde meist nicht auf die Sprache selbst und auch nicht auf den „normalen“ Sprachgebrauch, sondern auf den Sprachunterricht und insbesondere auf den Fremdsprachenunterricht bezogen: Im amerikanischen Sprachgebrauch ist „Applied Linguistics“ mit „Language Teaching“ identifiziert worden. In Europa dagegen assoziierte man „Angewandte Linguistik“ vor allem mit Überlegungen, die auf Kompensation von sprachlichen Defiziten (etwa Herstellung von Alphabeten für schriftlose Sprachen, Herstellung von internationalen Sprachen, Sprachnormierung und dergleichen) bzw. Pathologien (Herstellung von Sprache für Taubstumme, Hilfe für Aphasiker usw.) bedacht waren<sup>13</sup>.

Demgegenüber meine ich, daß nicht nur die Linguistik, sondern eine jede empirische Wissenschaft das von ihr erarbeitete „Know-how“ vor allem auf ihren eigenen Gegenstand zu beziehen hat und sich diesbezüglich nur insofern für kompetent halten darf, als der von ihr in Anspruch genommene Anwendungsbereich nicht über den Bereich ihres Gegenstandes hinausragt. Praktisch-applikatives Wissen ist von der Art, daß auf seiner Grundlage zum Beispiel gezielte, und das heißt zugleich bewußte, Handlungen ausgeführt oder Veränderungen – darunter auch Verbesserungen – vorgenommen werden können. Folgende Schlüsse kann man daraus ziehen:

- a) Die Linguistik hat sich applikativ vor allem auf denselben Gegenstand, den sie als ihren Forschungsgegenstand ausgegrenzt hat, zu besinnen und dadurch den Kreis

ihrer Erkenntnisarbeit rückkoppelnd zu schließen. Dies heißt aber nicht nur, daß sie anwendbares „Know-how“ vor allem auf die Sprache qua das den sprachlichen Handlungen zugrundeliegende Regelwerk zu beziehen hat, sondern zugleich, daß sie derartiges Wissen gezielt (programmatisch) zu erarbeiten hat.

- b) Die Linguistik darf sich weder mit einer bloßen Beschreibung ihres Gegenstandes noch mit theoretischen Explikationen der im Bereich des Gegenstandes festgestellten Sachverhalte zufrieden geben, sondern sie hat auch auf denselben Gegenstand beziehbares praktisch-applikatives Wissen zu erarbeiten und der Sprachgemeinschaft zur Verfügung zu stellen.
- c) Das Lehren sowie das Lernen von Sprachen – so wichtig es auch ist – kann lediglich als ein sekundärer Anwendungsbereich der Linguistik angesehen werden, denn die Lehr- und Lernphänomene sind nicht Bestandteil des Gegenstandes der Linguistik; mit ihnen beschäftigen sich andere Wissenschaften.
- d) Primär kompetent bezüglich der Sprachlehr- und Sprachlernphänomene sind diejenigen Wissenschaften, die diese Phänomene ausdrücklich in ihren Gegenstandsbereich einbezogen haben. Jedoch insofern sie rein sprachliche Aspekte mitzubehandeln gezwungen sind, müssen sie die Linguistik zu Rate ziehen, wodurch diese auch eine gewisse sprachdidaktische Relevanz gewinnt.

Der letzte Punkt macht deutlich, daß die Linguistik noch einen Schritt weiter gehen und ihren Aufgabenkreis vom Theoretisch-Prognostischen bis hin zum Praktisch-Applikativen erweitern muß<sup>14</sup>. Daß dieser Schritt noch nicht – bzw. noch nicht weit genug – vollzogen wurde, ist meines Erachtens vor allem durch folgende zwei Umstände verursacht worden: Zum einen lassen die meisten (gängigen) Wissenschaftsauffassungen die Theorie als das Endprodukt und zugleich das höchste Ziel einer jeden Forschungsarbeit erscheinen, zum anderen hat sich spätestens seit dem Durchbruch des amerikanischen Strukturalismus in der Linguistik eine Einstellung durchgesetzt, nach der die zu erforschende Sprache so zu nehmen ist, wie sie vorgefunden wird; die Linguistik darf auf sie keinen Einfluß nehmen.

Indessen ist es aber einsichtig geworden, daß die Einbeziehung des applikativen Erkenntnisgliedes in ein allgemeines Wissenschaftsmodell nicht nur wegen irgendwelcher praktischer Bedürfnisse, sondern auch aus wissenschaftsinternen Gründen unumgänglich ist. Nur über praktische Anwendung können Theorien auf eine signifikante Art und Weise getestet und zugleich begründet werden. Andererseits ist inzwischen auch klar geworden, daß der jeweilige Gegenstand nur während der deskriptiv-taxonomischen Forschungsphase nicht verändert werden darf und daß man also jeweils zwischen einem Ausgangs- bzw. Primärgegenstand und seinen epistemologischen Transformationen unterscheiden muß.

#### 4.

Zusammenfassend kann man auf folgende drei Zuwachsquellen der praktischen Relevanz moderner Linguistik hinweisen:

- a) Die Verschiebung des Hauptforschungsinteresses von schriftlichen Texten auf den Sprachteilhaber,
- b) die Ausweitung des Gegenstandsbereiches, so daß die Sprache eines jeden Sprachteilhabers und ein jeder Sprachakt erfaßt werden können,

- c) die Einbeziehung der praktischen Probleme in die Aufgabenliste der Linguistik und Konstituierung einer voll integrierten Ebene angewandter Forschung.

Indem die Linguistik die textologische Einschränkung überwunden hat und ins Innere des Sprachbenutzers vorgedrungen ist, hat sie den philologischen Fachbereich verlassen. Aber zugleich ist sie philologisch im ursprünglichen Sinne des Wortes geworden. Und indem sie die Sprache als ein generatives Regelwerk begriffen hat, ist sie in der Lage, nicht nur das Zustandekommen von schriftlichen Texten, sondern von sprachlichen Äußerungen überhaupt zu beschreiben und zu erklären. Wiederum über die Untersuchung von sprachlichen, kommunikativen Handlungen ist es möglich geworden, das Funktionieren von sprachlichen Äußerungen, ihren sinnvollen Gebrauch und ihren Mißbrauch, zu beschreiben und zu erklären.

Auf die eingangs gestellte Frage: Was kann die Linguistik leisten? Wozu angewandte Linguistik? kann man nun in Kürze folgenderweise antworten:

Die Linguistik kann zunächst die Sprache selbst sowie ihr Funktionieren zu begreifen helfen, indem sie Fragen beantwortet: Wie macht der Mensch Äußerungen? Welche Prinzipien befolgt er dabei? Wozu macht der Mensch Äußerungen? usw.

Ferner kann die Linguistik die Versprachlichung (darunter auch die Grammatikalisierung) der Wirklichkeit zu verstehen helfen, indem sie die Konventionalität und damit auch die Relativität der sprachlichen gegenüber der außersprachlichen Wirklichkeit untersucht, beschreibt und erklärt. Hinzu kann die Linguistik in der schon von W. von Humboldt angesprochenen Verschiedenheit der Sprachen (und der sprachlichen Wirklichkeiten) auch zum Verständnis der menschlichen Gemeinsamkeit beitragen, denn in der Vielfalt gibt es auch eine Einheit. Auch dazu hat sich W. von Humboldt geäußert, indem er ganz zutreffend schrieb:

*„So wundervoll ist in der Sprache die Individualisierung innerhalb der allgemeinen Übereinstimmung, daß man ebenso richtig sagen kann, daß das ganze Menschengeschlecht nur eine Sprache, als daß jeder Mensch eine besondere besitzt.“*

Zunächst kann also die Linguistik die wissensbedingten Faktoren der Verständigung aufarbeiten, und zwar sowohl der mono- als auch der intersprachlichen. Dabei sind natürlich verschiedene Stufen von Verständigung zu unterscheiden – von keiner bis zur beinahe vollständigen. Genauso unterschiedlich kann auch die Teilnahme an der sprachlichen Kommunikation sein. Und last but not least ist mit einer sehr unterschiedlich großen Gefahr eines Mißverständnisses zu rechnen. Hier gilt voll und ganz, was schon W. von Humboldt festgestellt hat<sup>16</sup>:

*„Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andere, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen.“*

Die Linguistik ist jedoch nicht nur in der Lage, Sprach- und Kommunikationsphänomene den Sprach- und Kommunikationsinteressierten zu erklären, sondern sie ist darüber hinaus auch fähig, ihnen Erkenntnisse bereitzustellen: für die Gestaltung, den Ausbau, die Verfeinerung sowohl der Sprache selbst als auch des Umgangs mit ihr. Gleichgültig, wie man über die Herkunft der Sprache denkt, sie ist kultivierbar und muß auch kultiviert werden. Die Linguistik kann Erkenntnisse für gezielte Formung der Sprache sowie der sprachlich-kommunikativen Handlungen liefern.

Insbesondere kann sie praktisch-applikative Erkenntnisse bei der Lösung von verschiedenen sprachlichen und/oder kommunikativen Problemen zur Verfügung stellen: beim Abbau von Sprachbarrieren, bei der Milderung von Kommunikationskonflikten, bei der Ausräumung von intra- und intersprachlichen Mißverständnissen, bei der Überwindung der zwischensprachlichen Unterschiede usw.

Daß heutzutage sprachlich-kommunikativ sowohl der Erfolg als auch der Mißerfolg, sowohl die Existenz als auch der Untergang nicht nur des einzelnen, sondern auch der Familie, der Gemeinde, ja der Menschheit überhaupt, mitbedingt ist, kann ich hier nur andeuten.

## 5.

Nun wird sich der Leser sicherlich schon längst gefragt haben: Was haben die Humboldt-Stiftung und ihr Generalsekretär, Dr. Heinrich Pfeiffer, mit diesen Ausführungen zu tun? Ihm sind sie schließlich gewidmet. Zwei Gründe lassen sich anführen, die die Verbindung der Stiftung mit der Verständigungsproblematik plausibel machen. Zunächst ist es der Name Humboldt: Ich habe jedoch nicht Alexander erwähnt, dessen Name die Stiftung im Schilde führt, sondern seinen Bruder Wilhelm, der in diesem Zusammenhang zumindest insofern wichtig ist, als er gewissermaßen am Anfang des neuzeitlichen Verlagerungsprozesses des Hauptinteresses der Linguistik auf den homo loquens steht. Und dann ist es die Tatsache, daß die Stiftung all die Jahre über, die sie von Herrn Pfeiffer geleitet worden ist, besonderes Gewicht auf die Förderung der Verständigung gelegt hat – und das auf zwei Ebenen:

Sie hat nicht nur Forscher intensiv unterstützt, die sich professionell mit Sprach- und Kommunikationsproblemen beschäftigen – einer von ihnen bin ich selbst –, sondern außer Linguisten auch Vertreter vieler anderer Fächer – von Literaturwissenschaftlern über Historiker bis hin zu Politologen.

Sie hat – und das scheint mir besonders bemerkenswert – durch ihre Mitarbeiter Verständigung vorbildlich praktiziert:

- im Gespräch mit den sich in der Bundesrepublik aktuell aufhaltenden Stipendiaten, individuell und in Gruppen während speziell dafür organisierter Veranstaltungen,
- durch Besuche bei ehemaligen Forschungsstipendiaten und in Form von sogenannten Regionaltagungen (heute Humboldt-Kolloquien genannt),
- über die Nachbetreuung der ehemaligen Gastwissenschaftler.

Ich habe all diese Bemühungen der Stiftung über Jahre beobachten können und habe dabei sehr viel praktisch gelernt und immer neue Motive und Anregung sowohl für meine eigene Forschung als auch für mein Tun bekommen. Heute weiß ich nicht, welches höher einzuschätzen ist – die Unterstützung der sich um Verständigung bemühenden Forschung oder die Verständigungspraxis der Stiftung. Ich weiß aber, daß die Stiftung in beiden Hinsichten beispielhaft gewirkt hat.

*Anmerkungen*

1. F. von Schlegel, Über die Sprache und Weisheit der Inder. Ein Beitrag zur Begründung der Altertumskunde (neue Ausgabe – mit einem einführenden Aufsatz von S. Tampanaro – vorbereitet von E. F. K. Koerner), Amsterdam 1977 (erstmal erschienen 1808 in Heidelberg).
2. A. F. Bernhardt, Sprachlehre, Teil I: Reine Sprachlehre, Berlin 1801; Teil II: Angewandte Sprachlehre, Berlin 1803.
3. W. von Humboldt, Gesammelte Schriften, hrsg. von der Berliner Akademie der Wissenschaften, Berlin 1903 ff.
4. H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 4. Aufl., Halle 1909, S. 21, Anm. 1 (1. Aufl. 1880).
5. J. Baudouin de Courtenay, Anthology, ed. by E. Stankiewicz, Bloomington-London 1972.
6. J. Baudouin de Courtenay sprach sogar von der „Vermenschlichung“ der Sprache selbst; siehe in: J. Baudouin de Courtenay, Ausgewählte Werke in deutscher Sprache, hrsg. von J. Mugdan, München 1984, S. 23 ff.
7. Siehe: J. Mugdan, Jan Baudouin de Courtenay (1845–1929): Leben und Werk, München 1984.
8. G. von der Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherige Ergebnisse (neue Auflage mit einem einleitenden Aufsatz von E. Coseriu), Tübingen 1972 (1. Aufl. 1891).
9. F. de Saussure, Cours de linguistique générale (kritische Ausgabe von R. Engler), Wiesbaden 1967.
10. N. Chomsky, Aspects of the theory of syntax, Cambridge/Mass. 1965; ders., Cartesian linguistics: A chapter in the theory of rationalist thought, New York–London 1966, ders., Language and mind, New York 1968.
11. Th. S. Kuhn, Die Struktur wissenschaftlicher Revolution, Frankfurt/M. 1967.
12. O. Back, Was bedeutet und was bezeichnet der Ausdruck „angewandte Sprachwissenschaft“, in: Die Sprache, Bd. 16. 1970, 21–53.
13. F. Gruzca, Zagadnienia metalingwistyki: Lingwistyka – jej przedmiot, lingwistyka stosowana, Warszawa 1983.
14. Ich kann jedoch H. F. Spinner (Das wissenschaftliche Ethos als Sonderethik des Wissens, Tübingen 1985, S. 70) nicht ganz zustimmen, wenn er schreibt:  
 „Für die *Anwendungsphase* ist das ausgewählte allgemeine Problemlösungswissen von der wissenschaftlichen Theorieform (mit Gesetzesaussagen „wenn A, dann B“) in die praktisch-politische *Technologieform* (mit Realisierungsmaximen „wer B will, muß A verwirklichen!“) überzuführen. Dazu bedarf es lediglich einer logischen Umformulierung, welche den wesentlichen Inhalt (über den gesetzmäßigen Ursache/Wirkungszusammenhang zwischen A und B) der Theorie unberührt läßt, diese aber anwendungsfähig macht.“ Erstens muß man in der Regel bei der Umwandlung der theoretischen Aussagen in praktisch anwendbare den Kontext der Objekte, auf die sie sich beziehen, berücksichtigen. Daraus ergibt sich ein bestimmter Synthesezwang, über den die vorgegebene Theorie – sozusagen rückwirkend – getestet und also auch beeinflussbar gemacht wird. Und zweitens sehe ich nicht ein: Wieso interpretiert Spinner die Anwendungsaussagen als Maximen? Meines Erachtens braucht man in diese Aussagen kein Ausrufungszeichen hineinzutragen.
15. W. von Humboldt, Gesammelte Schriften, Bd. 7/1, S. 64 f.
16. W. von Humboldt, Gesammelte Schriften, Bd. 7/1, S. 51.

# Parallelen im deutsch-koreanischen Rechtsdenken

*Ein Beitrag zur Intensivierung der Zusammenarbeit beider Länder*

YOUNG HUH

Die koreanische Rechtstheorie lehnt sich eng an die deutsche Rechtslehre an. Dies spiegelt sich nicht allein in den zahlreichen Bezugnahmen auf deutsche Literatur der Rechtswissenschaft wider, sondern wird vor allem in Bemühungen zahlreicher koreanischer Juristen, nach Deutschland zu kommen und das deutsche Recht an Ort und Stelle zu studieren, deutlich. Ein großer Teil koreanischer Schriften der Rechtswissenschaft ist von hoher Bewunderung für deutsche Schriftsteller, wie etwa G. Radbruch, G. Jellinek, H. Welzel, C. Schmitt, R. Smend und U. Scheuner, um nur einige Namen zu nennen, und andere Vertreter der deutschen Rechtswissenschaft durchwirkt. Andererseits jedoch wird wiederholt betont, insbesondere von traditionsbewußten Gelehrten, daß die vermeintlich höherwertigen Ideale deutschen Rechtsdenkens für die Bewältigung der nationalbedingten Rechtsproblematik Koreas ungeeignet und illusorisch wären. Gleichwohl wird eine derartige Ansicht im Lande nicht durchgängig geteilt; Bedenken werden vor allem gegen die prinzipiell ablehnende Haltung gegenüber jeglicher Rechtsvergleichung erhoben. Denn die entscheidenden Grundprobleme der Rechtswissenschaft und der Rechtspolitik eignen sich nicht für Diskussionen in isolierten nationalen Bereichen, sondern machen einen internationalen Erfahrungsaustausch unabweislich, der auf der Höhe unserer Zeit ist. So findet heute die Rechtsvergleichung, insbesondere über das deutsche Recht, bei vielen Juristen in Korea die gebührende Beachtung, weil die Überzeugung besteht, daß es sich nicht um eine exotische Liebhaberei, sondern um Fragen des Berufswissens des Juristen handelt, auf das im Zeitalter der internationalen Verflechtungen zu verzichten untunlich ist.

Im Rahmen dieses Artikels können jedoch die Einzelheiten des unmittelbaren und mittelbaren Einflusses deutschen Rechtsdenkens auf das koreanische Recht nicht erschöpfend abgehandelt werden<sup>1</sup>. Hier kann nur auf einzelne markante Grundzüge dieser Beziehungen eingegangen werden. Das unmittelbare Zusammentreffen des deutschen Rechtskreises mit dem koreanischen Recht begann, sieht man von der Vorkriegsepoche koreanischer Rechtsgeschichte ab<sup>2</sup>, in der bereits das kontinental-europäische Recht über China und Japan mit dem koreanischen Recht in Berührung gekommen war<sup>3</sup>, erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Und der unmittelbare Einfluß deutschen Rechtsdenkens verstärkt sich heute wegen der großen Zahl von Universitätslehrern und Intellektuellen, die zum Teil auch über die Alexander von Humboldt-Stiftung nach Deutschland kommen, hier eine ein- bis zweijährige Forschungszeit verbringen und sich mit dem deutschen Recht vertraut machen. So wird der Einfluß des deutschen Rechtsdenkens nicht zuletzt auch durch Werke von ehemaligen Humboldtianern gefördert. Es muß hier auch gesagt werden, daß man neuerdings die

Integrationslehre von Rudolf Smend<sup>4</sup>, die erst durch ein Werk eines ehemaligen Humboldt-Stipendiaten in Korea systematisch vorgestellt wurde<sup>5</sup>, als brauchbar für Koreas Staatsmodell mit großer Begeisterung aufnimmt, nachdem man erkannt hat, daß der Rechtspositivismus von Hans Kelsen<sup>6</sup> und der Dezisionismus von Carl Schmitt<sup>7</sup> für eine demokratische Entwicklung Koreas eher Schaden als Nutzen angebracht haben. Insgesamt gilt: die Bundesrepublik Deutschland übt seit jeher in fast allen Rechtsgebieten eine gewaltige Anziehungskraft auf die koreanischen Juristen aus.

So sieht man sich mit der Frage konfrontiert, was koreanische Juristen zu diesem Eifer bewogen haben könnte, ausgerechnet deutsches Recht zu studieren und sein Gedankengut zu übernehmen. Es handelt sich, so scheint es, weder um das Gefühl minderer Qualität noch ist es Folge der Zersplitterung des alten koreanischen Rechts, sondern vielmehr eine historisch bedingte, rechtspolitische Zweckmäßigkeitsscheidung in der Zeit des Wiederaufbaus nach dem letzten Weltkrieg. Daß die Erlangung der nationalen Selbständigkeit ein geschichtlicher Höhepunkt ist, der fruchtbar gemacht werden kann, unterliegt keinem Zweifel. Den Übergang von kolonialer Unterworfenheit zu verantwortungsvollster Selbständigkeit und deren heroische Erkämpfung bilden Ereignisse von einer Geschichtsträchtigkeit, die an sich imstande sind, schöpferische Kräfte freizusetzen und den neuen Staaten durch das Ergreifen einer solchen Stunde zu einer eigenständigen Identität zu verhelfen. In Korea hatte ein geschichtsträchtiger Umwälzungsvorgang erst nach der Befreiung von japanischer Kolonialherrschaft (1910–1945) durch die Alliierten Streitkräfte im Jahr 1945 eingesetzt mit der allmählichen Auflösung der traditionellen, sozialen und politischen Ordnungsinstitutionen des alten Königreichs (Lie-Dynastie: 1392–1910 A. D.). Zwischen 1945 und 1948 kam es zu einer ersten größeren politischen Bewegung, die auf westlichen Vorstellungen von gesellschaftspolitischer Gerechtigkeit mitbasierte. Diese Bewegung war nicht zuletzt durch die ständig machtvolleren Interessen der Weltmächte beschleunigt worden. Um die Mitte der Vierziger Jahre hatte der politische und militärische Druck der Weltmächte eine derart gewaltige Dimension erreicht, daß einflußreiche koreanische Bevölkerungsteile in politischen Parteien und Bewegungen ihrer Überzeugung Ausdruck zu verleihen begannen, daß nur die Abkehr von der eigenen Tradition und die revolutionäre Durchsetzung weltlicher Ideen und Verhaltensnormen Korea vor einem abermaligen Untergang bewahren könnte. Von dieser Situation her setzte dann schubweise die Welle politischer und sozialer Wandlungsbewegungen ein, die mit der Befreiung durch die Alliierten 1945 begann und mit der Gründung der Republik Korea im Süden und der Demokratischen Volksrepublik Korea im Norden endete. Alle diese widerstreitenden Bewegungen hatten ein gleichermaßen gemeinsames Ziel auf ihre Fahnen geschrieben, das sie auf verschiedene Weise zu verwirklichen suchten – die politisch-nationale Unabhängigkeit Koreas. Wenn auch statt der erhofften nationalen Einheit und Integration ein Ablauf politischer Teilung und gesellschaftlich politischer Entfremdung zwischen dem nördlichen und südlichen Teil des Landes einsetzte, war doch wenigstens um die Gründungsjahre ein wesentlicher Teil der koreanischen politischen Intelligenz noch zutiefst überzeugt, die politische Umgestaltung Koreas, eine nationale Modernisierung einleiten zu können, ohne den langwierigen und destruktiven Weg einer sozialen und politischen Revolution gehen zu müssen. An dieser Stelle war jedoch vor allem Orientierung vonnöten.

Ein Land vor allem übte dabei eine gewaltige Anziehungskraft auf die koreanische Intelligenz aus: Deutschland, das nach dem Zweiten Weltkrieg ebenfalls eine nationale Teilung in West und Ost hinnehmen mußte. Im Rahmen dieses Essays können die grundsätzlichen Parallelitäten der Teilung des Deutschen Reichs einerseits und der geschichtlichen Situation Koreas zu Ende der Besatzungszeit Japans andererseits nicht näher abgehandelt werden. Es mag der Hinweis genügen, daß die Teilung des Deutschen Reichs eher eine kriegsrechtliche Reaktion auf die expansiven Äußerungen des Nationalsozialismus war, während die Teilung Koreas als ein historischer Ausdruck hegemoniepolitischer Machtkämpfe von den beiden Supermächten nur willkürlich erzwungen wurde. Wie das auch immer gewesen sein mag, so resultierte aus dieser scheinbaren Parallelität auch die besondere Anziehungskraft der deutschen Vorbilder für die koreanischen Intellektuellen. Deutschland hatte, so glaubte man, sich aus nationaler Zersplitterung und Ohnmacht erhoben und zu einem funktionsfähigen sozialen Rechtsstaat entwickelt, ohne zuvor eine selbstzerstörerische und leidensvolle politisch-soziale Revolutionsphase erlebt zu haben. So bildete sich in Korea bald nach der Erlangung der nationalen Selbständigkeit eine Bewegung heraus, die, gestützt auf das Studium deutscher Rechtslehren, eine nationale Reformideologie entwickelte und in Korea ständig wachsenden Einfluß fand. Man dürfte damals auch gemeint haben, daß ein einheitlich geschlossenes Gesetzesrecht wie das kontinental-europäische im allgemeinen und das deutsche im speziellen, das durch das japanische Recht<sup>8</sup> in Korea längst bekannt war und den Anspruch auf Lückenlosigkeit erhebt, leichter zu rezipieren sei als das aus zahlreichen Präjudizien bestehende, zuerst fremd erscheinende anglo-amerikanische Fallrecht<sup>9</sup>. So spielten schon in der Zeit des Wiederaufbaus von Korea neben dem politisch bedingten nordamerikanischen Einfluß<sup>10</sup> stets rechtsinstitutionelle Vorbilder aus der Weimarer Republik eine wichtige Rolle. Unverkennbar sind bei der ersten republikanischen Verfassung von 1948 die Auswirkungen der Weimarer Verfassung von 1919. Eindeutig läßt sich ein deutscher Einfluß auf die koreanische Verfassung von 1948 insofern feststellen, als sie wesentliche Gedanken der Grundrechte, institutionellen Garantie im Carl Schmittschen Sinne<sup>11</sup> und die Grundstruktur der Gewaltenteilung u. a. m. übernommen hat. Noch heute enthält die koreanische Verfassung Regelungen, die aus der Weimarer Verfassung und aus dem Grundgesetz stammen, wie etwa die Einrichtung der sozialen Grundrechte<sup>12</sup> und die Institution der streitbaren Demokratie<sup>13</sup>. Was den deutschen Einfluß auf das koreanische Recht betrifft, so war auch das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) aus dem Jahre 1896 Vorbild für die im Jahr 1957 erfolgte Kodifikation des neuen koreanischen bürgerlichen Rechts, ein kodifiziertes Gesetzeswerk, das sich inhaltlich sehr stark auch an das schweizerische Zivilgesetzbuch und an den Code Civil Frankreichs anlehnt, das mit einigen Änderungen – insbesondere im Familien- und Erbrecht – bis heute in Kraft ist. Das koreanische bürgerliche Gesetzbuch hat so mit Eifer vor allem das deutsche BGB nachgeahmt, „das als technisch hochstehendes, vom Liberalismus geprägtes Gesetz gilt“<sup>14</sup> und als Vorbild aller nachfolgenden Gesetzbücher in Korea bis zum heutigen Tag gepriesen wird. Der Einfluß des deutschen Rechtsdenkens tritt nicht zuletzt auch auf dem Gebiet des Strafrechtes in Erscheinung, denn das deutsche Strafgesetzbuch von 1871 i. d. F. v. 1975 und die deutschen Strafrechtsreformbemühungen haben für koreanische Strafrechtler eine Art Vorbildcharakter. Mitglieder der koreanischen Strafrechtsreformkommission bemühen sich bei ihren vor einem Jahr angelaufenen Vorar-

beiten einer Strafrechtsreform, vor allem die Bilanz der Strafrechtsreform in der Bundesrepublik Deutschland intensiv zu studieren und der koreanischen Strafrechtslehre und Kriminalpolitik eine eigene dogmatische Grundlage zu geben, indem sie die deutsche Strafrechtslehre und Kriminalpolitik für koreanische Verhältnisse aufbereiten und fruchtbar machen.

Die Rezeption des deutschen Rechts in Korea hatte, wie bereits erwähnt, ihren Grund sowohl in der rechtsgeschichtlichen Anlehnung an das deutsche Recht als auch in der rechtspolitischen Zweckmäßigkeit. Aber Korea und Deutschland standen auf dem Boden einer historischen und kulturellen Entwicklung, die zu so unterschiedlichen Mentalitäten und Ergebnissen geführt hatte, daß zunächst ein Verständnis zwischen beiden gar nicht denkbar war. Das deutsche Rechtssystem baut bekanntlich auf liberalen individuellen Grundgedanken auf. Es hat die Standesrechte beseitigt und alle Staatsbürger gleichgestellt. Die Gleichheitsidee bringt den persönlichen, individuellen Charakter zum Bewußtsein. Daher werden die Persönlichkeitswerte als unantastbar angesehen. In Korea dagegen wird nach wie vor das Ideal hochgehalten, daß der Mensch sich nicht als Individuum, sondern als Mitglied einer Gemeinschaft erfährt und erfüllt. Das gilt insbesondere auch für das Familien- und Staatsleben. Demzufolge wird die Eigenart des überlieferten koreanischen Rechts durch den Grundsatz der gemeinschaftlich-patriarchalischen Staats- und Rechtslehre bestimmt. Deshalb ist es bei der Gemeinschaftsauffassung gestattet, im Interesse der Allgemeinheit in die Privatsphäre des einzelnen einzugreifen.

Daher wären die Wege, die nach Ansicht des Westens allein zur Modernität und freien Gesellschaft führen, für Korea nicht ohne weiteres annehmbar oder gangbar. Das gilt als erstes für die Auffassung, daß nur die Freiheit des Individuums sowohl das Glück des einzelnen wie vor allem auch der Gesamtheit zu bewirken vermag. Es trifft dies aber auch für die Überzeugung zu, daß es allein der Wettbewerb zwischen solchen Individuen ist, der die Freiheit zu solchen Erfolgen steuert.

Unter diesem Blickwinkel ließen sich Zweifel an der Rezipierbarkeit der deutschen Ideologie und Rechtslehre in Korea nicht unterdrücken. Es muß hier jedoch genügen, wenn zweierlei aus diesem Gedankenkomplex herausgehoben und klargestellt wird. Als erstes muß beachtet werden, daß man in Korea nach drei Jahrzehnten nicht ausschließlich aus der eigenen moralischen und intellektuellen Substanz – durch Rückzug auf sich selbst – zu gewinnen suchte, sondern auch in Auseinandersetzung mit westlicher Ideologie. Mit der Entscheidung dafür, eine ideologische Identität durch Auseinandersetzung mit westlicher Ideologie zu gewinnen, hat man sich somit zugleich für Rezeption entschieden, gleichgültig ob man im Endergebnis fremde Ideen übernimmt oder verwirft. Eine solche Auseinandersetzung mit den westlichen Ideen oder gar deren Übernahme sollte immer gewagt werden und zwar aus zwei Überlegungen: es mag einmal die geistige Fruchtbarkeit eines neuen Staates so groß sein, wie nur denkbar – es ist erst die Erprobung am Maßstab anderer Ideen, die überzeugend die Richtigkeit des eigenen Denkens dartut. Und zweitens: Wenn die eigene Fruchtbarkeit nicht so unerhört ist, wie sie sein könnte, dann bedarf es zum mindesten für eine Übergangszeit der Übernahme fremden Geistesgutes. Da es aber 1945 außerhalb Japans nennenswerte geistige Bestände, mit denen man einigermaßen vertraut war, außer in Deutschland nicht gab, konnte die Auseinandersetzung mit ihnen oder gar die Übernahme nicht umgangen werden. Es scheint, als hätte sich

Korea jedenfalls zur Zeit der Unabhängigkeit in dem zweiten Fall befunden. Und zum zweiten, was die Einwurzelung fremder Rechtsideen in einer neuen Umwelt angeht, so bedeutet sie in jedem Fall Umwandlung im Sinne dieser Umwelt. Damit ist einmal gesagt, daß sich das zu übernehmende Geistesgut von dem Boden lösen lassen muß, aus dem es erwachsen ist, und es sich zum zweiten in eine ganz andere Umwelt einwurzeln lassen muß. Zweifel daran, ob Rezeption in diesem Sinne für Korea fruchtbar ist oder nicht, werden sich vor allem dann einstellen, wenn die zur Rezeption gestellten geistigen Bestände von der koreanischen Geisteswelt nicht mehr vorbehaltlos und unbedingt bejaht werden. Derartiges scheint aber nicht für die deutschen Rechtsideen in Korea zuzutreffen. Ebenso wenig läßt sich feststellen, daß die Rezeption deutscher Rechtsideen für das Rechtsleben in Korea eine unerwartet negative Wirkung zeitigt hätte. Eher wurden durch Rezeption Gegenpositionen geboten und verschiedene Topoi vorgestellt, die Korea dazu verhalfen, in Auseinandersetzung mit ihnen zu sich selbst zu finden. Dieser Modus des Geistig-zu-sich-selbst-Findens mußte überhaupt erst rezipiert werden, um ein neues Land wie Korea seinerzeit in die Lage zu versetzen, in solcher Diskussion seine Eigentümlichkeit zu erarbeiten und zu sich selbst zu finden – als die Voraussetzung aller Voraussetzungen überhaupt.<sup>15</sup>

Die Zukunft wird zeigen, ob das deutsche Recht, das im koreanischen Recht vielfältig zur Geltung kommt, in das allgemeine Rechtsbewußtsein des koreanischen Volkes aufgenommen wird und ob sich eine Harmonie zwischen altkoreanischer Gedankenwelt und deutschen Rechtsideen entwickeln kann. Zudem muß nach einem Weg gesucht werden, den scheinbaren Gegensatz zwischen koreanischen und deutschen Rechtsideen zu überwinden und einen Ausgleich zwischen den beiden herzustellen, damit sie im Rechtsleben Koreas wirkungsvoll zusammenwirken. Diese Frage dürfte für die weitere Entwicklung rechtswissenschaftlicher Beziehungen Koreas zu Deutschland von entscheidender Bedeutung sein.

Um so größere Bedeutung kommt der Juristen-Förderungsinitiative der Alexander von Humboldt-Stiftung zu. Zweifelsohne hat sich die Alexander von Humboldt-Stiftung in den vielen Jahren ihrer Wirksamkeit bemüht, auch die rechtswissenschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu Korea zu pflegen und relevante Instrumente, Methoden und Programme der rechtswissenschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Korea herauszufinden und auch zu fördern. Dreizehn gehaltvolle Berichte über rechtswissenschaftliche Themen, die anlässlich des Symposiums „100 Jahre deutsch-koreanische Beziehungen in der Rechtswissenschaft“, 1984 auch durch Unterstützung der Alexander von Humboldt-Stiftung erstattet wurden<sup>16</sup>, sind dafür ein beredtes Beispiel.

So wichtig die Arbeit der Alexander von Humboldt-Stiftung ist und so sehr sie um der Vermeidung von „Politik“ willen von einer privaten Organisation wie der Alexander von Humboldt-Stiftung wahrgenommen werden muß, so lassen sich doch die wahren kulturpolitischen Ziele der Alexander von Humboldt-Stiftung nicht gänzlich leugnen. Schwellenländern gegenüber ist sie zweifellos eine Entwicklungshilfe durch die Wissenschaftsförderung, und Industrienationen gegenüber ist sie u. a. auch ein Mittel zur Erweiterung des eigenen Forschungshorizontes. Die damit zusammenhängende Effizienz der kulturpolitischen Entwicklungshilfe gegenüber Schwellenländern ist weniger eine Frage etwa der Fächerproportionalität als der Intensivierung und Pflege der geistigen Beziehungen Deutschlands zu diesen Ländern. Entscheidender

ist daher der Stil der Wissenschaftsförderung und die Bereitschaft der Alexander von Humboldt-Stiftung, auch schwerpunktmäßige Dauerförderung in ihre Programme einzubeziehen. Was nützt alle kulturpolitische Entwicklungshilfe, wenn es nicht gelingt, die Vertiefung und Fortentwicklung der vorhandenen Geistesverwandtschaft mit diesen Ländern zu sichern – und zwar nachhaltig? Es folgt hieraus, daß die kulturpolitische Entwicklungshilfe sich nicht auf proportional gedachte finanzielle oder technische Unterstützung beschränken darf. Selbstverständlich soll sie nicht ganz auf proportionale Gesichtspunkte verzichten. Aber sie sollte Ideen, Modelle, Gesichtspunkte u. a. m. in sich einbeziehen. Damit ist die Notwendigkeit angesprochen, die richtigen „supports decisions“ zu treffen. Dies kann der Alexander von Humboldt-Stiftung mit gutem Grund zugemutet werden.

### *Anmerkungen*

1. Darüber Näheres vgl. Young Huh, *Begegnung europäischer und ostasiatischer Rechtskultur, Geistige Grundlagen des koreanischen Rechts*, in: *Verfassung und Recht in Übersee (VRÜ)*, 1977, S. 117 ff.
2. Über die Vorkriegsepoche koreanischer Rechtsgeschichte vgl. u. a. Bong-Duck Chun, *Wesen und Struktur des koreanischen Rechts: Einführung in die koreanische Rechtsgeschichte vor 1900*, in: *Festschrift f. A. Eckardt* (1960), S. 121 ff.
3. Vgl. darüber Näheres u. a. Pyong-Choon Hahm, *Korea's Initial Encounter with the Western Law: 1866–1910 A. D.*, in: *Korea Observer* Vol. 1, No. 2 (Jan. 1969), S. 80 ff.
4. Vgl. dazu *Verfassung und Verfassungsrecht*, 1928
5. Dies sind die dreibändigen Werke von Y. Huh, *Verfassungstheorie und Verfassungsrecht*, 1980
6. Vgl. dazu u. a. *Hauptprobleme der Staatsrechtslehre*, 1923; auch *Allgemeine Staatslehre*, 1925
7. Vgl. dazu v. a. *Verfassungslehre*, 1928.
8. Das japanische Recht trug dank der Meiji-Reform im Jahr 1868 bereits weitgehend den kontinental-europäischen Rechtscharakter.
9. Bis 1945 war das anglo-amerikanische Recht in Korea so gut wie kaum bekannt.
10. Insbesondere auf dem Gebiet des Verwaltungs- und Völkerrechts.
11. Vgl. dazu etwa C. Schmitt, *Freiheitsrechte und institutionelle Garantien der Reichsverfassung*, in: *Verfassungsrechtliche Aufsätze*, 2. Aufl. (1973), S. 140 ff.
12. Vgl. Art. 143 Abs. 1, 145, 157, 158, 159, 161, 163 Abs. 2 u. 164 WRV einerseits und Art. 29 bis 33 der koreanischen Verfassung andererseits.
13. Vgl. Art. 21 Abs. 2 GG und Art. 7 Abs. 4 der koreanischen Verfassung.
14. So G. Köbler, *Juristisches Wörterbuch*, 2. Aufl. (1981), S. 52.
15. So auch H. Krüger, *Die ideologische Orientierung der Neuen Staaten in Übersee*, in: *Verfassung und Recht in Übersee (VRÜ)* 1977, S. 7 ff. (9).
16. Vgl. die *Zeitschrift der koreanisch-deutschen Gesellschaft für Rechtswissenschaft*, 1985, „*Recht in Korea und Deutschland*“.

# Der Beitrag der Alexander von Humboldt-Stiftung zu den rumänisch-deutschen Kulturbeziehungen\*

MIHAI ISBĂȘESCU

Wissenschaftliche und Kulturbeziehungen zwischen Völkern setzen voraus, wenn nicht unbedingt geographische Nachbarschaft, d. h. direkte Berührung und ethnisch-geistige gegenseitige Durchdringung, so doch wenigstens einen regen, zunächst *wirtschaftlichen*, späterhin *politischen* und *geistigen* Verkehr, eine Art *Rede* und *Dialog*, die zu einem intensiveren gegenseitigen *Kennerlernen*, *Verstehen* und *Schätzen* führen sollen. In gewissem Sinne handelt es sich dabei um die *Vermittlung der eigenen Kulturwerte* und um die *Rezeption der Lebens- und Geistesmodalitäten* des – nennen wir ihn – *Anderen*–, weiterhin um die *Reflektierung* und *Verarbeitung in der eigenen Kultur* der *geistigen, künstlerischen und wissenschaftlichen Realitäten* jenes *Anderen* und, eventuell – nicht unbedingt–, die *Ausstrahlung der eigenen Kulturwerte* oder wenigstens den *Durchbruch in dessen Kulturbewußtsein*.

Daß dabei der sozialpolitisch, wirtschaftlich und kulturell Höherstehende der *Gebende* und der andere der *Übernehmende* ist und daß dieses Verhältnis eine ganze Skala von Modalitäten, Intensitäten und Ausmaßen kennt, versteht sich von selbst. Jedoch kennt die Kulturgeschichte der Menschheit keine rein unidirektionalen Beziehungen, denn das Schenken von Seiten des fortgeschrittenen Partners wird immer von einer mehr oder weniger *ausführlichen, meistens schematisierenden und typisierenden Registrierung der Gegenwart und der Eigenschaften des Anderen* begleitet; und dadurch nimmt dieser konkrete *stereotype Gestalt* im Bewußtsein – und sogar in den künstlerischen Schöpfungen – des Gebers an, und dies *verkörpert* unverkennbar auch *die zweite Richtung der Beziehungen*.

Und nun konkret zu den deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen!

Wenn man von den ersten Begegnungen zwischen den nach der Eroberung Dakiens durch Trajanus (Anfang des 2. Jhs.) aus Dakiern und Römern entstehenden Urrumänen mit den Germanen, länger und nachwirkender mit den Goten und Gepiden (4.–7. Jh.; Reste gotischer christlicher Kolonien im heutigen Rumänien, dokumentarisch noch im 9.–10. Jh. bezeugt) absieht, so fallen die ersten deutsch-rumänischen Beziehungen in das 11.–12. Jahrhundert, als die ersten Deutschen ins Karpatenland einwanderten, Grund und Boden in Siebenbürgen bezogen, und als

---

\* Dieser Aufsatz enthält „in nuce“ einige Ideen aus einer größeren Abhandlung, die ich mit Unterstützung der Alexander von Humboldt-Stiftung zustande bringen konnte und die in absehbarer Zeit in Druck gehen soll; sie ist den „deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen im Laufe der Zeit“ gewidmet und soll die wissenschaftliche und didaktische Tätigkeit meiner letzten fünfzig Jahre zusammenfassen.

„Siebenbürger Sachsen“ solche Beziehungen einleiteten und bis heute freundlich und positiv pflegten. Das war noch etwa anderthalb Jahrhunderte vor Entstehung der rumänischen, vorläufig aber nicht für lange Zeit unabhängigen, Staaten Walachei und Moldau; jedoch in einer Zeit, als die Rumänen schon begonnen hatten – wie der bekannte französische Historiker Jules Michelet es so schön sagte – zum „Bollwerk und zur Verteidigungslinie“ zu werden, die „das Vordringen der Tataren und Türken nach dem Westen ein Millennium lang aufhielten“ und die durch ihre geographische Lage zum obligaten Durchgangsgebiet und zur Abriegelungs- oder Durchgangspforte zwischen Osten und Westen, zwischen Eurasien und Mittel- und Westeuropa wurden. So entwickelte sich dieses rumänische Volk zum Sammelbecken östlicher und westlicher Geistigkeit, Kultur und Kunst, und es gestaltete aus deren Elementen eine eigene einzigartige Synthese, die ihren Ausdruck unter anderem in den berühmten bukowiner-moldauischen Klöstern aus dem 15.–16. Jahrhundert fand, mit ihren – in nie gesehenen oder wiederholten Farben – gemalten Außenfresken, die bis heute der Witterung und Luftverschmutzung standgehalten haben; weiterhin in den unvergleichlichen Kirchen von Curtea de Argeş, Iaşi, Tismana, Neamtu usw. Leider wurde die Geschichte des rumänischen Volkes durch eine dramatische Abwechslung von freien Zeiten selbständigen Staates und Epochen der Besetzung und Unterdrückung durch Nachbarvölker beschattet. Eine eigene freie Entfaltung setzte erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder ein, womit eigentlich die selbständige Entwicklung des modernen heutigen Rumäniens begann.

In dieser ganzen Zeit waren die Kulturbeziehungen zwischen den Deutschen aus Rumänien (*Siebenbürger Sachsen* und seit dem Theresianischen und Josephinischen 18. Jahrhundert auch *Banater Schwaben*) und den Rumänen durchaus freundlich und für das rumänische Volk auf allen Gebieten fördernd. Ich zitiere hierbei zwei Stellen aus den Werken von Nicolae Iorga, dem größten rumänischen Historiker, der seine Ausbildung auch an deutschen Universitäten bei den besten Historikern des vorigen Jahrhunderts vervollkommnet hatte: „Die höhere Kultur mit sich zu bringen, das städtische Wesen auf beide Abhänge der Karpaten zu pflanzen, das Leben Siebenbürgens in feste Formen endgültig zu bannen, den Westen und den Osten bis zur Donau und den entfernten tatarischen, griechischen und türkischen Ländern durch Handelsbeziehungen zu verbinden, abendländische befruchtende Einflüsse auf die morgenländisch gefärbte älteste Kunst der Rumänen zu üben, den Sieg der nationalen Sprache der Rumänen über die mittelalterliche Kulturform des Slavischen zu befördern, das alles bilden Rechte und Verdienste der Deutschen für die allgemeine Kultur und für jene der Rumänen besonders, die wir nicht genug anerkennen und schätzen können.“ Und weiterhin sagt derselbe Iorga, der die siebenbürgisch-sächsischen Archive ebensogut wie die rumänischen – wie kein anderer – kannte und viele Dokumente daraus in seinen über 2000 Veröffentlichungen zum Druck brachte: „Deutsche waren die ersten Baumeister vieler alter Kirchen in der Moldau und Walachei, Deutsche malten manche von ihnen aus und verrichteten die Schnitz- und Steinmetzarbeiten, Deutsche prägten den moldauischen Fürsten ihre Münzen, deutsche Ärzte und Bader heilten sie, deutsche Glockengießer gossen die Glocken für die Kirchen östlich und südlich des Karpatenbogens, deutsche Goldschmiede arbeiteten für die rumänischen Bojaren, Deutsche in Siebenbürgen veranlaßten die Drucklegung der ersten Bücher in rumänischer Sprache.“

Und der aus Rumänien stammende bekannte Germanist Karl Kurt Klein, einer

der besten Kenner der historischen Kulturbeziehungen zwischen Deutschen und Rumänen, ergänzt sinnvoll diese synthetische Charakterisierung: „Daß es sich hierbei augenscheinlich nicht nur um einseitige Beeinflussung, sondern um richtige Wechselbeziehungen handelte“, da die Rumänen und die Siebenbürger Sachsen „jahrhundertlang in eng nachbarlicher Verbundenheit gelebt haben“ und „es einte sie derselbe Himmel, dieselbe Geschichte“. Dies deutet unmißverständlich auf die Tatsache hin, daß die Siebenbürger Sachsen im ganzen Laufe ihrer Geschichte vom 12. Jahrhundert an bis zur Gegenwart fast immer freundliche und Bündnisbeziehungen zu den Rumänen pflegten, da sie selber in Siebenbürgen, obwohl sozialstrukturell, wirtschaftlich und kulturell überlegen, oft ihre Rechte – wie auch die Rumänen, nur in geringerem Maße – durch die Aristokratie mißachtet sahen. Deswegen sind auch die menschlichen und kulturellen Beziehungen zwischen Deutschen und Rumänen nie von Spannungs- oder Haßgefühlen getrübt worden. Und das Bild, das sie sich voneinander machten, war fast ohne Ausnahmen ein helles und unverzerrtes, wenn auch nicht immer von gegenseitigen ironischen Witzesfeilen verschont.

Die direkten Kultur- und wissenschaftlichen Beziehungen, die jahrhundertlang meist durch die Vermittlung der Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, aber auch sporadisch unvermittelt stattfanden, traten Mitte des 19. Jahrhunderts nach der Vereinigung der Moldau und der Walachei zu einem Fürstentum (1859) und nach der Ausrufung des rumänischen Königreichs unter einem Fürsten deutscher Abstammung (1881) in eine neue Phase ein. Viele unter den größten Dichtern und Schriftstellern (M. Eminescu, G. Coșbuc, I. L. Caragiale, O. Goga, L. Blaga, I. A. Doinaș u. a.), unter den bedeutendsten Historikern und Politikern, die den modernen rumänischen Staat gestalteten (M. Kogălniceanu, T. Maiorescu, P. Carp, N. Iorga, C. I. Giurescu, die bei Ranke, Savigny, Mommsen in die Lehre gegangen oder mit Alexander von Humboldt befreundet waren), die Vertreter der modernen rumänischen Philosophie (C. Rădulescu-Motru, I. Petrovici, I. Rădulescu-Pogoneanu, D. Gusti, T. Vianu), die Schopenhauer, Hegel, Fichte, Marx, Engels, Nietzsche, Husserl, Wundt, Jung, Heidegger der rumänischen Kultur nahebrachten, zahlreiche Philologen (S. Pușcariu, I. Iordan, K. K. Klein, B. Capesius), Ärzte, Naturwissenschaftler, Mathematiker, Physiker, Chemiker, Ingenieure aller Fachrichtungen u. a., die die rumänische Wissenschaft und deren praktische Anwendung in Rumänien auf das Niveau der übrigen führenden Staaten der Welt brachten, haben eine deutsche Ausbildung genossen, an deutschen Universitäten oder Forschungsinstituten ihre Studien betrieben oder Spezialisierung erhalten. So daß, wenn im vorigen Jahrhundert noch die Behauptung, „die rumänische Geistigkeit und Kultur seien zum größten Teil von der französischen geprägt worden“, noch stimmen konnte, seit Ende des vorigen Jahrhunderts die Einflüsse der französischen und deutschen Kulturen auf die rumänische sich ungefähr die Waage halten.

Nach einer, durch die Auswirkungen des letzten Weltkrieges bedingten Unterbrechung wurden die wissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen Rumänien und der Bundesrepublik Deutschland um die Mitte der sechziger Jahre wieder aufgenommen, als N. Ceaușescu zum Generalsekretär der RKP und zum Staatspräsidenten gewählt wurde. Sie entwickelten sich aufsteigend in der folgenden Zeit und viele rumänische Studierende und Fachleute konnten, dank der Unterstützung durch die Humboldt-Stiftung, die Deutsche Forschungsgemeinschaft, den DAAD, das Goethe-Institut, das Institut für deutsche Sprache in Mannheim, das Institut für

Auslandsbeziehungen und andere deutsche Institutionen an den deutschen Universitäten und Forschungsinstituten der Bundesrepublik Deutschland arbeiten und sich spezialisieren oder eigene originelle Forschungen betreiben. Durch diese Fachleute kamen auch viele wertvolle Projekte als Zusammenarbeit zwischen deutschen und rumänischen Forschungsinstituten und Universitäten zustande.

Das Bild der deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen wäre nicht vollständig, wenn wir nicht auch die rumänischen Lektoren an deutschen Universitäten und die deutschen an den rumänischen erwähnen würden, die zur Erweiterung und Vertiefung dieser Beziehungen einen bedeutenden Beitrag leisten, wie auch das „J. W. Goethe-Kulturinstitut der Bundesrepublik Deutschland“ in Bukarest, dessen Tätigkeit und Bibliothek für ein besseres Kennenlernen und für die Ausstrahlung der deutschen Kultur und Wissenschaft in Rumänien Beachtliches zuwege bringen.

Und nun einige Worte über meine persönlichen Beziehungen zur ideal-abstrakten, jedoch immer so greifbar einspringenden und spendenden Humboldt-Stiftung und zu ihren lebendigen und konkreten Vertretern. Aus unvermeidlichen Gründen konnte ich zum ersten Mal nach dem letzten Krieg erst Mitte der sechziger Jahre in die Bundesrepublik Deutschland fahren, gleich nachdem Rumänien als erster sozialistischer Staat die diplomatischen Beziehungen zu ihr aufgenommen hatte. Als ein alter, bei Prof. Dr. Hermann Schneider in Tübingen promovierte Doktor der Germanistik und ehemaliger Stiftungsstipendiat noch aus der vorsintflutlichen Steinzeit habe ich mich gleich bei meiner ersten Reise als Gast des Goethe-Instituts erkundigt, ob und wo unsere alte Humboldt-Stiftung noch bestünde. So kam ich am 29. Mai 1967 in das alte Haus, Schillerstr. 12, wo ich mit einem beglückenden Gefühl des Wiederfindens und der Dankbarkeit das Heiligtum, das mir einst zu meinem beruflichen und wissenschaftlichen Werden verholfen hatte, betrat und die damalige noch sehr junge Leitungsgruppe kennenlernte. Als ersten den Generalsekretär Dr. Heinrich Pfeiffer, einen (ich zitiere nach den damaligen Aufzeichnungen in meinem persönlichen Tagebuch) „sympathischen, quecksilberartig dynamischen und lebenssprudelnden, leutseligen und eloquenten jungen Mann, mit weltoffenen und weitblickenden Ansichten und Plänen, mit einem hellen, freundlichen, offenen und vertraueneinflößenden Gesicht, dem man vom ersten Augenblick an die eigene Seele, wie gebannt, entgegenbringen und ihn zum besten und teuersten Freund gewinnen möchte“. Ich habe immer die Menschen auf den ersten Blick eingeschätzt, wobei ich mich selten geirrt habe und muß auch diesmal sagen, daß ich heute, nach bald zwei Jahrzehnten gegenseitiger freundlicher Beziehungen, restlos zu meinen damaligen Eindrücken stehe, vielleicht mit einer der Erfahrung entsprungenen Ergänzung, und zwar: „daß er inzwischen seine Ansichten und Pläne bewußt konsequent und beharrlich durchgeführt und verwirklicht hat und dadurch die heutige Einmaligkeit der Stiftung zu modellieren und zu gestalten wußte“.

An seiner Seite standen, damals wie heute, als richtige und zuverlässige Mitarbeiter und Stützpfiler dieses grandiosen Baus, der „gutmütige, seelisch ausgeglichene und jederzeit wunderbar hilfsbereite Dr. Thomas Berberich“ und der „ruhige, oft zurückhaltend oder gar verschossen wirkende, jedoch, wenn man ihn besser kennenlernte, immer herzenswarme und entgegenkommende Dr. Dietrich Papenfuß“, die mir ebenfalls die Ehre gaben, meine freundliche Gesinnung mit Wärme zu erwidern.

In jenem Gespräch am 29. Mai erklärte mir Herr Pfeiffer die Struktur, die Ziele und die vorläufigen Ergebnisse der Stiftung, und ich stellte mit Überraschung fest,

daß, während die übrigen sozialistischen Staaten mit je 8 bis 30 Stipendiaten vertreten waren, zur Zeit nur zwei Rumänen in der Bundesrepublik arbeiteten. Ich fragte gleich nach dem Grund einer so unterschiedlichen Behandlung, und ich sehe es noch heute deutlich, wie Herr Pfeiffer mir leicht ironisch, aber eindeutig antwortete: „Sie fragen *mich* das? Ich frage *Sie*, warum es so ist. Denn wir haben allen Staaten je zehn Stipendien zur Verfügung gestellt, manche haben noch etliche darüber hinaus beantragt, und wir haben sie ihnen gewährt. Ihr Rumänen habt nur zwei in Anspruch genommen. Es hängt nur von Euch ab, die anderen einzuholen.“ Die Folge war, daß nach meiner Rückkehr eine Einladung der Rumänischen Akademie an Herrn und Frau Generalsekretär Dr. Heinrich Pfeiffer erging, und kurz danach ein Rumänienbesuch stattfand, mit zwei offiziellen Gesprächen beim Akademiepräsidenten und beim Minister des Unterrichtswesens, die einige Monate später zur Unterzeichnung eines wissenschaftlich-kulturellen Austauschabkommens führten. Als ich einige Jahre später wieder die Stiftung besuchte und mich nach der neuen Sachlage erkundigte, erhielt ich die Antwort: „Ihr habt jetzt alle anderen sozialistischen Staaten überholt.“ Das bedeutete für mich, daß die An- und Aussichten, die mir Herr Pfeiffer damals unterbreitet hatte, nicht leere Worte und Versprechen geblieben, sondern zu echten, international-politisch schwerwiegenden Tatsachen der Freundschaft zwischen den Völkern geworden waren.

Und wieder einmal, etwas später, als ich mich für die Leistungen der rumänischen Forschungsstipendiaten interessierte, war ich überaus froh zu hören, daß „die rumänischen Stipendiaten als Gesamtgruppe zu den besten der Stiftung gehörten“. Tatsächlich bekleiden heute in unserem Land die ehemaligen Humboldt-Stipendiaten Spitzenstellungen in der Forschung, im Universitätswesen, im Gesundheitswesen, in den zentralen Industrie-, Wirtschafts- und Verwaltungsleitungen u. a. Und sehr viele unter ihnen haben bei ihrer Rückkehr, dank den großzügigen Spenden der Stiftung, ihre Arbeits- und Forschungsstellen mit modernster Apparatur bereichert, um ihre in der Bundesrepublik Deutschland begonnenen Forschungen und Arbeiten fortsetzen und zu gutem Ende führen zu können. Das spricht von selbst, ohne weiteren Kommentar, für die Konzeption, die Rolle und die Leistungen der Humboldt-Stiftung, für die unvoreingenommene Einstellung allen Staaten gegenüber, für das konsequent respektierte Postulat der Qualität bei der Auswahl und Förderung der Stipendiaten; nicht zuletzt auch für die Qualität und Konsequenz eines Werkes ohnegleichen, bei dessen Errichten der Generalsekretär Heinrich Pfeiffer durch unermüdlichen Einsatz, selbst bei Gefährdung der eigenen Gesundheit, den größten Beitrag, unerschütterlich und unbeirrbar, geleistet hat. Dafür danken ihm Tausende und Abertausende von Stipendiaten und Altstipendiaten aus der ganzen Welt.

Dafür und besonders für die Freundschaft, mit der Sie mich immer beehrten und meine Forschungen unterstützten, danke ich Ihnen innigst, sehr verehrter und lieber Herr Pfeiffer, und wünsche Ihnen von Herzen ein langes Leben und unerschütterliche Gesundheit, damit Sie Ihr wunderbares Lebenswerk weiterführen und noch weiter gedeihen lassen können.

# Die Alexander von Humboldt-Stiftung als Gestalterin der ägyptisch-deutschen wissenschaftlichen Beziehungen

MOHAMED KAMEL

Die wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Ägypten haben ihre Tradition. Theodor Bilharz war schon im Jahre 1852 in Ägypten und hatte die in vielen Ländern weit verbreiteten Erreger der nach ihm benannten Krankheit Bilharziose entdeckt.

Auch Max Eyth, der berühmte Landtechniker, bereiste und arbeitete in Ägypten zu dieser Zeit (1863 ff.), um zu erforschen, ob die Landwirtschaft in Ägypten die neu entwickelten Landmaschinen einsetzen könne, und natürlich auch, ob diese Maschinen dorthin zu verkaufen waren. An dem Gebiet der Ägyptologie und Orientalistik waren viele deutsche Gelehrte und Wissenschaftler interessiert. Nach der Gründung der ägyptischen Universität (jetzt Cairo University) blieben die Beziehungen aufrechterhalten. So zum Beispiel auf dem Gebiet der Chemie lehrte Prof. Dr. Schönberg an der naturwissenschaftlichen Fakultät (1936–1957). Aus der Vielzahl seiner Schüler sei Prof. Dr. A. Mostafa genannt, der später Direktor des National Research Centre (NRC) und dann Minister für wissenschaftliche Forschung geworden ist.

Der erste ägyptische Direktor des staatlichen chemischen Untersuchungsamtes, Dr. M. F. El-Fouly, hatte seine Ausbildung in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland absolviert. Auch Prof. A. R. Tourkey, der erste Direktor des NRC, promovierte in München in den zwanziger Jahren. Die Institution NRC wurde im Jahre 1956 gegründet, um neben der Universitätsforschung hauptsächlich multi- und interdisziplinär angewandte Forschung zu betreiben. Das NRC umfaßt heute über 3000 Mitarbeiter, fast die Hälfte davon Wissenschaftler und wissenschaftliche Mitarbeiter, und stellt das größte Forschungspotential des Landes dar. Professor Tourkey wurde später Minister für wissenschaftliche Forschung.

Diese zuerst privaten Initiativen haben sich später unter anderem durch die Alexander von Humboldt-Stiftung intensiviert. Sie ermöglichte ägyptischen Wissenschaftlern aller Fachgebiete Kontakte mit deutschen Kollegen aufzunehmen und aufrechtzuerhalten. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg (1938) war Dr. Kamal Mousa vom Gesundheitsministerium Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung auf dem Gebiet der inneren Medizin. Nach der Wiederaufnahme der Aktivitäten der Stiftung nach dem Krieg waren 1954 auch einige ägyptische Stipendiaten dabei, darunter Prof. Dr. H. G. Osman (Biochemie), einer der ersten Mitarbeiter und Gründer des NRC. Seitdem wurden bis 1982 252 ägyptische Wissenschaftler als Humboldt-Forschungsstipendiaten ausgezeichnet. Dank ihrer wissenschaftlichen Kriterien bei der Auswahl bedeutet der Erhalt dieses Stipendiums unter ägyptischen Wissenschaftlern und wissenschaftlichen Institutionen, wie in anderen Ländern

auch, eine hohe wissenschaftliche Auszeichnung und Würdigung. Aus dem NRC kamen an erster Stelle 48 Stipendiaten, an nächster Stelle stand die Universität Kairo mit 42.

Die mit dem Humboldt-Stipendium ausgezeichneten ägyptischen Wissenschaftler, die aus Forschungsinstitutionen, allen alten und neuen – insgesamt 13 – ägyptischen Universitäten und auch aus den Ministerien kommen, stehen ihren früheren Kollegen, die in Deutschland aus eigener Initiative studiert haben, nicht nach. Viele von ihnen haben hohe Positionen inne, Prof. Dr. A. Osman, früherer Rektor der Universität Suez Kanal, Prof. Dr. M. B. Fayez, Präsident des NRC, Prof. Dr. A. M. Gad, Direktor der wissenschaftlichen Dokumentation und des Informationszentrums und viele andere in führenden Positionen an den Universitäten, in akademischer, wissenschaftlicher Forschung und Technologie und anderen Institutionen.

Der Wirkungsbereich dieser ägyptischen Forschungsstipendiaten ist nicht nur auf Ägypten beschränkt. Einige von ihnen arbeiten im arabischen Ausland, in Europa oder den USA und haben führende wissenschaftliche Aufgaben in ihren Gastländern.

Der Grundsatz der Stiftung, direkt und nur nach ihren Kriterien den Stipendiaten auszuwählen, unabhängig von Rasse, Nationalität oder Fachgebiet, hat dafür gesorgt, daß die Auswahl nur nach wissenschaftlichen Leistungen erfolgt ist und garantierte den hohen Standard der Stipendiaten. Ich erinnere mich an Zeiten, da offizielle Stellen in Ägypten versuchten, die Stipendiaten nach eigenen Normen auszuwählen und der Stiftung vorzuschlagen. Die Haltung der Stiftung war klar, auch wenn zum Bedauern keine Anträge aus Ägypten kommen sollten. Diese Haltung wurde von den Wissenschaftlern im allgemeinen und insbesondere von früheren Stipendiaten unterstützt. Kurz darauf ist dieses Ansinnen zurückgestellt worden.

Ich persönlich kam erst im Jahre 1967 in direkten Kontakt mit der Stiftung, als mir das Forschungsstipendium verliehen wurde. Ich war von Oktober 1967 bis Februar 1969 am deutschen Textilforschungszentrum Krefeld (Prof. Dr. G. Valk) tätig.

Während dieser Zeit lernte ich die verschiedenen Mitarbeiter der Stiftung kennen, vor allem Herrn Dr. Pfeiffer. Ich blicke sehr gerne und mit sehr guten Erinnerungen auf diese Zeit zurück, vor allem auf die große „Familie Humboldt“, Mitarbeiter der Zentrale, ihre Gäste und Kollegen im Institut. Die traditionelle Reise durch die Bundesrepublik und nach Berlin ist für viele Gastwissenschaftler ein einmaliges Erlebnis, das es ihnen ermöglicht, die Vielfalt deutscher Lebensart und Kultur zu betrachten und näher kennenzulernen. Es ist ja kein Wunder, daß die Stiftung auch auf außerberufliche Aktivitäten ihrer Stipendiaten achtet, diese Haltung ist wohl in den Gedanken von Alexander von Humboldt verankert.

Die Fürsorge der Stiftung durch ihre Nachkontakte, daß die schöne und erfahrungsreiche Zeit in Deutschland nicht in Vergessenheit gerät, ist ein sehr wichtiger Bestandteil der Arbeit der Humboldt-Familie, die eine sehr positive und tiefgreifende Wirkung bei den meisten früheren Stipendiaten hat. Dadurch bleiben die geknüpften persönlichen und wissenschaftlichen Beziehungen für längere Zeit erhalten. Mit großer Bewunderung und Hochachtung sehen die früheren Stipendiaten diese Arbeit des Nachkontaktes.

Für viele Wissenschaftler der Entwicklungsländer sind die Bücher- und Geräte-spenden, die mit der Nachbetreuung verbunden sind, eine echte Hilfe, um ihren wissenschaftlichen Arbeiten nachkommen zu können. Meine jungen Mitarbeiter im

NRC und auch in anderen Institutionen, die von diesem Angebot Gebrauch gemacht haben, wissen es zu schätzen, und ihre „älteren“ Kollegen merken es am Eifer, mit dem sie an die Arbeit gehen, und an der Qualität ihrer Arbeit.

Diese enge Beziehung auf persönlicher Ebene zwischen der Stiftung und ihren Stipendiaten hat die wissenschaftlichen Kontakte zwischen den Stipendiaten und ihren Gastinstituten aufrechterhalten. Diese Kontakte waren sehr bedeutend für die wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Ägypten und der Bundesrepublik auch auf anderen Ebenen, so zum Beispiel waren die Humboldt-Stipendiaten maßgebend beteiligt an der Idee, den Vorarbeiten und der Entstehung des „Channel Programms“. Dieses Programm betrifft Doktoranden, die an einer ägyptischen Universität eingeschrieben sind, dort promovieren und in der Bundesrepublik Deutschland für 1–2 Jahre einen Teil ihrer Doktorarbeit unter der Leitung eines deutschen Professors anfertigen. Der deutsche Professor ist Mitglied der Prüfungskommission und erhält die Möglichkeit, die Arbeitsverhältnisse und die Kollegen in Ägypten kennenzulernen. Der ägyptische Professor kommt auch für 2–3 Wochen nach Deutschland, um sich über die Arbeiten seines Doktoranden an Ort und Stelle zu informieren, neue deutsche Kollegen und die Arbeitsbedingungen im Gastinstitut und an anderen Instituten kennenzulernen. Ohne die guten und engen Beziehungen und Kontakte zwischen früheren Stipendiaten und ihren früheren Gastinstituten wäre sicherlich der Anfang dieses Programms viel schwieriger gewesen. Von vielen ägyptischen Wissenschaftlern wird dieses Programm zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Ägypten als Vorbild angesehen. Federführende Stelle für dieses Programm sind der DAAD und das ägyptische Hochschulministerium. Über 200 ägyptische Doktoranden arbeiten z. Zt. im Rahmen dieses Programms.

Ich möchte meine Hoffnung zum Ausdruck bringen, daß auch das von der Humboldt-Stiftung betreute Feodor-Lynen-Programm das Interesse vieler ägyptischer ehemaliger Stipendiaten gewinnt, um auch von unserer Seite etwas für die gegenseitige Zusammenarbeit auf diesem Gebiet beizutragen. Der DAAD mit seinen vielfältigen Programmen ist inzwischen ein Hauptbestandteil der wissenschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern. Das DAAD-Büro in Kairo betreut auch die Humboldt-Stipendiaten. Der DAAD ermöglichte in den letzten 10 Jahren über 300 ägyptischen Wissenschaftlern kurze Aufenthalte in Deutschland (bis zu 3 Monaten) und fast 200 kurze Besuche (bis zu 1 Monat). Über 150 deutsche Professoren waren im Rahmen des DAAD-Programms an ägyptischen Universitäten tätig, und fast 100 absolvierten dort einen kurzen Besuch. Der DAAD hat auch zwei große Ereignisse der Humboldt-Stiftung in Ägypten organisiert, nämlich zwei Regionaltagungen. Diese beiden Veranstaltungen gaben mir persönlich Gelegenheit, enge direkte Kontakte mit Herrn Dr. Pfeiffer zu knüpfen. Bei der ersten Veranstaltung im Jahre 1975 war ich gerade einige Monate Direktor des NRC, seitdem verbindet uns beide eine enge Freundschaft. Es ist immer wieder festzustellen, daß Herrn Dr. Pfeiffers Persönlichkeit viel Freundlichkeit und Humor ausstrahlt. Er ist an vielem interessiert. Seine Interessen und seine Arbeiten machten ihn zum ausgezeichneten Kenner der internationalen Probleme auf dem Gebiet der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Beziehungen. Die zweite Tagung war in enger Zusammenarbeit des NRC und seinen ehemaligen Humboldt-Stipendiaten organisiert. Sie sollte sein Zeichen der Anerkennung der Stiftungsaktivitäten im allgemeinen sein und die Verbundenheit früherer Stipendiaten des NRC mit der Stiftung zum Ausdruck bringen. Diese zweite Tagung

brachte nicht nur die ägyptischen Stipendiaten zusammen, sondern auch andere aus Irak, Jordanien und dem Sudan.

Es ist immer wieder erstaunlich, wie unser Jubilar, Herr Dr. Pfeiffer, bei solchen Anlässen seine Gäste, ehemalige Stipendiaten, begrüßt. Sie beim Namen zu nennen oder den Fachgebieten zuzuordnen ist für ihn kein Problem, in vielen Fällen erinnert er sich sogar familiärer Einzelheiten.

Diese strahlende Freundlichkeit und Persönlichkeit beeinflußt alle Mitarbeiter der Stiftung und macht ihre Kontakte zu den Stipendiaten schon nach sehr kurzer Zeit persönlicher, freundlicher und sogar familiärer. Dies ist eine sehr bemerkenswerte Eigenschaft, die die Humboldtianer in ihrem Umgang mit den „Familienmüttern“ und „-vätern“ in der Zentrale beim ersten Treffen feststellen und in ihren Herzen aufnehmen.

Wie die offizielle Aufgabe der Stiftung, die Förderung hochqualifizierter Wissenschaftler aller Fachrichtungen, ist auch die umfassende Nachbetreuung des einzelnen Wissenschaftlers auf wissenschaftlicher und persönlicher Ebene ein fester Bestandteil ihrer Arbeit. Dies trägt dazu bei, daß die ehemaligen Stipendiaten ihr Gastland immer in guter Erinnerung behalten und die während der Stipendienzeit geknüpften Beziehungen durch andere gemeinsame wissenschaftliche Aktivitäten vertiefen. Auf diese Weise sind zwischen Stipendiaten der Stiftung und ihren deutschen Betreuern und Kollegen wissenschaftliche Kooperationsprojekte entstanden. Diese sind entweder direkt mit dem jeweiligen Institut oder über Dritte wirksam geworden.

Das vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) und der ägyptischen Akademie der Forschung und Technologie finanzierte Spurenelementprojekt ist nur ein Beispiel. Das Projekt führt seit zehn Jahren erfolgreiche Arbeit auf dem Gebiet der Pflanzenernährung auf nationaler Ebene durch und geht in eine neue, sehr praktische Phase (1986–1990) über. Die Arbeiten werden von einem ehemaligen Humboldt-Stipendiaten im NRC koordiniert. Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit hat auch dem NRC und später der Akademie bei dem Aufbau des Theodor-Bilharz-Forschungsinstituts auf dem Gebiet der Erforschung der Bilharziose und Tropenmedizin sehr geholfen. Einige Humboldt-Stipendiaten haben sich bei den Gründungsaktivitäten beteiligt, und andere nutzen die von der Bundesrepublik Deutschland gelieferte vorhandene Ausrüstung für ihre Forschungszwecke. Mit dem BMZ laufen andere Projekte auf dem Gebiet der Sonnenenergie. Auch das Zentrallabor des NRC ist durch Kooperation mit dem BMZ entstanden, dessen Leiter ein früherer Humboldt-Stipendiat ist. Die Akademie der Forschung und Technologie unterstützt mit dem Bundesministerium für Forschung und Technologie (BMFT) gemeinsame Aktivitäten. Dieses Programm umfaßt Algenforschung (von einem ehemaligen Humboldt-Stipendiaten betreut), Biotechnologie und andere Gebiete.

Die Akademie hat ein Kooperationsabkommen mit der DFG abgeschlossen, das mehrere Gebiete umfaßt und die Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen ägyptischen und deutschen Wissenschaftlern vorsieht. Es war kein Zufall, daß in der für die Planung und Betreuung der Aktivitäten verantwortlichen Kommission einige Humboldt-Stipendiaten mitwirken.

Unser Jubilar und die Stiftung können sehen, wie wirkungsvoll ihre ägyptischen Humboldtianer an der Vertiefung der wissenschaftlichen Beziehungen beider Länder mitwirken. Vor allem möchte ich betonen, daß die angegebenen Beispiele keinen

Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Die Beziehungen zwischen beiden Ländern und die Aktivitäten der früheren Stipendiaten sind vielseitig. Ich hoffe, daß durch weitere Aktivitäten der Stiftung und den persönlichen Einsatz von Herrn Dr. Pfeiffer diese Atmosphäre der freundschaftlichen Zusammenarbeit beider Länder nicht nur erhalten, sondern noch vertieft bzw. erweitert werden kann.

Ich wünsche Herrn Dr. Pfeiffer in den kommenden Jahren vor allem Gesundheit, um die erfolgreiche Führung der Stiftungsarbeit weiterentwickeln zu können.

# Ein Glücksfall

GERHARD KEGEL

Heinrich Pfeiffer 60? Kaum glaubhaft, wüßte man nicht, daß heute selbst „graue Panther“ mobil und kregel sind. Und nun gar der „Kugelblitz“ (laut Heisenberg).

Wann genau ich ihn erstmals sah, bleibt dunkel. Es war in den fünfziger Jahren. Er wird mich kraft irgendeiner Empfehlung als Juristen in den Auswahlausschuß geholt haben.

Unter dem Vorsitz von Hess und dann Speer erlebte ich viele Sitzungen. Ich staunte, daß die Präsidenten sich vorbereiteten wie auf ein Examen: sie kannten die Hunderte von Akten fast auswendig. Desgleichen Pfeiffer. Es ging spritzig zu: einfühlbar, mit bon sens und langer Erfahrung. Manches saß. Zum Beispiel Goepels „Ist, wenn“-Definition des Unterschieds von (in Gutachten häufig) „fleißig“ und „emsig“: die Bienen sind fleißig, die Kaninchen emsig.

Unser Jubilar – das Wort will nicht von der Zunge – besuchte mich einmal in der Eifel in einer Holzbaracke (die Dörfler: „die Bude von dem Professor“). Als richtiger noch-Junggeselle hatte er alles mitgebracht: Hähnchen noch warm, grüne Erbsen, Salzkartoffeln, Pudding („Götterschlamm“) und vor allem Wein – viel und gut. Er trug sich mit dem Gedanken, um die Hand seiner bewundernswerten Frau zu bitten, wollte erzählen, vielleicht auch ein wenig bestärkt werden. Rat brauchte er nicht, braucht er nie.

Denn er kennt sich und die Welt und rudert mitten drin. Er weiß, die Liebe geht durch den Magen, und tut viel für seine Gäste und sogar für seine Gastgeber (siehe oben), überraschte mich sogar einmal mit einem Korb feldfrischer Erdbeeren. Welch ein Jammer da, daß ihm vor langer Zeit in Tannenbusch beim Tragen vom Auto in seine Wohnung eine Kiste köstlichen Weins entrutschte und am Boden auslief!

Er schätzt gute Gaststätten, sitzt gern lange beim Wein und kehrt spät heim. Keine Unruhe daher in Godesberg, als er zur Zeit des letzten Erdbebens Chile besuchte: das Hotel litt schwer, aber es bebte abends um zehn und da konnte er beim besten Willen noch nicht zu Hause sein.

Selbst Frühaufsteher, war ich daher trotz allen Mitgeföhls klammheimlich ein ganz klein bißchen – ich schäme mich, es zu gestehen – erleichtert, daß er einer ohnehin anstrengenden Chinafahrt fern bleiben mußte. Ihn hatte eine üble Art Meningitis angesprungen, aus der ihn nur die Nähe zu Bonner Kliniken gerettet hat. Er sprüht ja von Temperament und ist kerngesund und kräftig. Aber uns alle packt ein- oder mehrmals im Leben Tückisches. So hatte Heinrich Pfeiffer vor Jahrzehnten eine hartnäckige, äußerst schmerzhafteste Bandscheibensache, aus der ihn, nachdem andere es nicht schafften, der Kölner Neurologe Werner Scheid herausholte.

Sonst aber kann man seinen élan vital nur anstaunen. Er ist unglaublich intensiv,

ganz da, hat ein glänzendes Gedächtnis und es dürfte niemanden geben, der gleich viele Wissenschaftler sämtlicher Länder und Fächer kennt.

Er blickt durch die Menschen. Wie hieß es auf dem Kasernenhof: „Sie sind durchschaut!“ Möchte er von einem Eitlen etwas haben, dann sagt er: „Den baue ich auf!“ Abgebaute komplimentiert er hinaus.

Menschenkenntnis ist das A und O derer, die Wissenschaft verwalten. Ein guter Universitätskanzler kennt seine Schäfchen genau. Von deren Vorhaben braucht er weniger zu verstehen. Ihm ist Geldgeben Sache begründeten Vertrauens.

Heinrich Pfeiffer gibt nicht nur Geld an Forschungsstipendiaten und Preisträger. Er nimmt auch Geld von vielen Seiten. Er versteht seine Geber, kann mit ihnen reden: sein Schwung, sein Charme erwecken in ihnen voll fundiertes Vertrauen.

Menschenkenntnis ist viel, aber nicht alles. Sie kann kalt oder warm sein. Unser Freund ist wohlwollend. Vielleicht erblickt er in jedem Menschen ein Geschöpf aus der Hand Gottes.

Deswegen vertrauen ihm alle und mögen ihn. Wie ein Münchner OB sagte: „Die Leut mögn mi, und i mag die Leut.“ So genießt er das uneingeschränkte Vertrauen und Wohlwollen seiner Präsidenten, durchweg herausragende Männer. So setzen sich seine Gehilfen für ihn ein, wie er sich für sie.

Wie der Herr, so's Gescherr. In der Jean-Paul-Straße 12 ist man unbürokratisch, frisch, lebendig natürlich, beweglich, hilfsbereit, warmherzig. Es herrscht ein einmaliger Ton: der Humboldtton.

Man pflegt – und am meisten der Chef – die hohe Kunst der Improvisation: „Nicht verzagen, Pfeiffer fragen!“

Er hat aus der Stiftung etwas gemacht, hat sie zu hoher Blüte geführt, er ist einmalig unter seinen Kollegen in anderen Wissenschaftsorganisationen.

Werker und Werk sind hier gleich: ein wirklicher Glücksfall.

# Über den deutschen Kultureinfluß in Schweden

GUSTAV KORLÉN

Notizen zu einem wissenschaftsgeschichtlich ergiebigen Thema<sup>1</sup>:

„Schweden – eine deutsche Kulturprovinz“, so haben schwedische Historiker nicht ohne Grund, wenn auch etwas zugespitzt, drei Perioden in unserer Geschichte gekennzeichnet. Zunächst gilt dies für die Hansezeit, in der die starke deutsche Einwanderung auch zu einer tiefgreifenden Veränderung unserer Sprache führte. Man hat errechnet, daß rund 50 % des schwedischen Wortschatzes in der einen oder anderen Weise niederdeutsch geprägt sind. „Schweden ist, wie jedermann weiß, eine deutsche Kolonie, und die Sprache, welche sich bis in unsere Tage ziemlich rein erhalten hat, ist Plattdeutsch in zwölf Dialekten“, heißt es bei Strindberg im Roman „Das Rote Zimmer“ v. J. 1879. Es gibt in der Geschichte der europäischen Sprachen in der Tat auch nur eine Parallele, die französische Unterwanderung der englischen Sprache nach der normannischen Eroberung. Für beide Sprachen, die englische wie die schwedische, gilt zweifellos die Goethesche Maxime: „Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt.“

Eine zweite Periode ist das Zeitalter der deutschen Klassik und Romantik. Deutschland war damals bekanntlich eine kulturelle Großmacht, die einen starken Einfluß auch auf die schwedische Kultur ausübte. Die großen Vertreter unserer eigenen Literatur, Esaias Tegnér, Erik Gustaf Geijer, Per Daniel Atterbom und andere erhielten wesentliche Impulse aus Weimar und Königsberg. Von ihnen war vor allem Tegnér auch in Deutschland bekannt; seine „Frithjofs Saga“ (1825) mit Motiven aus der altnordischen Heldensage war in zahlreichen Übersetzungen (die letzte noch 1925, und zwar in plattdeutscher Sprache!) lange eine beliebte Lektüre.

Aber am stärksten war die Breitenwirkung des deutschen Kultureinflusses zweifellos in der dritten Periode. Es handelt sich um den Zeitraum nach der Reichsgründung Bismarcks bis zum Ausgang des Ersten Weltkrieges mit Nachwirkungen noch in die zwanziger und dreißiger Jahre hinein. Die deutsche Kultur hatte damals eine ähnlich starke Stellung wie heutzutage die anglo-amerikanische. Hier ist das Schlagwort von der deutschen Kulturprovinz denn auch am ehesten eine Realität. Deutsch war die erste Fremdsprache, die neun Jahre lang unter erheblichem Aufwand an grammatischer Präzision und Exaktheit in den schriftlichen Übersetzungen eisern gelehrt und gelernt wurde. Als Schullektüre dienten vor allem die deutschen Klassiker, jedenfalls bis unter dem Einfluß von Wilhelm Viëtors Streitschrift „Der Sprachunterricht muß umkehren!“, veröffentlicht 1882 unter dem provokativen Pseudonym „Quousque tandem“, Ende des Jahrhunderts eine sprachpädagogische Wende eintrat: statt Goethe und Schiller wurden nun „leichte“ Texte und Gegenwartsaufsätze, allen voran Julius Stinde mit der „Familie Buchholz“ bevorzugt<sup>2</sup>.

Deutsch war vor allem die Sprache der Wissenschaft, auch der Naturwissenschaften und der Medizin, die wie die Geisteswissenschaften starke Bindungen zu den deutschen Disziplinen und Kollegen hatten. Daß die Theologie im lutherischen Schweden eine ausgesprochen deutsche Wissenschaft war, versteht sich von selbst. Deutschland war im Bewußtsein des schwedischen Bildungsbürgertums zweifellos das Land der Dichter und Denker. Daß dabei der meistgelesene Autor in schwedischer Übersetzung nicht etwa Goethe oder Schiller, sondern mit Abstand Fritz Reuter war, ist ein Indiz unter anderen dafür, wie stark die norddeutsch-niederdeutschen Bindungen waren. (Allein von „Ut mine Stromtid“ sind 26 Übersetzungen erschienen.)

Es ist für das damalige Kulturklima überaus charakteristisch, daß wir unter den allerersten Nobelpreisträgern für Literatur zwei Deutsche finden, die mit Literatur im engeren Sinne wenig zu tun hatten, aber eben Vertreter jener humanistisch-idealistischen Tradition waren, die damals bei uns so hoch im Kurs stand, der Historiker Theodor Mommsen 1902 und der Philosoph Rudolf Eucken 1908. Auch der Preis an Paul Heyse zwei Jahre später, aus heutiger Sicht ebenfalls eine Fehlentscheidung, ist in diesem Kontext zu sehen. Erst der vierte Preis, wiederum nach nur zwei Jahren an einen deutschen Dichter, Gerhart Hauptmann verliehen, ist wohl bis heute gänzlich unumstritten.

Der Fall Eucken ist bezeichnend für die damalige Dominanz der idealistischen deutschen Philosophie. Sie war in der Tat so stark, daß sie zur Zielscheibe eines bekannten Satirikers, Axel Wallengren, wurde. Dieser schrieb Ende des Jahrhunderts unter dem Pseudonym „Falstaff, Fakir“ ein weitverbreitetes Buch mit dem verlockenden Titel „Ein jeder sein eigener Professor“. Hier gibt es ein reizvolles Kapitel über „die deutsche Sprache und die Philosophie“, das folgendermaßen beginnt: „Diese beiden Disziplinen stehen in einem so engen Zusammenhang, daß man manchmal nicht weiß, wo die eine aufhört und die andere beginnt. Alle Deutschen sind Philosophen, und fast alle Philosophen sind Deutsche. Der Philosoph Spencer ist es freilich nicht, aber es ist damit zu rechnen, daß er demnächst zu seinem Geburtstag dazu ernannt wird.“

Der Abschnitt über die Philosophie setzt ein mit der Feststellung: „Dieses Fach besteht aus 1000 Unterabteilungen. Die wichtigste heißt Boström.“ Besser läßt sich die Vorherrschaft der deutschen Philosophie nicht formulieren, denn Christopher Jacob Boström, Professor für Philosophie an der Universität Uppsala 1842–1863, war gerade der Hauptvertreter jener idealistischen Tradition in der Nachfolge von Kant. Gleichzeitig vergegenwärtigt die Anekdote den enormen Umschwung in der schwedischen Philosophie, die seit den zwanziger Jahren zunehmend, wenn auch nicht ausschließlich, von dem logischen Empirismus Wittgensteinscher Provenienz und angelsächsischer Prägung gekennzeichnet ist. „Praetera censeo metaphysicam esse delendam“, heißt es in einer Schrift des führenden Vertreters dieser Richtung, Axel Hägerström, v. J. 1929. Unvorstellbar ist also der Gedanke, daß nach dem Kriege Karl Jaspers, Ernst Bloch, wie wohl von der Darmstädter Akademie in den 60er Jahren vorgeschlagen, oder gar Heidegger den Nobelpreis erhalten hätten. Was Heidegger betrifft, gilt mutatis mutandis zweifellos der schöne Satz der amerikanischen Heidegger-Kennerin Marjorie Grene: „He is hopelessly untranslatable into English, some say even into German.“

Beziehungen zu Deutschland bestanden aber damals auch auf einem ganz anderen

Gebiet. Denn die heranwachsende Arbeiterbewegung mit der Gründung der sozialdemokratischen Partei in Schweden 1889 erhielt entscheidende Impulse aus Deutschland. Karl Marx hat freilich für die schwedische Partei weniger bedeutet als für die deutsche. Eine Übersetzung von Marxens „Das Kapital“ erschien erst 1930, übrigens von dem späteren Außenminister Richard Sandler, eine zweite als Produkt der 68er Bewegung dann 1969, zu einem Zeitpunkt also, wo kontinentaleuropäische Kulturkritik eines Adorno, Marcuse, Habermas, Jauss oder Gadamer auch bei uns die Debatte belebte.

„Als der Erste Weltkrieg ausbrach, stand der entschiedene Hauptteil der höheren und besitzenden Schichten auf Deutschlands Seite, während die zahlreichen Linksin intellektuellen sowie die führenden Teile der Arbeiterbewegung die Entwicklung des wilhelminischen Deutschlands kritisch beurteilten.“ So charakterisiert Strömholm a. a. O. treffend die Situation. Die weiteren Wirkungen dieser beiden Einflusssphären, der kulturellen und der politischen, lassen sich exemplarisch ablesen an der Aufnahme der deutschen Flüchtlinge aus dem Dritten Reich. Die traditionelle Deutschlandfreundlichkeit ließ zwar als Folge des Ersten Weltkrieges in den 20er Jahren langsam nach, sie war aber immer noch stark genug, um die Anfälligkeit oder zumindest Ahnungslosigkeit weiter Kreise des schwedischen Bildungsbürgertums gegenüber dem sog. Neuen Deutschland zu erklären. Der „Erwartungshorizont“ vieler schwedischer Akademiker war auf das kommende Unheil nur ungenügend vorbereitet. Auch die Vorstellung von Deutschland als „Bollwerk gegen den Bolschewismus“ konnte mit Verständnis rechnen in einem Land, in dem Rußland jahrhundertlang so etwas wie der „Erbfeind“ gewesen war. Dies alles bedeutet, wie Helmut Müssener in seiner grundlegenden Stockholmer Habilitationsschrift „Exil in Schweden“ (1974) eingehend dargelegt hat, daß die politischen Flüchtlinge in dem seit 1932 sozialdemokratisch regierten Schweden es aufs Ganze gesehen leichter hatten als die Akademiker.

Vor diesem Hintergrund ist auch die Geschichte der schwedischen Germanistik, die hier jedenfalls gestreift sein will, zu betrachten<sup>3</sup>. Hier waren die persönlichen und wissenschaftlichen Beziehungen zu Deutschland seit altersher naturgemäß besonders eng. Bei der Besetzung von Lehrstühlen wurden z. B. regelmäßig Gutachten von deutschen Kollegen angefordert. In diesem Fach wirkte sich aber auch die traditionelle Deutschfreundlichkeit nach 1933 z. T. bedenklich aus. Müssener spricht sogar von einer Bankrotterklärung der schwedischen Germanistik. Er denkt dabei an den Umstand, daß unter den Unterzeichnern eines Aufrufs zur Unterstützung eines von den Emigranten 1943 ins Leben gerufenen Deutschen Kulturbundes kein einziger Germanist zu finden war, wohl aber zahlreiche Vertreter des öffentlichen Lebens und anderer Universitätsdisziplinen.

Andererseits muß betont werden, daß die Vertreter der schwedischen Germanistik damals in ihren wissenschaftlichen Arbeiten durchweg integer blieben und, dies zum Unterschied von vielen deutschen Kollegen, nicht die geringste Spur von germanengläubiger Anfälligkeit zeigten. Dies war wohl mitbedingt durch die positivistisch-sprachgeschichtliche Tradition, die von Anfang an und bis in die Nachkriegszeit unser Fach charakterisierte und die für gewagte und luftige Spekulationen wenig Verständnis hatte. Unter Germanistik verstand man fast ausschließlich Altgermanistik. Es ist dies eine Interpretation, die zwar nicht mehr gilt, die aber insofern weiterwirkt, als sich unter den vier Professuren an den insgesamt sechs Volluniversi-

täten kein einziger Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur befindet. In dieser Hinsicht ist Schweden im europäischen Kontext ein beschämendes Unikum.

Die altgermanistische Tradition der schwedischen Germanistik ist nun freilich nicht sehr alt. Noch um die Jahrhundertwende gab es an den damals existierenden zwei Universitäten in Uppsala und Lund nur Professuren für „neueuropäische Linguistik“, d. h. man traute einem einzigen Wissenschaftler zu, die ganze Romania und Germania zu „beherrschen“. Bezeichnend ist nun, daß der erste schwedische Lehrstuhl für deutsche Sprache in Uppsala 1906 mit Hjalmar Psilander durch einen Germanisten vertreten wurde, der sich mit einer mittelniederdeutschen Textausgabe habilitiert hatte. Damit wurde eine lange niederdeutsche Tradition eingeleitet, die sich namentlich an der Universität Lund als sehr markant und außerordentlich fruchtbar erweisen sollte. Hier wurde 1932 ein Schüler von Psilander, Erik Rooth, auf Grund von Gutachten aus Göttingen (Edward Schröder) und Hamburg (Conrad Borchling) zum Professor ernannt. Rooth hatte seine wissenschaftlichen Impulse allerdings nicht so sehr von Psilander als vielmehr von Borchling erhalten, bei dem er einige Jahre während des Ersten Weltkrieges Assistent gewesen war und von dem er bezeichnenderweise auch das Thema seiner Habilitationsschrift erhalten hatte. Der Amtsantritt von Rooth führte zu einer Blütezeit der niederdeutschen Philologie, die noch in der Nachkriegszeit weitergewirkt hat: in den fünfziger Jahren waren alle vier Professuren mit Lunder Germanisten vorwiegend niederdeutscher Ausrichtung besetzt. Rooth selbst war noch bis zu seinem Tode im Jahr 1986 als unbestrittener Altmeister der schwedischen Germanistik unermüdlich tätig mit wichtigen Arbeiten zur niederdeutschen Philologie und germanischen Sprachgeschichte – noch im Alter von über 90 Jahren.

Mit den neuen Strömungen in der modernen Linguistik, die zuerst in der DDR, mit Verspätung dann auch in der Bundesrepublik zum Durchbruch kamen, änderte sich auch bei uns die sprachhistorische Tradition. Was die Stockholmer Germanistik betrifft, führte die Neuorientierung zu einer starken Beschäftigung einerseits mit der deutschen Gegenwartssprache in Ost und West und andererseits mit der deutschsprachigen Exil- und Nachkriegsliteratur. Es liegt nach allem Angeführten auf der Hand, daß wir dabei in hohem Maße auf Kontakte mit ausländischen Kollegen angewiesen waren.

Und damit bin ich bei der Alexander von Humboldt-Stiftung angelangt. Ich hatte durch kriegsbedingte Umstände nie Gelegenheit, als Humboldt-Forschungsstipendiat mein beabsichtigtes, von Erik Rooth befürwortetes Studium bei dem damaligen Altmeister der sprachhistorischen Forschung, Georg Baesecke – mit dessen Namen Rooth uns im Seminar den Begriff Schüttelreim beibrachte: „erst beim Käsegebäck wird der alte Baesecke keck“ –, in Halle anzutreten. Dafür habe ich der Stiftung in der Person von Heinrich Pfeiffer in der Nachkriegszeit um so mehr zu verdanken. Er hat mit seinem weltweit bekannten wissenschaftlichen Spürsinn die schwedische Entwicklung mit lebhaftem Interesse verfolgt und die Beziehungen der Stockholmer Germanistik zu deutschen, und nicht nur deutschen, Fachkollegen im Sinne der angedeuteten Neuorientierung nachhaltig gefördert. „Germanistik – eine deutsche Wissenschaft“ hieß der Titel einer ideologiekritischen Streitschrift einiger zornigen jungen Männer der neuen Generation, die in den 60er Jahren den Aufstand probten. Heinrich Pfeiffer gehört zu jenen, die sich nachhaltig dafür eingesetzt haben, den internationalen Charakter der Germanistik zu betonen. Ich denke hier z. B. an das

große und großartige internationale Ludwigsburger Symposium im Jahr 1975 zur Rezeption der deutschen Gegenwartsliteratur im Ausland.<sup>4</sup> Und zehn Jahre später ermöglichte die AvH zahlreichen ehemaligen Stipendiaten aus aller Herren Länder die Teilnahme an dem glanzvollen Göttinger Weltkongreß, von dem Renate Scho-stack in der F.A.Z. zu Recht meinte, er sei so etwas wie ein deutsches Wunder gewesen.

Mit anderen Worten: Heinrich Pfeiffer hat sich als kontaktfreudige Persönlichkeit und genialer Organisator in hohem Maße um die Auslandsgermanistik verdient gemacht.

### *Anmerkungen*

- 1 Es handelt sich um eine z. T. stark gekürzte, z. T. etwas erweiterte Fassung eines Vortrags bei der Regionaltagung der AvH in Stockholm im September 1984. Vgl. zum Thema auch den Abriß „Aus der Geschichte der deutsch-schwedischen Kulturbeziehungen“ von einem anderen ehem. Humboldt-Forschungsstipendiaten, Stig Strömholm, heute Professor für Rechtswissenschaft an der Universität Uppsala und Präsident der Akademie für Geisteswissenschaften in Stockholm (in: *Ausbildung und Weiterbildung der Juristen in Deutschland und Schweden*, Metzner, Frankfurt a. M. 1986).
- 2 Siehe Gösta Bjorn, *Deutsche Literatur in den Deutschbüchern des schwedischen Gymnasiums 1905–1970*, Diss., Stockholm 1979.
- 3 Näheres bei Gustav Korlén, *Germanistik in Schweden*, im *Jahrbuch der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung* 1973, kritisch dazu Erik Rooth in den *Niederdeutschen Mitteilungen* 30, Lund 1974. Mehrere Beiträge zur heutigen Situation in dem Sammelband *Deutsch als Fremdsprachenphilologie in den Nordischen Ländern*, hrsg. vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) 1982.
- 4 Die Tagungsbeiträge sind herausgegeben im Kohlhammer Verlag von Dietrich Papenfuß u. Jürgen Söring: *„Rezeption der deutschen Gegenwartsliteratur im Ausland. Internationale Forschungen zur neueren deutschen Literatur“* (1976).

# Das Lateinische Mittelalter in Deutschland und Italien: Die Mittellateinische Philologie

CLAUDIO LEONARDI

Im Jahre 1911 erschien in München der zweite Band der „Vorlesungen und Abhandlungen“ von Ludwig Traube, die „Einleitung in die lateinische Philologie des Mittelalters“. In der Vorbemerkung von Paul Lehmann erfährt man, wie das Werk aus den Vorlesungen hervorgegangen ist, die Ludwig Traube in den Wintersemestern 1902/03 und 1905/06 gehalten hatte. Traube war damals schon dem Tode nahe: er starb 1907 mit 46 Jahren und hinterließ ein unvollendetes Werk, das aber bedeutenden Einfluß ausüben sollte, vornehmlich in Deutschland und Italien. Lehmann berichtet, wie es Traube „nach jahrelangem Harren“ vergönnt war, einen Lehrstuhl für sein Fach zu erhalten – den ersten auf diesem Gebiet in ganz Europa, und seine „Einleitung“ war nach Lehmanns Worten das Rüstzeug, mit dem seine Schüler „Neuland erobern könnten“<sup>1</sup>.

Die von Traube in München begründete Schule erwies sich als wirkungsvoll: das Ordinariat ging an Paul Lehmann über, von diesem auf Bernhard Bischoff, der ebenfalls in der Tradition von Ludwig Traube steht, und der jetzige Inhaber des Lehrstuhls, Franz Brunhölzl, ist wieder Schüler von Paul Lehmann. Freilich reichte der Einfluß von Traubes Forschungen weit über München hinaus auf andere deutsche Universitäten, besonders aber nach Italien.

Hier in Italien erhielt 1938 Ezio Franceschini den ersten Lehrstuhl für Mittellatein, und es ist kein Zufall, daß er sich in seiner Einführungsvorlesung 1939 auf Ludwig Traube beruft. Die Konzeption, die Franceschini von seinem Fach hatte, leitete sich von Traube her und war inzwischen einhellige Auffassung der Fachwelt geworden: „Es ist nicht möglich, vom mittelalterlichen Latein als einer kompakten Einheit zu sprechen . . . Deshalb nehmen wir die Feststellung von Ludwig Traube auf, der erklärt hat, es gäbe nicht ein einziges Mittellatein . . .“<sup>2</sup>.

Es ist bemerkenswert, daß sich 15 Jahre später, 1953 bei der Besetzung des ersten Lehrstuhls für „Mittelalterliche und Humanistische Philologie“, der siegreiche Kandidat für den Posten, Giuseppe Billanovich, ebenfalls auf Ludwig Traube berief<sup>3</sup>. Allerdings war diese Rückbesinnung ganz verschieden von der Franceschinis: Billanovich legte im Spektrum der philologischen Forschung Traubes den Nachdruck auf die Komponente der Handschriftenforschung, indem er sich mit dem Quellenwert der Handschriften für die Kulturgeschichte und mit den äußerlichen Merkmalen der Handschriften beschäftigte.

Traube war von der Klassischen Philologie zum Mittellatein gekommen, das heißt er war an den Schriftstellern des heidnischen Altertums und im Traditionsgefüge der Klassischen Philologie als Jahrtausende alter Wissenschaft ausgebildet worden; dasselbe gilt für Franceschini. Das Studium des Mittellateins kommt erst spät in die

modernen Universitäten, wie sie in Berlin durch Wilhelm und Alexander von Humboldt richtungsweisend für ganz Europa geformt worden sind. Die neue Disziplin des Mittellateinischen war also ursprünglich ein Ableger der Klassischen Philologie; sie war nicht ein Produkt der Romantik, die ja ebenfalls am Mittelalter als der Zeit der machtvollen deutschen Stämme interessiert war. Sie war vielmehr ein Ausläufer jener Kultur, die auch im 19. und 20. Jahrhundert in der Klassischen Antike den idealen Angelpunkt für jede wahre Kultur und für jeden menschlichen Fortschritt sah.

Diese Auffassung von der Klassischen Kultur war im übrigen einer der wichtigsten Faktoren, die Deutschland und Italien einander wissenschaftlich näherbrachten.

\*\*\*

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat die Mittellateinische Philologie eine erhebliche Ausbreitung erfahren, vor allem in Deutschland und Italien, wo sich eigene Fachverbände<sup>5</sup> gebildet haben, und in geringerem Umfang auch in Großbritannien, Frankreich, den Vereinigten Staaten und anderen Ländern. Aber sehr gering waren und sind die Ansätze zu wissenschaftlicher Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Zentren, und es fehlt an umfassenden Hilfsmitteln zur Information über die Grenzen hinweg.

Diese Situation hat mich veranlaßt, das Projekt „Medioevo latino. Bollettino bibliografico della cultura europea dal secolo VI al XIII“ zu initiieren. Dies ist ein bibliographisches Repertorium, das alljährlich im Umfang von ca. 1000 Seiten erscheint und die gesamte wissenschaftliche Produktion erfaßt, die auf dem Gebiet des Mittellateinischen auf der ganzen Welt im jeweiligen Vorjahr erschienen ist. Zu jedem bibliographischen Beitrag wird, wenn irgend möglich, eine kurze Inhaltszusammenfassung gegeben, außerdem wird die kritische Diskussion notiert, da die Rezensionen miterfaßt werden. Bis heute sind 6 Bände – 1980 bis 1985 – erschienen, der siebte wird noch 1986 erscheinen<sup>6</sup>.

Das ungemein positive Echo, mit dem „Medioevo latino“ begrüßt wurde, zeigt Notwendigkeit und Nutzen dieses Hilfsmittels. Zugleich wollte ich damit auf die hier ausgeführten wissenschaftlichen Traditionen und Verbindungen hinweisen und mögliche Perspektiven andeuten.

In vielen Lebensbereichen hat das Mittelalter als Bezugspunkt eine gleichrangige Stellung neben der Klassischen Antike oder sogar vor ihr eingenommen. Der Niedergang des Rationalismus und das Abrücken von blinder Wissenschaftsgläubigkeit sind heute manifeste Erscheinungen. Sie signalisieren gleichzeitig das Ende einer Entwicklung, die Europa vom Humanismus in die Gegenwart getragen hat. Diese Tendenz ist spürbar – oft in dramatischer Weise – in Italien, wo der Humanismus entstanden ist, und in Deutschland, das an der Spitze des Rationalismus und des wissenschaftlichen Fortschrittes gestanden hat. Das Mittelalter bietet sich als Bezugspunkt und als Objekt der Besinnung an, weil es verschieden von der modernen Epoche ist, deren Ende wir soeben miterleben. „Medioevo latino“ ist auch ein Ausfluß dieser Überzeugung, und es soll zum Ausdruck bringen, daß die Mittellateinische Philologie als Wissenschaft das Niveau der Zeit erreicht hat, daß sie sich innerhalb des Wissenschaftsbetriebes aus eigenem Recht als autonom bezeichnen kann.

Die Perspektive, die „Medioevo latino“ deutlich machen will, ist die Notwendigkeit internationaler Zusammenarbeit, insbesondere zwischen Italien und Deutschland, die durch historische Umstände und durch Tradition diejenigen Länder sind,

die das größte Interesse an der Mittellateinischen Forschung haben. Als ich 1981 die Ehre hatte, als erster italienischer Träger des Forschungspreises für ausländische Geisteswissenschaftler der Alexander von Humboldt-Stiftung ein Jahr bei den Monumenta Germaniae Historica, dem wichtigsten Zentrum für mediävistische Studien, zu verbringen, habe ich mich bemüht, eine dauerhafte Zusammenarbeit für „Medioevo latino“ auch mit deutschen Forschern in die Wege zu leiten. Daraus entstand die ständige Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Dieter Schaller und seinem Institut an der Universität Bonn, mit Dr. Gabriel Silagi von den Monumenta Germaniae Historica und schließlich mit dem Mittellateinischen Seminar der Universität Berlin unter der Leitung von Prof. Dr. Fritz Wagner. Ich bin hoffnungsvoll überzeugt, daß in Zukunft die gemeinsame Arbeit an „Medioevo latino“ zur Stärkung der deutsch-italienischen Zusammenarbeit beitragen wird.

Ich bin aber auch überzeugt, daß die gemeinsame Arbeit an einem bibliographischen Hilfsmittel nicht genügt; sie kann und muß ausgeweitet werden – und hier kann die Alexander von Humboldt-Stiftung helfen und fördern – und andere Bereiche der Mittellateinischen Forschungen erfassen. Man könnte, als die nächstliegenden Möglichkeiten, an gemeinsame deutsch-italienische Fachtagungen denken, an den Austausch von Dozenten und jungen Forschern. Von vordringlicher Bedeutung wäre die Schaffung eines gemeinsamen deutsch-italienischen Forschungszentrums, dessen Dimensionen, an anderen Fächern gemessen, bescheiden sein könnten, das aber gerade durch Zusammenarbeit die Forschung und Methodik erheblich fördern könnte.

Dies erscheint mir auch der am besten geeignete Weg, wie das Erbe Ludwig Traubes in angemessener Weise einen würdigen materiellen Sinngehalt erhalte, bevor dieses Jahrhundert zu Ende geht, dessen Anfänge er in unserem gemeinsamen Fach so nachhaltig beeinflusst hat.

### Anmerkungen

1. Cfr. L. Traube, *Einleitung in die lateinische Philologie des Mittelalters*, hrsg. v. P. Lehmann, München 1911 (Nachdr. 1965), S. VII.
2. Cfr. E. Franceschini, *Limiti e compiti di una nuova disciplina*, in: Ezio Franceschini, *Scritti, documenti, commemorazioni, testimonianze*, hrsg. v. C. Leonardi, Bologna 1986, S. 78.
3. Cfr. G. Billanovich, *Dall'antica Ravenna alle biblioteche umanistiche*, in: „Aevum“, XXX (1956), S. 319–353.
4. Cfr. G. Pasquali, *Storia della tradizione e critica del testo*, Firenze 1934, S. 120.
5. In Deutschland: Arbeitsgemeinschaft Lateinisches Mittelalter; in Italien: Associazione per il Medioevo e l'Umanesimo latini (A. M. U. L.).
6. Cfr. *Medioevo latino. Bollettino bibliografico della cultura europea dal secolo VI al XIII*, voll. I–VI, Spoleto 1980–85, S. XLIV–592, XXXVIII–660, XLII–986, XLII–840, XLII–784, L–920.

# Zur Germanistik in den Vereinigten Staaten

WOLFGANG LEPPMANN

Wie segensreich sich die Arbeit der Alexander von Humboldt-Stiftung auf die amerikanische Germanistik auswirkt, zeigt ein Blick auf die Veröffentlichungen, Ehrungen und Berufungen ehemaliger Forschungsstipendiaten. Da ist das gesamte Spektrum der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft in Amerika vertreten, an der Ost- und der Westküste, im Norden und Süden und natürlich im Mittleren Westen. Gebürtige Amerikaner und Einwanderer sind darunter, Philologen und Deutschlandkundler, Goetheforscher und Komparatisten, Kollegen an den großen Staatsuniversitäten und – besonders begrüßenswert in Anbetracht ihrer sonst recht beschränkten Forschungsmöglichkeiten – an den kleinen privaten Colleges. Eindrucksvoll sind auch die Zahlen. Die Stiftung hat nicht so viele amerikanische Germanisten gefördert wie etwa Physiker oder Mediziner, aber mehr als Vertreter mancher anderer und vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus wichtigerer Disziplinen. Im übrigen ist sie ja kein Verein zur Pflege der deutschen Sprache und Literatur im Ausland.

Als amerikanische Germanisten haben wir also Grund, der Stiftung dankbar zu sein. Wir sind es, und wenn ein Teil dieser Dankbarkeit dem Generalsekretär selber gilt, dann hat auch das seine Richtigkeit. Er ist nun mal, kraft seines Amtes und seiner Persönlichkeit, Galionsfigur, Beichtvater und Blitzableiter in einem. Und Mädchen für alles, wie sich auf einem Stipendiatentreffen erwies, das vor etwa zehn Jahren in San Francisco stattfand.

Da hatten sich rund hundert Ehemalige aus den verschiedensten Wissensgebieten versammelt, die an Universitäten und Hochschulen westlich des Mississippi arbeiten und nun ihre Deutschlanderfahrungen und -erinnerungen austauschten. San Francisco zählt bekanntlich zu den schönsten Städten der Welt; das Wetter war herrlich und das Essen so gut, daß bereits die beste Stimmung im Saal herrschte, als Heinrich Pfeiffer ans Glas klopfte. Nachdem er die Mitglieder der hochqualifizierten (und in ihren weiblichen Mitgliedern überaus fotogenen, ja telegenen) *task force* aus Bonn eingeführt und ein paar Begrüßungsworte gesprochen hatte, eröffnete er die eigentliche Tagung mit einer Erklärung und einer impliziten Frage. „Wir sind aus der Bundesrepublik eingeflogen“, sagte er dem Sinn nach, „um uns mit Ihnen zu unterhalten und Ihnen behilflich zu sein. Im Lauf der nächsten Tage hätten wir gern erfahren, was die Stiftung weiterhin für sie tun kann und was Sie, als amerikanische Wissenschaftler der verschiedensten Fachrichtungen und als ehemalige Stipendiaten, an Ihren Instituten am dringendsten benötigen.“ Kaum hatte er sich wieder gesetzt, da meldete sich schon eine Stimme am anderen Ende des Saales: „Parkplätze!“ Allgemeines Gelächter, in das Pfeiffer einstimmte, gefolgt von zwanglosem Gedankenaustausch an jenem Abend und in den darauffolgenden Arbeitssitzungen.

Die kleine Episode ist mir im Gedächtnis geblieben, weil sie das Vertrauensverhältnis zwischen der Stiftung und ihren „Ehemaligen“ kennzeichnet. In Amerika gehen solche Treffen meist mit einer *show of good humor* über die Bühne; man nimmt sich und seine Arbeit auch dort ernst, aber nicht immer und überall. Der Generalsekretär verfügt selber über einen angelsächsischen *sense of humor*, so wie er über die Gaben und Gesten verfügt, die das Gespräch mit Vertretern noch ganz anderer Kulturkreise erleichtern, mit Japanern und Polen und Brasilianern. Wenn tatsächlich mal ein kleines grünes Männchen mit Antennenohren in der Nähe von Bonn einer Raumkapsel entsteigen und „*Take me to your leader!*“ sagen sollte, dann täte man gut daran, es unverzüglich in die Jean-Paul-Straße zu geleiten. Heinrich Pfeiffer könnte sich gewiß auch mit diesem Deutschlandbesucher unterhalten.

Und doch weiß niemand besser als er, daß es mit guter Stimmung und Einfühlungsvermögen, mit Sprachkenntnissen und einem geradezu phänomenalen Gedächtnis für Namen und Gesichter nicht getan ist; das ist das Öl, das die Räder in Bewegung hält, nicht die Kraft, die sie antreibt. Diese Kraft kann bei einer Körperschaft wie der Alexander von Humboldt-Stiftung nur der mit Sachkenntnis gepaarte und mit Geldmitteln versehene Wille zur zielgerechten Förderung der Wissenschaft sein. Bei den Geisteswissenschaften, deren Arbeit in der Regel im Alleingang bewältigt wird und die keine aufwendigen Geräte und Apparaturen benötigen, handelt es sich vor allem um die Unterstützung von Individuen, wobei sich die Auswahlkriterien nicht sehr von denen vergleichbarer Institutionen wie der Ford Foundation oder Guggenheim Foundation unterscheiden dürften. Der ideale Kandidat wird im Normalfall alt genug sein, um sich bereits bewährt, und jung genug, um seine besten oder zumindest ein paar gute Jahre noch vor sich zu haben. Sein Arbeitsplan wird sich im Rahmen der betreffenden Wissenschaft bewegen und dennoch Neuland erschließen. Ohne die Stiftung als gesellschaftspolitisches Instrument mißbrauchen zu wollen, wird man heutzutage im Zweifelsfall wohl eher dazu neigen, Anträge von Frauen, Schwarzen und anderen Bevölkerungsgruppen zu berücksichtigen, die im gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb als unterrepräsentiert gelten können.

Die Humboldt-Stiftung handhabt Auswahl und Betreuung auf optimale Art und Weise. Streiten könnte man allenfalls über Kleinigkeiten wie die Häufigkeit, mit der einem jüngeren Bewerber ein Gutachten aus der Feder seines Doktorvaters abverlangt wird. Die amerikanische Universität kennt einen solchen nicht; sie kennt nur den *dissertation adviser* oder *director*, der eine recht untergeordnete Rolle spielt. Andererseits fühlt sich ein Wissenschaftler, der schon einige Jahre in seinem Fach „unterwegs“ ist, meist dem einen oder anderen Altersgenossen, der ähnliche Ziele verfolgt, eher verbunden als seinem – wie das Wort besagt, einer anderen Generation zugehörigen – *Doktorvater*. Auch die Betreuung der Stipendiaten vor Ort könnte man in vielen Fällen dem überarbeiteten deutschen Ordinarius abnehmen und Instituten übertragen (in der Germanistik z. B. dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach, der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin, der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel), die sich sozusagen *ex officio* mit den Problemen weithergereister Scholaren auskennen. Doch sind dies, wenn überhaupt erwähnenswert, bloße Schönheitsfehler in einem schlechthin vorbildlichen Auswahl- und Betreuungsmechanismus.

Wobei die *Nachbetreuung*, die es in diesem Ausmaß bei anderen mir bekannten Stiftungen nur in Ansätzen gibt, besonders hervorzuheben ist: „Die Goldmedaille im

Nachstiften haben die Humboldts verdient“, schreibt hierzu der ansonsten durchaus nicht exaltierte Kollege Lützelner aus St. Louis, „den Hosenbandorden für akademische Nachkuren, das Bundesverdienstkreuz in Gold und Diamanten für die Treue gegenüber den Altstipendiaten.“ Schade, daß es die dezentralisierte Struktur des amerikanischen Erziehungswesens so schwierig macht, Heinrich Pfeiffer und damit der Stiftung tatsächlich einen Orden oder eine Medaille zu verleihen, um die Erkenntlichkeit der amerikanischen Stipendiaten nachhaltiger zum Ausdruck zu bringen als in persönlichen und notgedrungen unzureichenden Danksagungen. Ein Privatvermögen müßte man haben und Zutritt bei Hofe, wie weiland Alexander von Humboldt! Aber dann bräuchte man keine Stiftung. Und was den Hof, sprich: die Regierung in Washington betrifft, so können die Geisteswissenschaften nicht auf allzu großes Interesse von offizieller Seite zählen.

Im übrigen leidet die Germanistik in Amerika nicht nur an den Gebrechen, die ihr auch anderswo zu schaffen machen, also am allgemeinen Rückzug der Lese- vor der Fernsehkultur und an ideologischer und methodologischer Unterwanderung (was der eine Forscher als „neues Blut“ begrüßt, fürchtet der andere gar zu oft als „schleichendes Gift“). Diese Gebrechen haben Kollegen oft genug aufgezeigt, mit besonderem Nachdruck Albrecht Schöne in seiner Eröffnungsansprache zum Göttinger IVG-Kongreß. Auch sind diese Zeilen als Gruß für Heinrich Pfeiffer gemeint und nicht als Klagelied über die Nöte einer Wissenschaft, die ohnehin schon zu Nabelschau und Wehleidigkeit neigt. – Lassen wir es also bei der Feststellung bewenden, daß die Pflege fremder Sprachen und Literaturen inklusive der deutschen an amerikanischen Hochschulen seit 1963 um fast 60 % zurückgegangen ist und daß kaum noch die Hälfte der Colleges und Universitäten auf dem Erlernen einer Fremdsprache vor Verleihung des Bachelor of Arts besteht (1963 waren es noch 90 %). Es ist ein schwacher Trost, daß eine Erhebung des National Center for Education Statistics zufolge die Anglisten, Philosophen und Mathematiker ähnliche Verluste zu beklagen haben, während die Einschreibungen in der Betriebswirtschaft und der Psychologie dementsprechend angestiegen sind.

Auf der einen Seite also das abnehmende Interesse der Studenten und damit auch der für solche Trends sehr hellhörigen Universitätsverwaltungen, auf der anderen die immer spärlicher fließenden Zuwendungen des National Endowment for the Humanities, das Fulbright-Hays-Programms, der Guggenheim Foundation. Und in der Mitte der mit Lehrveranstaltungen und administrativem Kleinkram ausgelastete Germanist, der forschen soll und forschen will. – Das Pendel wird, wie in Amerika üblich, auch wieder in der anderen Richtung ausschlagen. Bis es soweit ist, sei der Alexander von Humboldt-Stiftung dafür gedankt, daß sie sich, neben vielen anderen Anliegen und nach Maßgabe ihrer Mittel, auch der amerikanischen Germanistik angenommen hat. Mögen ihr die Mittel und der gute Wille, mögen ihrem Generalsekretär seine Arbeitskraft und sein *sense of humor* erhalten bleiben! In diesem Sinn, lieber Heinrich, *A very Happy Birthday and many Happy Returns from us all!*

# Brückenbauer und Wegbereiter. Die Beziehungen der Tongji-Universität zur Bundesrepublik Deutschland

LI GUO-HAO

Meine erste Begegnung mit Herrn Dr. Heinrich Pfeiffer fand im August 1978 auf einem Bankett statt, das anlässlich des Besuches der Delegation der Alexander von Humboldt-Stiftung in Shanghai von der chinesischen Akademie für Wissenschaften im Jon-Jiang Hotel gegeben wurde. Ich war dazu eingeladen, nicht als Mitglied der Akademie, sondern als ehemaliger Humboldt-Forschungsstipendiat. Es war mir eine Freude, bei dieser Gelegenheit den Kontakt mit der Alexander von Humboldt-Stiftung nach einer Unterbrechung von mehr als drei Jahrzehnten wieder aufzunehmen. Mit seiner lebhaften, offenen und aufrichtigen Natur führte Herr Dr. Pfeiffer gleich nach der Vorstellung das Gespräch mit mir wie mit einem alten Bekannten. „Ach, Sie waren während der ganzen Kriegszeit in Darmstadt bei Herrn Prof. Klöppel und seitdem nicht da? Sie müssen Deutschland unbedingt wieder einmal besuchen“, sagte er zu mir. Und bald darauf bekam ich tatsächlich eine schriftliche Einladung von der Alexander von Humboldt-Stiftung zu einem Deutschland-Besuch im folgenden Jahr.

Die Öffnungspolitik Chinas, die sich zu dieser Zeit entfaltete, gab mir den Anstoß, den Besuch dazu zu benutzen, als Rektor der Tongji-Universität die traditionellen kulturellen und wissenschaftlichen Beziehungen zwischen der Universität und Deutschland wieder herzustellen, die fast vier Jahrzehnte lang unterbrochen waren. Dr. Pfeiffer, der sich um die Entwicklung des akademischen Austausches zwischen der Volksrepublik China und der Bundesrepublik Deutschland bemühte, setzte sich sofort dafür ein, mein Vorhaben zu unterstützen, so daß für den Besuch schnell ein vielseitiges Programm ausgearbeitet wurde und sorgfältige Vorbereitungen getroffen wurden.

Im April 1979 besuchte ich dann auf Einladung der Alexander von Humboldt-Stiftung die Bundesrepublik Deutschland nach 34 Jahren zum ersten Mal wieder. Dr. Pfeiffer stand mir mit Rat und Tat zur Seite und sorgte mit großer Aufmerksamkeit dafür, daß meinen Besuchen bei verschiedenen zuständigen Institutionen, Hochschulen und Persönlichkeiten guter Erfolg beschieden war und Freunde für die Tongji-Universität gewonnen werden konnten. Besonders eindrucksvoll war, daß Dr. Pfeiffer eine Sondersitzung des Vorstandes der Alexander von Humboldt-Stiftung einberief, wo ich vor dem Präsidenten und den Vorstandsmitgliedern der Alexander von Humboldt-Stiftung sowie anderen leitenden Personen aus der Wissenschaft und von den Hochschulen über die Geschichte, den gegenwärtigen Stand und die zukünftige Entwicklung der Tongji-Universität vortragen durfte und großen Beifall fand. Die Tongji-Universität gewann erneut Beachtung und Freundschaft in weiten Kreisen der Bundesrepublik Deutschland. Als ein konkretes Ergebnis wurde ein Protokoll über eine Partnerschaft zwischen der Tongji-Universität und der Ruhr-Universität

Bochum mit Unterstützung des damaligen Ministers für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Prof. Jochimsen, unterzeichnet, wobei Herr Dr. Pfeiffer auch aktiv an der Fassung des Protokolls mitwirkte. Mit der Vereinbarung der Partnerschaft zwischen der Technischen Hochschule Darmstadt kam der Besuch zu einem guten Abschluß.

Seitdem begann eine neue Entwicklungsphase der Tongji-Universität als Brücke für Kultur, Wissenschaft und der Freundschaft zwischen China und der Bundesrepublik Deutschland. So wurde im Jahre 1979 wieder der Deutschunterricht für die Studenten eingeführt. Deutsch gilt seither bei uns als erste Fremdsprache, und etwa 5000 Studenten lernen oder haben bereits ein Jahr lang Deutsch gelernt. Über 300 Lehrer haben einen Sprachkurs für Deutsch besucht. Darüber hinaus ist eine Deutsch-Abteilung errichtet worden, in der über 100 Studenten im Fach „Deutsche Sprache“ in einem Studium von 4 Jahren studieren oder studiert haben und über 50 Germanistik-Aspiranten mit dem Magister-Titel ihre Ausbildung beendet haben. Parallel dazu hat unser damaliges Erziehungsministerium mit Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland ein deutsches Kolleg an der Tongji-Universität errichtet. Es sind über 500 Studenten und Aspiranten aus dem Kolleg in die Bundesrepublik Deutschland zum Studium oder zur Weiterbildung geschickt worden. Die Tongji-Universität ist somit das Ausbildungszentrum für die deutsche Sprache in China geworden. Im November 1985 hat die Universität noch ein Institut für Studien zur Bundesrepublik Deutschland errichtet, um in weiten chinesischen Kreisen das Verständnis für die Bundesrepublik Deutschland zu fördern.

Angefangen mit der Alexander von Humboldt-Stiftung, hat die Tongji-Universität seit 1979 Kontakte mit Universitäten, Institutionen und Wirtschaftsunternehmungen der Bundesrepublik Deutschland hergestellt und gute Beziehungen und Kooperationen entwickelt. Dazu haben die beiden erwähnten Partnerschaftsuniversitäten und die im Herbst 1980 in Wiesbaden gegründete „Vereinigung der Freunde der Tongji-Universität“ viel beigetragen. Dank der Unterstützung verschiedener Kreise in der Bundesrepublik Deutschland hat die Tongji-Universität in diesen Jahren über 150 Lehrer zur Weiterausbildung in die Bundesrepublik Deutschland geschickt, wir haben viele deutsche Bücher, Forschungsgeräte und Instrumente sowie ein Sprachlabor aus der Bundesrepublik Deutschland erhalten. Außerdem wurden das Pohl-Laboratorium für Festkörperphysik und ein Computer-Zentrum gebaut. Sie stellen ein Symbol für die chinesisch-deutsche Zusammenarbeit und Freundschaft dar.

Seit 1978 sind aus der Bundesrepublik Deutschland etwa 250 deutsche Experten und Professoren zum Unterricht oder zu Kurzzeitdozenturen an die Tongji-Universität gekommen. Sie haben an der Entwicklung der Lehre und Forschung der Universität verdienstvoll mitgewirkt und Freundschaften mit den chinesischen Mitarbeitern und Studenten geschlossen. Außerdem haben mehr als 1500 Freunde aus der Bundesrepublik Deutschland die Tongji-Universität besucht. Dabei handelte es sich um Staatsmänner, Politiker, führende Persönlichkeiten aus Kultur, Erziehung, Wissenschaft und Technik, aus der Wirtschaft und von der Stiftung. Es war jedesmal ein besonderes Ereignis, als der damalige Bundespräsident, Prof. Karl Carstens, der SPD-Vorsitzende Willy Brandt und der Bundeskanzler Helmut Kohl der Tongji-Universität Besuche abstatteten. Sie haben das Freundschaftsgefühl der Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland zum chinesischen Volk zum Ausdruck gebracht und den Kulturaustausch erheblich gefördert.

Wenn ich heute auf die erfreulich rasche Entwicklung der guten Beziehungen zwischen der Tongji-Universität und der Bundesrepublik Deutschland in den letzten Jahren zurückblicke, so denke ich mit Freude an die ersten Begegnungen mit Dr. Pfeiffer in Shanghai und in Bonn, die dieser Entwicklung den Weg gebahnt haben. Auf diesen Erfolg kann Dr. Pfeiffer stolz sein. In China sind 60 Jahre eine Runde der Jahreszählung. Der sechzigste Geburtstag bedeutet die Vollendung der ersten Runde und den Anfang der zweiten Runde des Alters. Möge Dr. Pfeiffer auch in der neuen Runde von Erfolgen gekrönt werden.

# Prominent Germans in England

*A List of Bankers, Men of Letters, Merchants, Musicians, Painters, Scientists, Theologians and Translators*

KURT LIPSTEIN

It would be fitting in a tribute to the General Secretary of the Humboldt-Stiftung if an account were to be given of the presence and influence of German learned men in England. In fact, the ties, though strong, were of a different kind, until the arrival of Hitler caused an exodus of scholars. The reason is that until the first half of the nineteenth century only two universities existed, namely Oxford and Cambridge, and these only admitted Anglicans until 1870. Those open to members of all confessions were only created during the nineteenth century and were restricted to London, Manchester and Durham.

This does not mean, however, that the German influence did not make itself felt in other areas, especially through the connection with Hanover. Everybody knows of Holbein (1497–1543), Händel (1685–1759) and Prince Albert (1819–1861) of Sachsen-Coburg-Gotha, the Prince Consort, but the number of artists, professionals, clergymen and military men who flourished in England is striking.

Among the **musicians** range a number of contemporaries of Händel: *J. C. Pepusch* (1667–1732), composer and professor of music, *Th. Reinbold* (1690–1757), singer, who followed Händel and *J. C. Smith (Schmitt)* who was Händel's amanuensis. There followed *J. Lampe* (1703–1751), composer of comic operas and songs and a very fine bassoonist; *K. F. Abel* (1725–1787), who moved to England after being a member of the court band in Dresden and became one of the Queen's chamber musicians; *C. J. Salomon* (1745–1815), musician and composer who played concerts with Haydn during their visits to England which he had arranged, acting for the impresario *Galtini*; he also suggested to Haydn the subject of "The Creation" for an oratorio; *Sir Julius Benedikt* (1804–1885), a pupil of Hummel and Weber who, after a career as conductor in Vienna and Naples, settled in the same capacity in England, from where he accompanied the singer Jenny Lind on her American tour; *Franz Hueffer* (1845–1889), a member of a well known family in Münster i. W., music critic and editor of magazines on music.

**Painters** and lithographers, some of which are not well known, include *Rudolf Ackermann* (1764–1834), book-seller in the Strand, whose engravings, especially those forming part of illustrated volumes on Oxford and Cambridge, are much appreciated today; *Jacques Christoph Le Blon* (1670–1741) born in Frankfurt and the inventor of chemolithography; *Johannes Aegidius Eccard* (Eckhard) (d. 1779), portrait painter; *G. Engleheart* (1752–1839) from Silesia, a pupil of Reynolds and miniature painter to the King; *John Hoppner* (1758–1810), born in London of German parents, a rival of the famous Thomas Lawrence (1769–1830), President of the Royal Academy; his nephew *Jeremiah Meyer* (1735–1847), a foundation member of the

Royal Academy who designed the profile of George III on the coinage; *Godfrey (Gottfried) Kneller (Kniller)* (1646–1723), born in Lübeck, whose elegant portraits stand out for their characterization and draftsmanship; the lithographers *L. Scharf* (1788–1860), soldier at Waterloo, *Joseph Wolf* (1820–1891), illustrator of Gould's "Birds of Great Britain" and *Johann Zofanny* (1733–1810), painter, a well known member of the Royal Academy, specializing in attractive conversation pieces. The Hanoverian court, which attracted these artists, itself became a centre of German personalities. One of these was the Countess Ehrengard Melusina von der Schulenburg (1667–1743), maid of honour to the Mistress Sophia of Hanover, became the mistress of her son who, as George I, became King of England. Arriving in England about 1714 she was created successively Baroness of Dundalk, Countess and Marchioness of Dungannon, Duchess of Munster, Baroness of Glastonbury, Countess of Feversham and Duchess of Kendall. She is reputed to have exercised considerable political influence.

Protestantism attracted a few **theologians**: *Martin Buzer (Butzer)* (1491–1551), a Protestant convert under the personal influence of Luther, a follower of Zwingli, consulted by Henry VIII about his divorce from Catherine of Aragon, who was finally forced to take refuge in England in 1549 where he was appointed Regius Professor of Divinity in Cambridge; *A. W. Boehm* (1673–1722), a native of Pymont became assistant chaplain to George I; *Christian Friedrich Schwartz* (1726–1798), born in Sonnenburg (Prussia) studied at Halle, ordained in Copenhagen, a missionary in India all his life; *George Müller* (1865–1898), son of a German excise collector, after a profligate beginning turned to religious work while foregoing worldly goods, pastor of a congregation in Teignmouth, advocating that trust in God was sufficient for all purposes in temporal and spiritual matters; engaged in philanthropic work in Bristol where relying on voluntary contributions he cared for two thousand orphan children, sent out 123,000 pupils in the course of his life, circulated 275,000 bibles, supported 199 missionaries and employed 112 assistants.

The need of the Jewish communities in England for rabbis trained abroad before the creation of a seminary in England led to the arrival of *Lyon Hart* (Hiroch, Loebell) (1721–1800) as Chief Rabbi from 1757–68, *Solomon Hirschel* (1761–1842) and *Nathan Marcus Adler* (1803–1890), co-founder of Jews College. On the other hand, England and its colonies appear to have attracted German Jewish converts to Christianity as a promising field. *Joseph Wolff* (David Levi) (1795–1862), born near Bamberg, educated at a protestant school where he learnt Latin, Greek and Hebrew, a convert to Catholicism in 1812, studied Arabic, Syrian, Chaldean and Persian, and after travelling widely entered a monastery; disliking it he came to England, became an Anglican, studied in Cambridge and travelled as a missionary in Egypt, Jerusalem and the sinaitic peninsular, Mesopotamia, Persia, Tiflis and the Crimea. He then sought to discover the ten last tribes, was made slave in Armenia and Khorassan, was rescued, crossed Bokhara, Afghanistan, suffering many indignities and reached India, preaching all the way, returned and visited Abyssinia and Yemen, visited the United States, ordained deacon and priest and became rector of a parish in Yorkshire. Subsequently he returned to Bokhara to ascertain the fate of two British travellers, who turned out to have been executed, and miraculously escaped execution himself. He died as vicar of The Brewers in Somerset. *Henry Aaron Stern's* history (1820–1898) is not dissimilar. From Frankfurt he joined Jews College in London and became a missionary to

Jews and Muslims in Asia Minor and Persia, ordained deacon (1841) in Jerusalem by Bishop Alexander (himself a Jewish convert, whose history is recounted by Clive Parry in *Essays in honour of Lord McNair* (1965), priest (1849) and a captive in Abyssinia for five years, where he had gone to preach to the Falashas (Abyssinian Jews). Freed by a military expedition he spent his last years in London where he received the (Lambeth) degree of Doctor of Divinity. *Marcus Kalisch* (1825–1885) Berlin, Halle, a biblical scholar, was secretary to the Chief Rabbi and tutor to the sons of Baron Lionel Rothschild; *Ridley Haim Herschell* (1807–1864), a dissenting minister of Jewish origin born in West Prussia, settled in England, opened a chapel in London and was one of the original members of the mission to the Jews. His son *Farrer Herschell* (1837–1899) became Lord Chancellor after a distinguished legal and political career.

The soldiers of the Lord were accompanied by the **soldiers** of the sword. Everybody in England knows of the exploits of Prince Rupert, Pfalzgraf bei Rhein and Duke of Bavaria (1619–1682) who fought the battles of Charles I against the forces of Parliament. Long before him Martin *Schwartz* (died 1487) sent by the dowager duchess of Burgundy to assist the pretender Lambert Simnel, was killed in the battle of Stoke near Newark. Frederick Hermann *Schomberg* (Schönberg), Duke of Schomberg (1615–1690), born in Heidelberg of an English mother after an adventurous career in the Thirty Years War, but also in France and Portugal and elsewhere, served Charles II and was made Baron of Tetford and accompanied William of Orange to England, created Baron of Teyes, Earl of Brentford, Marquis of Harwich and Duke of Schomberg, killed in the battle of the Boyne; Prince Victor von *Hohenlohe-Langenburg* (1833–1881) as *Count Gleichen* served in the British Navy, retiring as an Admiral; Prince Henry Maurice von *Battenberg* (1858–1896) brother of Louis (infra) a lieutenant in the 10th Rhenish Hussars, married to Queen Victoria's youngest daughter, naturalized and appointed colonel in the British Army volunteered to serve in the Ashanti war and died of a fever. His brother Louis (1854–1921), subsequently Mountbatten, Marquess of Milford Haven, had been sent to England as a boy in consequence of the friendship of his mother with Princess Alice, Grand-Duchess of Hesse, the daughter of Queen Victoria, whose daughter he married in 1884. He joined the navy in which he served with distinction, especially in training, ending up as a Commander in Chief of the Atlantic Fleet and Second (later First) Sea Lord but was forced to resign shortly after the outbreak of the First World War. *Prince Edward of Saxe-Weimar* (1823–1902), the nephew of Queen Adelaide, wife of King William IV, he was a frequent visitor to England and became a British subject and joined the army. He served in the Crimean War and after holding various commands as a general officer he was appointed field-marshal.

Among **learned and professional men**, Sir William *Herschel* (1738–1822) born in Hanover, the Court astronomer and discoverer of Uranus and the sixth satellite of Saturn, figures prominently. Other scientists include Meyer Low *Schomberg* (1690–1761), born in Fetzburg, M. D. Giessen and his son Raphael (Ralph) (1714–1792), born at Schweinberg, M. D. Aberdeen; Adolph *Samelson* (1827–1888) born in Berlin, M. D. Berlin, ophthalmic surgeon, a political émigré; Julius *Althaus* (1833–1900), M. D. Berlin, physician, founder of a hospital for epilepsy and paralysis in Regent's Park, London; Julius *Dreschfeld* (1846–1907), who settled in Manchester and became professor of pathology and medicine at the Victoria University. The

chemists: Johann Christoph Augustus *Voelcker* (1822–1884), an agricultural chemist in Frankfurt a. M., Professor of Chemistry, Cirencester Agricultural College, FRS; Thomas *Mathiessen* (1831–1870), born in London, studied in Giessen and Heidelberg under Bunsen and Kirchhoff, FRS, lecturer in chemistry at St. Mary's and St. Bartholomew's Hospitals; Carl *Schorlemmer* (1834–1892) of Darmstadt, FRS, professor of organic chemistry, Manchester; the engineer John *Müller* (1699–1784), headmaster and professor of fortification and mathematics at Woolwich Arsenal; William *Müller* (died 1846) a Hanovarian officer, instructor in military service, Göttingen, lieutenant of engineers in George III's German legion.

Sir Robert Hermann *Schomburgk* (1804–1865), born in Freiburg, explored areas of the British Caribbean Islands and became British Consul in Santo Domingo and Bangkok; his brother Richard *Schomburgk* (1811–1890), botanist to the British Guyana boundary expedition 1840–42, became director of the Botanic Gardens, Adelaide (South Australia). Friedrich Wilhelm Ludwig *Leichhardt* (1813–1848), born in Trebatsch, Prussia, after studying at Göttingen and Berlin explored the interior of Australia and was lost. H. W. Ferdinand *Bolckow* (1806–1878), of Sulten in Mecklenburg, became a manufacturer of iron at Middlesborough of which he became the first mayor and member of Parliament. Sir William *Siemens* (1823–1883) of Lenthe, Hanover, inventor (electric furnace, bathometer, electric power for railways) and technical innovator, especially regarding melting and re-heating steel, became a well known industrialist. Nor should H. *Oldenburg* (1615?–1677) be forgotten, who after acting as agent for Bremen and working as a tutor to Lord Ranelagh became the first Secretary of the Royal Society (1663–1677).

**Men of letters** included a number of **translators**: Theodor *Haak* (1605–1690), who studied at Oxford and was employed by Parliament; Johann Christian *Hüttner* (1765?–1847), born in Guben, who became tutor to the son of Sir George Staunton and accompanied his pupil in Lord Macartney's mission to China of which he published an account, and obtained a post as translator to the Foreign Office; Louis *Loewe* (1809–1888), born in Silesia, accompanied the Jewish philanthropist Sir Moses *Montefiore* to Palestine as his secretary, and became first principal of Jews' College and examiner in oriental languages; Leonhardt *Schmitz* (1807–1890), rector of a high school in Edinburgh, tutor to the Prince of Wales (1859), principal of London International College, Isleworth; Nikolaus *Trübner* (1817–1884), born in Heidelberg, publisher, orientalist and critic; Friedrich Max *Müller* (1823–1900), of Dessau, orientalist and philologist, Taylorian, professor of modern European languages (1854–1868) and member of Christ Church, curator of the Bodleian Library (1856–1863) and Fellow of All Souls, Professor of Comparative Philology (1868–) Oxford; Bernhard *Horwitz* (1807–1885), author of "Chess Studies" (1851); Rudolf Erich *Raspe* (1737–1794), who having purloined the Elector of Hesse-Cassel's collection of antique gems and coins, of which he was keeper, fled to England where he became storekeeper in a Cornish mine and published the stories of Baron Münchhausen (1785).

In **commerce and banking** nobody can overlook Nathan Meyer *Rothschild* (1777–1836), one of the five sons of Amschel Meyer *Rothschild*, who established the banking house in London at New Court, St. Swithin's Lane, where it is still to be found today. However, the house of *Baring* must not be forgotten, since its founder, Sir Francis *Baring* was the grandson of Franz *Baring*, a Lutheran pastor in Bremen whose son had settled in Exeter.

The first part of the twentieth century witnessed a change in the activities and social status of the immigrants who were merchants, scholars and professional men, not artists, clergy and teachers. By now some were the third generation of German arrivals, such as the statesman and politician Viscount *Göschel* (1831–1907), a grandson of the Leipzig publisher; William *Heinemann* (1863–1920) whose father had been naturalized in 1856 and the pianist and composer Otto *Goldschmidt* (1829–1907), born in Hamburg, who became professor and Vice-Principal of the Royal Academy of Music. Others occupied leading positions in industry and commerce. Alfred *Beit* (1853–1906), a native of Hamburg whose London business was amalgamated with the South African diamond mining industry to form *de Beers Consolidated Mines*, and his brother Sir Otto John *Beit* (1865–1930), a director of the British South Africa Company. Sir Ernest Joseph *Cassel* (1852–1921), born in Cologne, the son of a small local banker, emigrated to England at the age of nineteen where, at the age of twenty-two, he became manager of the financial house of *Bischoffsheim & Goldschmidt*. Subsequently, as an independent financier, he amassed a great fortune, which he employed for many philanthropic purposes. He was knighted in 1899, made a Privy Councillor in 1902, with many English and foreign decorations to follow; anti-German feeling in 1914 induced him to offer his resignation from public offices and honours, but the offer was not accepted and he proved to be of considerable assistance to the Government during the war especially in raising loans in the United States, where his connection with the banking House of Kuhn Loeb & Co, whose partners included Jacob *Schiff*, a native of Frankfurt and Paul and Felix *Warburg* – one of Schiff's sons in law, originally from Hamburg –, dated from 1874.

Sir Edgar *Speyer* (1862–1932), Baronet (Bart), born in New York, the son of Gustav *Speyer*, banker in Frankfurt, came to London in 1887 as a director of Speyer Brothers, one of his father's three associated businesses in Frankfurt, London and New York. Naturalized in 1892 he was active in financing inter alia, the development of electric traction, such as the London Underground and became a baronet in 1906 and a Privy Councillor in 1909. A patron of the arts and a philanthropist, he was made to feel the anti-German sentiment during the First World War, made an offer to resign his baronetcy and Privy Councillorship, an offer which was not accepted by the Prime Minister Asquith speaking for the King; court proceedings brought against him and Sir Ernest Cassel by a private party to declare their appointment as Privy Councillors invalid were dismissed (*R. v. Speyer, R. v. Cassel* [1916] 1 KB 595; [1916] 2 KB 858 (C. A.)). Nevertheless he resigned his honours and departed for New York. In 1921 he and his family were deprived of his British nationality on the ground that in 1915 his firm had engaged in exchange arbitrage with a Dutch firm which was alleged to have benefitted German interests. He died in 1932 in Berlin, a director of the banking house of Speyer-Ellissen in Frankfurt.

Sir Maurice *de Bunsen* (1852–1932), a diplomat, though British by birth, was the grandson of the popular Prussian envoy to the Court of St. James (1841–1854) who had married an English woman and whose son had become a British subject. Frederick *Delius* (1862–1934) the composer, was similarly a descendant of naturalized German parents hailing from Bielefeld; Ludwig *Mord* (1839–1909), a chemical technologist, manufacturer and art collector, laid the foundations of the English chemical industry in collaboration with Sir J. T. *Brunner*; his son Alfred Moritz, Lord *Melchett*

achieved an amalgamation in 1926 of much of the chemical industry under the name Imperial Chemical Industries (ICI); Sir Hermann *Gollancz* (1852–1930) and his brother Sir Israel (1863–1930) were respectively Goldsmid Professor of Hebrew in the University of London and Professor of English literature at King's College, London, after having been a lecturer at Cambridge.

Lassa Francis Lawrence *Oppenheim* (1858–1919) was educated in Göttingen, Berlin, Heidelberg and Leipzig. After lecturing in criminal law in Basle, he settled in England where he lectured in international law first at the London School of Economics and then succeeding Westlake as Whewell Professor of International Law at Cambridge. His treatise on International Law in two volumes, subsequently edited by McNair and Lauterpacht, is still a work of authority.

The *Schuster* brothers – Sir Arthur (1851–1934) and Sir Felix Otto (1854–1936) – were born in Frankfurt of a family which had had connections with England since early in the nineteenth century where their great uncle, Samuel *Schuster*, had come to England from Frankfurt. As a result of the annexation of Frankfurt by Prussia in 1866, their parents – like one great-grandfather of the present writer – emigrated to England where their father became a partner in the firm of Schuster brothers, merchants. *Sir Arthur* after studying physics at Owens College, Manchester, went to Heidelberg, Göttingen and Berlin to study under *Kirchhoff* and *Helmholtz* and worked in the Cavendish laboratory under Clerk Maxwell and J.W. Strutt, Lord Rayleigh. He became professor of physics at Manchester. His brother, *Sir Felix Otto*, Bart, joined the family firm and upon its amalgamation with the Union Bank of London became a director of the latter. Convinced that banking resources should be concentrated, he encouraged further amalgamations resulting in the creation of the National Provincial Bank. He served, inter alia, as finance member of the Council of India (1906–1916).

Dr. Ernst *Schuster*, a practising lawyer in England with a background in German law provided much expert advice and published a book on German private law.

Hubert von *Herkomer* (1849–1914) was born in Bavaria, the son of a jointer who, having first emigrated to the United States, settled in Southampton. He became a fashionable portrait painter in England and in Germany where he was enobled by the King of Bavaria.

The period between the two World Wars is characterised by immigration from Germany (that from Austria which counts among it such famous names as *Perutz*, *Popper*, *Frisch*, *Saxl* and *Bondi* is not included) on racial and political grounds. Some of those new arrivals had abandoned a successful career abroad, while others had still to establish a reputation or were only to begin. They will be treated together, but the year of their birth will indicate the stage of the development at that time.

Among the **scientists** are notably the physicists Max *Born* (1882–1970), Nobel prizeman, who occupied the chair of Natural philosophy in Edinburgh after being professor in Göttingen, H.G. *Kohn* (1904) FRS, Reader in Physics, Oxford; E. *Glueckauf* (1906) FRS, Consultant to the Atomic Energy Establishment, Sir Francis (Franz) *Simon* (1893–1956), professor of Physical Chemistry at the T.H. Breslau (1931–33), who joined Prof. Lindemann, Lord Cherwell, at the Clarendon Laboratory in Oxford, where he succeeded the latter as Dr. Lie's professor of Experimental Philosophy; Heinz *London* (1907–1970) who became deputy chief scientist at the Atomic Energy Research Station in Harwell, Sir Rudolph *Peirls* (1907) FRS, Wykeham Professor of Physics, Oxford, Franz Ferdinand *Heymann* (1924), Quain

Professor of Physics, London and, after the war H. J. *Kleinpoppen*, Professor of Experimental Physics, Stirling; the mathematicians A. *Froehlich* (1905) FRS, King's College, London, K. A. *Hirsch* (1906) Queen Mary College, London, E. H. *Sondheimer* (1923) Westfield College, London; Fritz *Ursell* (1923) FRS, Professor of Applied Mathematics, Manchester; P. M. *Cohn* (1924) FRS, Bedford College, London, Klaus F. *Roth* (1925) and W. K. *Hayman* (1926) both of Imperial College, London, Volker *Heine* (1930) FRS, Professor of Theoretical Physics, Cambridge; Sir Peter B. *Hirsch* (1925) FRS, Wolfson Professor of Metallurgy, Oxford; the chemist F. *Sondheimer* (1926), Royal Society Research Professor, University College, London, the biochemists Sir Hans *Krebs* (1900) FRS, Whitley Professor of Biochemistry emeritus, Oxford; Sir Hans *Kornberg* (1928), Sir William *Duan*, Professor of Biochemistry and Master of Christ's College, Cambridge; Hermann *Lehmann* (1910–1985) FRS, Professor of Clinical Biochemistry, Cambridge; the pharmacologists W. S. *Feldberg* (1900) FRS, head of Laboratory of Neuropharmacology, National Institute Medical Research; H. K. F. *Blaschko* (1900) FRS, Emeritus Reader in Biochemical Pharmacology, Oxford, Edith *Bülbring* (1903) FRS, Professor of Pharmacology emerita, Oxford; Marthe Louise *Vogt* (1903) FRS, Reader in Pharmacology, Edinburgh, Head, Pharmacology Unit, Institute of Animal Physiology, Cambridge; H. W. *Kosterlitz* (1903) FRS, Professor of Pharmacology, Aberdeen, Sir B. *Katz* (1911), Professor of Biophysics, University College, London, Nobel Prizeman; H. O. *Schild* (1906) and Gustav *Born* (1921), Professors of Pharmacology respectively at University College and King's College, London; the geneticist H. *Gronberg* (1907) FRS, University College, London, H. J. *Eysenck* (1916), Professor of Psychology Univ. of London, Institute of Psychiatry; A. *Heyer* (1895), emeritus Professor of Neuropathology, London; A. *Neuberger* (1908) FRS, Professor of Clinical Pathology, St. Mary's Hospital, University of London; E. *von Kuenssberg* (1913), President, Royal College of General Practitioners, the psychologist H. W. *Lissmann* (1911) FRS, Reader in Zoology, Cambridge; the Astronomer Royal for Scotland and Regius Professor of Astronomy emeritus, Edinburgh, H. A. *Brueck* (1905), Claus *Bock* (1926) and Peter Felix *Ganz* (1920), Professors of German Language and Literature at Westfield College London and Oxford respectively; and the lecturer and writer M. P. L. *Harburger* (1924); E. J. W. *Simon* (1893), Professor of Chinese, University of London; the classicists, Eduard *Fraenkel* (1888–1970), Professor in Freiburg until 1933, Fellow of Trinity College, Cambridge, and then Professor of Latin, Oxford; Charles O. *Brink* (1907), FBA, Kennedy Professor of Latin emeritus, Cambridge; Victor *Ehrenberg*, Reader in Classical History, University of London; O. *Skutch* (1906), Professor of Latin, London; G. *Zuntz* (1902), FBA, Professor of Hellenistic Greek, Manchester, and among historians Ehrenberg's son Sir Geoffrey *Elton* (1921), Regius Professor of History, Cambridge; Helmut *Koenigberger* (1918), Professor of History, King's College, London, F. L. *Carsten* (1911), FBA, Professor of Central European History, London, the Orientalists E. I. *Rosenthal* (1904), Reader in Oriental Studies, Cambridge, and the post-war newcomer W. W. J. *Madelung* (1930), Laudian Professor of Arabic, Oxford; three theologians: the late Arnold *Ehrhardt*, formerly Professor of Law, Frankfurt, U. E. *Simon* (1913), Professor of Christian literature, King's College, London, and the Rev. P. *Oestreicher*, Canon of Southwark Cathedral; the art historian H. *Buchthal* (1909), FBA, Professor of History of Byzantine Art, London; Sir Nikolaus *Pevsner* (1902) FBA; the painters F. A. *Auerbach* (1931) and F. *Uhl-*

*mann*, the graphic designer B. T. *Wolpe* (1905), the photographer H. *Gernsheim* (1913) and the conductor and composer P. *Gellhorn* (1912). Statistics and banking are represented by Sir Claus *Moser* (1922), one time Professor of Social Statistics, London, Warden of Wadham College, Oxford, banking by Sir Siegmund *Warburg* (1902–1983), founder of the merchant banking house of S. G. Warburg & Co. Ltd., his co-director H. *Grunfeld* (1904) and W. H. *Salomon* (1906), partner in Rea Brothers; the many industrialists include Sir Eric *Weiss* (1908) and Max *Goldsmith* (1902).

Few **lawyers** were able to resume their profession; some, like the luminaries of German Universities *Martin Wolff* (1872–1953) and *Fritz Schultz* (1879–1957) came to engage in private studies; others, starting afresh include *Clive Schmitthoff* (1903), barrister at law, Visiting Professor of Law, Universities of Kent at Canterbury and City University, London, author of many legal treatises; F. A. *Mann* (1907) CBE, solicitor, member of many Government Committees, a prolific writer of authoritative works, *Georg Schwarzenberger* (1908) Professor of International Law, University College, London, K. M. *Newman* (1919), Under-Secretary, Lord Chancellor's Office, Judge F. *Honig* (1912); the two natives of Frankfurt, products of the same school, Sir *Otto Kahn-Freund* (1900–1979), Q. C., FBA, who after being Professor at the London School of Economics occupied the chair of Comparative Law in Oxford, and K. *Lipstein* (1909) who held the chair of Comparative Law at Cambridge.

Among the younger generation, who began their legal studies in England stand out Judge *Brian Grant* (Konrad Levin Goldschmidt) (1917), Lord Justice *Kerr* (1921), G. H. *Treitel* (1928), FBA, Vinerian Professor of English Law, Oxford, Mr. Justice K. *Schiemann* (1937) and the late John *Wilmers* Q. C. (*Hans Wilmersdoerffer*) (1920–1984), Judge of the Court of Appeal of Jersey and Guernsey.

Viewed as part of the history of England and Germany, it would seem that the interchange became significant in the sixteenth century when art and music were concentrated in a brilliant court and where Protestants were attracted by a powerful bastion of the new faith.

The Hanoverian dynasty in the eighteenth century further encouraged this trend, which now included soldiers, artisans and scientists. The early development of industrialization brought an influx of engineers, practical technologists and merchants. Toward the middle of that century the suppression of liberalism and the expansion of Prussia, especially as a result of the annexation of the free city of Frankfurt, brought professional people, such as medical practitioners and members of well connected commercial families. In the twentieth century the persecution of Jews and dissidents introduced a new type of immigrant, the academic scholars, highly qualified technologists and a young generation which was forced to make its mark if it was not to go under. Seen as a whole, the balance in favour of the host country is significant.

# Tradition und Vision

*Ein Beitrag zur akademischen Kulturgemeinschaft  
zwischen Norwegen und Deutschland*

INGE LØNNING

Blitzartig ist es mir bei einem Besuch an der alten, ehrwürdigen Universität in Rostock im Frühjahr 1986 aufgegangen, welche Dimensionen der Geschichte in den akademischen Verbindungen meines Landes mit Deutschland versteckt sind. Zu Ehren der norwegischen Gäste hat man in der dortigen Universitätsbibliothek die erste Eintragung eines norwegischen Studenten im Universitätsmatrikel von 1436 vorgelegt. Die 550jährige Eintragung hat uns zwar insofern nichts Neues erzählt, als es zu den wohlbekanntesten historischen Daten gehört, daß vereinzelt norwegische Studenten schon in früheren Jahrhunderten des Mittelalters ihren Weg zu den Universitätsstädten Europas fanden. Ein konkreter Name, handschriftlich in dem offiziellen 550jährigen Protokoll eingetragen, spricht jedoch eine andere, eindringlichere Sprache als alle allgemeinen Auskünfte lexikalischer Art. Der Name erinnert daran, daß die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden vom Anfang bis heute eine Gemeinschaft war und ist, die auf dem Boden der persönlichen Verantwortung für das gebildet wird, was gelehrt und gelernt wird. Eine Erinnerung, die unentbehrlich ist.

Eine eigene nationale Universität hat Norwegen erst 1811 durch eine Gründung des dänisch-norwegischen Königs Frederik VI. bekommen. Seit mehr als 300 Jahren war die Mutter der neuen akademischen Institution, die Universität Kopenhagen, damals das nächste Ziel lernbegieriger Norweger. Recht viele haben jedoch auch in der Periode seit der Gründung der ersten norwegischen Universitäten in Schweden und Dänemark, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an deutschen Universitäten, im Reformationszeitalter vor allem an der Universität in Wittenberg, studiert. Die konfessionellen Bande, die seit der Reformation in Dänemark und Norwegen in 1536 zu den evangelischen Gebieten Deutschlands bestanden, haben dabei natürlich vor allem dazu beigetragen, die akademischen Beziehungen zwischen den nordischen Ländern und Deutschland zu verstärken. Die Wittenberger Reformation hat ja nicht zufällig als eine Universitätsreform angefangen, wie die lutherischen Landeskirchen auch nicht ganz ohne geschichtliches Recht als Professorenkirchen bezeichnet worden sind. Orthodoxie, Pietismus und Aufklärung hindurch ist die gesellschaftliche Prägungskraft der akademischen Pfarrerausbildung erhalten geblieben, und eben diese Ausbildung war im evangelischen, deutsch-nordischen Raum weithin dieselbe.

Die konfessionelle Gemeinschaft war natürlich ab dem 16. Jahrhundert für Entwicklung und Bestand der kulturellen Verbindungen zwischen Deutschland und Norwegen von recht grundlegender Bedeutung. Doch ist daran zu erinnern, daß die 550jährige Eintragung im Rostocker Universitätsmatrikel auf eine noch ältere Verbindungslinie hinweist: die hanseatische. Als um die Mitte der 1520er Jahre evangeli-

sche Predigt zum ersten Mal in Norwegen in der Hansestadt Bergen Unruhen bewirkte, bestand schon seit Jahrhunderten von den norddeutschen Städten ein lebhafter Warenverkehr nach der norwegischen West-Küste. Mit dem Warenverkehr hat die Seefahrt nicht nur die ökonomische Entwicklung der beiden Gebiete, sondern durchaus auch die schwerer meßbaren, nicht-materiellen Werte kultureller Art gefördert. Von der Tiefe der so entstandenen kulturellen Gemeinschaft erzählen bis heute die Spuren, die nicht nur in den hanseatischen Museen in Bergen und in den deutschen Hansestädten vorhanden sind, sondern auch in vielen Eigentümlichkeiten der Alltagssprache, in Namentraditionen usw. Bis in dieses Jahrhundert hinein sind in der Marienkirche in Bergen Gottesdienste auf deutsch gehalten worden, und noch gibt es in dieser Stadt alte Leute, die diese wunderschöne Mittelalterkirche „die deutsche Kirche“ nennen. Traditionen, die einmal ins Bewußtsein eingeprägt worden sind, lassen sich nicht so einfach vermischen – nicht einmal durch politische Erfahrungen, die an sich geeignet wären, alles zu vernichten, was noch von Spuren einer deutsch-norwegischen Kulturgemeinschaft geblieben war.

Die Standhaftigkeit der Tradition, auch den großen Erschütterungen des europäischen Erdbodens gegenüber, die das 20. Jahrhundert gebracht hat, wird sich ohne die seit dem Mittelalter bestehende übernationale Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden, d. h. die an die alten Universitäten gebundene akademische Gemeinschaft, erklären lassen. Was da Jahrhunderte hindurch von Kommunikationsfähigkeit, Verständigungsbereitschaft und Respekt für die Wahrheit aufgebaut worden ist, haben bis heute weder der blinde Nationalismus noch die hemmungslosen Verdummungsversuche der ideologischen Massenpropaganda auf die Dauer zu zerstören vermocht. In einem Zeitalter, das sich daran gewöhnt hat, die heutigen Errungenschaften im Gebiet der menschlichen Kommunikationen als völlig neu und einzigartig anzusehen, darf in dieser Perspektive gesehen die 550jährige Eintragung im Rostocker Universitätsmatrikel als eine nützliche Erinnerung daran stehen, daß die internationalen Kommunikationen im Universitätsleben des Mittelalters verhältnismäßig sehr viel entwickelter waren als unsere heutigen akademischen Kommunikationen sind. Zwar mußte man sehr viel mehr Zeit verbrauchen, als wir es heute tun, wenn man sich ins Ausland begeben möchte – geschweige denn, wenn es darum ging, Informationen schriftlich oder mündlich zu distribuieren. Um so mehr haben sie dagegen von den gesellschaftlichen Verhältnissen der Länder gelernt, durch die sie gefahren – weithin: gewandert – sind, und um so größer war auch ihre Bereitschaft zum Aufbruch, im übertragenen wie im wörtlichen Sinne. Von den Studenten jener Zeiten sind erstaunlich viele zwischen ausländischen Universitäten hin und her gewandert und haben dadurch einen entscheidenden Beitrag zur Aufrechterhaltung der geistigen Verbindungslinien Europas geleistet. Zu dem, was im heutigen Jargon „Internationalisierung“ heißt, tragen wir mit unseren riesengroßen nationalen Ausbildungsprogrammen und allen unseren verfeinerten technischen Hilfsmitteln der Massenkommunikationen im Verhältnis dazu kaum so viel bei, wie es diese kleine Armee der akademischen Fußsoldaten für ihre Zeit tat.

Die handschriftliche Eintragung im alten Universitätsmatrikel ist außerdem eine nicht zu unterschätzende Erinnerung daran, daß sich die Aufgabe der Kommunikation niemals auf eine Frage technischer Perfektion reduzieren läßt. Communicatio heißt persönliche Teilhabe an gemeinsamen Gütern oder Werten, so wie es beispielhaft die klassische Denkfigur der *communicatio idiomatum* innerhalb der theologi-

schen Wissenschaft demonstriert: im Leib Christi durchdringen die Eigenschaften der beiden Naturen, der göttlichen und der menschlichen, einander und machen eine vollkommene Einheit der Person aus. In analoger Weise verwirklicht alle wahre Kommunikation eine geistige Einheit, an der sämtliche Personen teilhaben, die etwas zum Prozeß der Kommunikation beitragen. Ein solches Verständnis menschlicher Kommunikation setzt die moralische Verantwortung jeder einzelnen Person voraus, ohne die gemeinsame Bemühungen um wahre Erkenntnis der Wirklichkeit und echte Gemeinschaft unmöglich wären.

Ohne das Element der persönlichen Verantwortung gibt es die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden, d. h. die Universität, nicht. An meiner eigenen Osloer Universität, seit ihrer Geburt in 1811 durch die alte deutsche Universitätstradition und durch die Ideen der Humboldtschen Universitätsreform tief geprägt, versuchen wir das unaufgebbare Element der persönlichen Verantwortung jedes einzelnen zeichenhaft durch eine heute etwas anachronistisch anmutende Zeremonie der Immatrikulation festzuhalten: seinen akademischen Bürgerbrief muß jeder neue Student mit einem Handschlag persönlich empfangen, durch den er sich den gesetzlichen Regelungen verpflichtet, die für das Universitätsstudium gelten, während sich ihrerseits die Institution durch ihren offiziellen Vertreter dazu verpflichtet, gerade diesem Studenten ihr qualitativ bestmögliches Angebot der Kommunikation zur Verfügung zu stellen.

Eine solche Zeremonie mag in einer modernen, auf zeitsparende Effektivität eingerichteten Gesellschaft als wahnsinnig unpraktisch empfunden werden. Zugleich ist sie jedoch eine heilsame Erinnerung an eine Wahrheit, die auch durch die moderne Erfahrung – ja, vielleicht im Kontext der heutigen Wirklichkeit mehr als je – bestätigt wird, nämlich daß alles, was für eine menschliche Gemeinschaft, welcher Art und für welchen Zweck sie da sein mag, von dauerndem Wert ist, durch Impulse zustande kommt, die ursprünglich von einer einzelnen Person ausgelöst wurden. In ganz besonderer Weise gilt das für die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden, in der niemals Hervorragendes geleistet wurde oder wird, das sich nicht zuletzt auf die Inspiration zurückführen läßt, die von den Leistungen identifizierbarer einzelner ausgegangen ist.

So bleibt der alte Universitätsmatrikel, mit seinen handschriftlich eingetragenen Namen, als Hinweis und frühe Vorwegnahme einer Strategie für Erhaltung und Erneuerung kultureller Gemeinschaft stehen, die keinem ehemaligen Forschungsstipendiaten der Alexander von Humboldt-Stiftung unbekannt ist. Nicht Quantität, sondern Qualität hat in Sachen der Entwicklung der Forschung und der akademischen Gemeinschaft das Vorrecht, darum gilt es vor allem, jedem einzelnen Stipendiaten durch individuelle Zurechtlegung der Arbeitsverhältnisse die optimalen fachlichen und persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten zu gewähren. Das ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine unzeitgemäße, der Sache jedoch, der sie dienen soll, völlig angemessene Strategie. Gerade in ihrer unzeitgemäßen Sachgemäßheit könnte sie nur der visionären Phantasie und dem prägenden Willen einer einzelnen Person entstammen. Die Person ist, in diesem wie in anderen Fällen, wo für eine Gemeinschaft etwas von dauerndem Wert geleistet worden ist, durchaus identifizierbar – der Jubilar, dem diese Festschrift mit Beiträgen aus der ganzen Welt gewidmet ist.

Daß seine Vision in entscheidender Weise dazu beigetragen hat, die alte und

ehrwürdige Tradition der akademischen Kulturgemeinschaft zwischen Deutschland und Norwegen zu erneuern, dafür mag dieser Beitrag als ein zeitgenössisches Zeugnis zu bewerten sein. Die Geschichtsschreibung dürfen wir einer späteren Generation überlassen.

# Die Generalsekretäre Eine Institution der deutschen Wissenschaftsorganisationen

REIMAR LÜST

Am Vorabend meiner Einführung in das Amt des Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft nahm mich der damalige Berliner Wissenschaftssenator Werner Stein zu einem Privatissimum beiseite. Mit der freundlichen Besorgtheit eines Mannes, dem es wichtig war, mich vor Mißverständnissen zu bewahren, fragte er mich, ob mir die Verteilung der Gewichte zwischen Präsident und Generalsekretär genügend bewußt sei. Die persönliche Erfahrung, die er mir mit auf den Weg geben wollte, hatte er in den zahlreichen wissenschaftspolitischen Gremien gewonnen, denen er seit Jahren angehörte. Immer, wenn es sich darum gehandelt habe, so Stein, die Teilnehmer für besonders wichtige, entscheidungsträchtige Sitzungen einzuladen, hätten sich die Mitarbeiter als erstes die Frage gestellt: „Darf es der Präsident sein, oder muß der Generalsekretär kommen?“

Respekt vor der Institution des Generalsekretärs war mir zu diesem Zeitpunkt nicht mehr fremd. Geweckt hatten ihn drei Persönlichkeiten, die durch die Art und Weise, wie sie ihr Amt verkörperten, selber zur Institution geworden waren: Gottlieb Hasemann, Friedrich Schneider, Heinrich Pfeiffer. Der erste, den ich kennenlernte, war Heinrich Pfeiffer. Er war damals, 1955, Generalsekretär der deutschen Fulbright Commission; ich ein junger Wissenschaftler, dem er damals mit einem Fulbright-Stipendium den Weg in die amerikanischen Universitäten ebnete.

15 Jahre später unternahm ich den untauglichen Versuch, Heinrich Pfeiffer, der inzwischen die Alexander von Humboldt-Stiftung lenkte, als Generalsekretär des Wissenschaftsrats zu gewinnen. Als Vorsitzender des Wissenschaftsrats war ich mit der Verantwortung beladen, einen Nachfolger für den scheidenden Gottlieb Hasemann zu finden – er wechselte damals zu der neugegründeten Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung – und war der etwas naiven Überzeugung, daß ich mit diesem Angebot sowohl in Heinrich Pfeiffers als auch im wohlverstandenen Interesse des Wissenschaftsrats handelte. Doch wir hatten die Rechnung ohne Werner Heisenberg gemacht, den damaligen Präsidenten der AvH. Kurz und bündig erklärte er, Heinrich Pfeiffers Platz sei bei der AvH. Nach einiger Bedenkzeit sah Pfeiffer das ebenfalls so.

Während der Jahre 1972–1984, in denen ich qua Amt zum Vorstand der AvH gehörte, lernte ich Heinrich Pfeiffer noch aus größerer Nähe kennen. Wie fruchtbar das persönliche Zusammenspiel mit einem Generalsekretär sein kann, hatte ich vorher schon in der Arbeit mit dem – viel zu früh verstorbenen – Gottlieb Hasemann im Wissenschaftsrat erfahren. In denselben Jahren ergaben sich auch die ersten Kontakte zu Friedrich Schneider, der der erste Generalsekretär des Wissenschaftsrats gewesen war und dessen Stil entscheidend mitgeprägt hatte. Als Mitglied des

Wissenschaftsrats hatte ich ihn zunächst aus der Distanz während der Sitzungen beobachtet. Von 1966 an, als er zur Max-Planck-Gesellschaft wechselte, wurden die Berührungspunkte häufiger. Zu einer sehr engen und schließlich auch freundschaftlichen Zusammenarbeit mit ihm kam es dann, als ich 1972 Präsident der Max-Planck-Gesellschaft wurde.

Wer die Namen dieser drei Generalsekretäre nennt, die ihr Amt jeder für sich in idealer, aber auch in ganz verschiedener Weise verkörperten, dem stellt sich wie von selbst die Frage: wie sollte der ideale Generalsekretär beschaffen sein?

Die juristische Ausbildung wird generell als Voraussetzung angesehen, und leider steht dies auch in einigen Satzungen. Aber entscheidend war das für keine der drei Persönlichkeiten. Hasemann und Schneider waren Juristen und kannten sich in ihrem Metier von der Sache her und in der Form auch ganz ausgezeichnet aus. Aber als Paragraphenreiter haben sie sich nicht verstanden. Auch Heinrich Pfeiffer ist juristisch gerüstet; was er dafür brauchte, hat er sich selber angeeignet. Doch von Beruf ist er Philosoph – eine Ausbildung, die offensichtlich ebenso sinnvoll war. Denn die Aufgabe des Generalsekretärs ist viel eher, Wege zu finden, mit denen juristische Probleme gelöst, überwunden oder umgangen werden können als sich hinter juristischen Hürden zu verschanzen, die zwar Sicherheit garantieren, aber keine neuen Ideen. Auch weil als juristische Schutzpolizei schon genügend andere Mitarbeiter fungieren, scheint mir der Beruf des Juristen kein notwendiges Kriterium für einen Generalsekretär zu sein.

Entscheidend scheint mir, daß ein Generalsekretär einen sicheren Instinkt, eine „Nase“ für Menschen und die Sachen hat, die sie bewegen, das heißt: für ihre Qualitäten und Talente. So ist Heinrich Pfeiffer ein Mann, der die Talente riecht, auch wenn er ihr Sachgebiet kaum kennt. Und der mit großem Ahnungsvermögen eine wissenschaftliche Entwicklung aufspüren kann, die sich erst im Status nascendi befindet. Er hat ein Gespür für hervorragende Wissenschaftler, auch für solche, die sich dazu entwickeln können. Seine Empfindungsfähigkeit wurde durch ein Netzwerk von Verbindungen – im Inland wie im Ausland – geschärft und verfeinert.

Ein Generalsekretär muß mit Menschen umgehen können – aufgeschlossen mit den Extrovertierten, diskret mit den Verschlussenen. Er muß ihre Sprache verstehen. Selbst vor dem Umgang mit Primadonnen darf er nicht zurückschrecken. Er muß wissen, was die Wissenschaftler an- und umtreibt, er muß sie mit allen ihren Kompliziertheiten als Menschen mögen.

Dafür braucht er – das ist mein letzter, aber nicht mein unwichtigster Punkt – eine optimistische Natur. Er muß selbst dann noch Stimmung verbreiten können, wenn er – was unausbleiblich ist – depressive Phasen durchzustehen hat. Er hat es schließlich auch noch mit wechselnden Präsidenten zu tun, denen er sich anpassen muß und die er nie spüren lassen darf, daß der Generalsekretär aufgrund seiner langen Erfahrung alles besser weiß.

Erfolgreiche Generalsekretäre zeichnet die volle Hingabe an ihr Amt aus. So habe ich Gottlieb Hasemann und Friedrich Schneider erlebt. So sehe ich es auch an Heinrich Pfeiffer. Jeder, der einmal mit ihm auf Reisen gegangen ist, kann bezeugen, daß das auch die ehemaligen Forschungsstipendiaten der AvH so sehen. Die Freude, mit der sie ihn begrüßen und sich zum Gruppenbild mit ihm drängen, entspricht der Intensität, mit der er sein Amt ausfüllt.

# Generalsekretär und Präsident. Ein Problem unserer Zeit

HEINZ MAIER-LEIBNITZ

Es war wohl 1972. Ich traf Professor Heisenberg im Zug kurz vor der Ankunft in Bonn. Am Bahnhof stand ein kleiner, energischer Herr, Herr Pfeiffer. Devot ist nicht das Wort, eher geziemt ehrerbietig, aber auch das ist nicht richtig; freundlich auf jeden Fall und bereit, jeden persönlichen Wunsch zu erfüllen, aber es war klar, daß dahinter mehr war. Heisenberg schien mir, sich nicht ganz wohl zu fühlen, er zögerte mit seinen Wünschen, er wollte sich ja nie jemandem verpflichten. Ich wußte natürlich, daß es sich um den Präsidenten sowie um den Generalsekretär der Humboldt-Stiftung handelte. Die kleine Szene ging mir nachher im Kopf herum. Ich überlegte vergeblich, wo wohl mein Paar in dem Quadrat mit den Eckpunkten Faust – Don Quichote – Mephisto – Sancho Pansa anzuordnen wäre.

Ich hatte nicht allzuviel Erfahrung mit dem Problem. In meiner Zeit bei der Kaiser Wilhelm- und dann Max-Planck-Gesellschaft hatte es immer den Anschein, als ob der legendäre Dr. Telschow die Fähigkeit hätte, aus seinen Beiträgen und denen seiner jeweiligen Präsidenten ein Vielfaches von dem zu machen, was der Summe dieser Beiträge entsprochen hätte, aber ich wußte nichts von den Details. Schon früher, beim Skilaufen in Arosa, hatte ich den Kurator der Universität Halle kennengelernt, mit einer hübschen Tochter, die aber unser Sonnenschutzmittel für ihre zarte Haut ablehnte. Aus der Ehrerbietung, mit der ihm unsere berühmten Professoren, die auch zum Skilaufen gekommen waren, begegneten, schloß ich, daß es auch für einen Professor noch etwas zu Berücksichtigendes, wenn nicht Höheres gibt.

Als ich nach München kam, war der Syndikus eine energische und sehr selbständige Dame, die ihre Aufgaben genau kannte und, soweit ich sah, die Rektoren in vorbildlicher Weise unterstützte. Ich bin vielleicht etwas voreingenommen, denn sie hat uns bei der Entwicklung zur Kernphysik und zum großen Institut sehr unterstützt. Offenbar nahm sie sich das Recht auf eine Meinung heraus, wer an der Hochschule gut und förderungswürdig war. Damit überschritt sie wohl ihre Grenzen, aber damals hatte niemand etwas dagegen, und die Rektoren schon gar nicht. Später habe ich dann mehr über Hochschulverwaltung und Kanzler gelernt mit dem ganzen Spektrum, von dem so unfähigen, daß er nicht viel schlechter war als wenn er gar nicht dagewesen wäre, zu dem fähigen, der erreichte, daß Rektor und Senat ihre ganze, eigentlich für Nützlicheres bestimmte Zeit darauf verwendeten, ihn zu bekämpfen, zu dem, der mit Intrigen seine Macht zum Schaden der Hochschule und zum Nutzen neuer Gruppen ausbaute, und schließlich bis zu dem einmaligen Friedrich Schneider, den ich auf die Schwierigkeiten, in den damaligen Zeiten zu Beschlüssen von Hochschulgremien zu kommen, ansprach, und der darauf nur sagte: „Das kann ich nicht bestätigen. Ich und der Rektor...“ Das war die Zeit, als ich selbst die Erfahrung

machte, daß acht Freunde, die sich helfen, überall die absolute Mehrheit haben, und ich habe sehr bewundert, daß das auch mit zweien möglich war.

In München hatte ich auch zum ersten Mal Gelegenheit, über die Bedeutung der hohen Beamten belehrt zu werden. Zwar gab es eine Bayerische Atomkommission, in der viele Minister saßen, und in der Tat war es der Ministerpräsident selbst, der mich fragte, ob ich einen Forschungsreaktor haben wollte. Aber im täglichen Leben hatte ich nur mit Beamten zu tun, von den Ministern und ihren Meinungen oder gar möglichen Entscheidungen war nie die Rede. Auch was der Landtag beschließen würde, war den hohen Beamten nie zweifelhaft. Bei ihnen war man gut aufgehoben. Als der berühmte Ministerialdirektor Barbarino in der Zeit, als wir das Physikdepartment gründen wollten, mir bei einem Abendessen sagte: „Also, achtzig Prozent bekommen Sie“, war das die endgültige Entscheidung. Wir bekamen 240 neue Stellen in wenig mehr als einem Jahr.

Dies ist eine wichtige Sache. Es handelt sich um die Frage: Wer weiß, was nötig ist und was geschehen kann und was geschieht? Der frühere Staatssekretär Hartkopf vom Bundesinnenministerium hat hier in seinem berühmten Vortrag in Hannover vor dem Deutschen Beamtenbund die nötigen Auskünfte gegeben. Er hat im Detail gezeigt, wie die hohen Beamten, die sich offenbar immer einig sind, das Ergebnis von Sitzungen vorausbestimmen können, wie sie sich in wichtigen Fällen sogar durch Gründung oder Ermunterung von Bürgerinitiativen öffentliche Unterstützung schaffen oder wie sie unerwünschte Gesetzesvorlagen so formulieren, daß ihr Fall gewiß ist. Darüber, daß die hohen Beamten immer die richtigen Ziele verfolgen, darüber, daß sie einfach recht haben, darüber kommt nie ein Zweifel auf. An einer Stelle steht, daß natürlich die politische Willensbildung berücksichtigt werden muß, aber der Leser hat den Eindruck, daß das nichts Ernstes ist. Schließlich ist ein Staatssekretär ja auch ein Politiker. (Der Autor entschuldigt sich für die ungenaue Sprache, die er in diesem Absatz gebraucht. Er hat nicht die Worte des Vortragenden wiedergegeben, sondern den Eindruck, den sie in seinem Gedächtnis hinterlassen haben. Der Vortrag muß im Original gelesen werden, um die Abgründe in ihm zu erkennen.)

Dies ist deshalb ein ernstes Problem, weil die Gegenfrage lautet: Wer sonst hat recht? Wer sonst bestimmt, was geschehen kann und muß? Man könnte sagen, die Politiker und das Parlament. Ich habe einen pensionierten Ministerialbeamten gefragt, der in seiner Zeit etwa dreißig Ordner voll mit Reden für Minister und Abgeordnete geschrieben hat, und er ließ nicht den geringsten Zweifel daran, daß man denen nicht nur sagen muß, was sie öffentlich vertreten. Man muß ihnen auch noch die Wörter erklären und ihnen während der Sitzungen Sprechzettel zuschieben. Ein anderer, noch aktiver, ein ganz wichtiger und einflußreicher Mann ließ ebenfalls keinen Zweifel an der alleinigen Kompetenz der Ministerialbürokratie. Er stellte es zum Beispiel als völlig aussichtslos hin, wenn eine Oppositionspartei, und sei es mit früheren Beamten, einen Gesetzentwurf vorbereiten wollte, der bei ihrer eventuellen Rückkehr zur Macht zum Tragen käme. Die eigentlich unglaubliche Geschichte mit den Bürgerinitiativen steht übrigens auch nicht allein da. Ich habe wenig später gehört, daß es dasselbe in den USA gegeben hat.

Zurück zur Wissenschaft. Wir selbst kannten bis zu meiner Bonner Zeit eigentlich keine Probleme mit der Verwaltung. Das mag damit zusammenhängen, daß sowohl in Heidelberg nach dem Krieg wie bei der Einführung der Kernphysik in München und schließlich bei dem Aufbau des deutsch-französischen Instituts in Grenoble Dinge

entstanden, die es vorher nicht gab und die deshalb wenig existierenden Regeln unterworfen werden konnten. Allerdings haben wir darüber hinaus so viel wohlwollende Förderung von allen Seiten, auch von Bonn, erfahren, daß ich vor einem großen Rätsel stehe. Es ist klar, daß man die Verwaltung eines Instituts, das im Entstehen begriffen ist, beeinflussen kann, und es ist kein Wunder, wenn ein Geist der Kooperation entsteht. Aber was führt ganz Außenstehende, Fremde, zu einem so unverständlich freundlichen Verhalten (oder, was als Ergänzung dazu unvermeidlich ist, zu einem unfreundlichen Verhalten gegenüber anderen)? Diese Frage ist vielleicht an die Politiker zu stellen, aber, wenn man meiner Darstellung bis hierher gefolgt ist, eher an die hohen Beamten. Wie kommen sie zu ihren Meinungen, die sie als sichere Wahrheit empfinden?

Hier kann ich nur Vermutungen äußern aufgrund dessen, was ich bei Personen dieses Kreises in verschiedenen Ländern erlebt habe. Ein hoher Beamter ist ungewöhnlich gut informiert, er hat Zugang zu allen, denen er Fragen stellen will. Er ist nicht wie ein Politiker genötigt, für seine eigene Karriere oder für eine bestimmte Anhängerschaft zu sorgen. Er fühlt sich wie wenige sonst dem ganzen Land verpflichtet. Prüfsteine für seine Entschlüsse sind vielleicht: Was kann ich tun (oder meinen Minister tun lassen), das gut und nützlich sowie mit den vorhandenen Mitteln möglich ist, das in der Öffentlichkeit gut ankommt, zu keinen Schwierigkeiten für das Bild der Verwaltung führt und den Politikern annehmbar scheint oder sie freut? Man sieht, daß das ganz andere Denkgrundlagen sind als bei den Politikern und bei allen, die einseitige Interessen für sich und ihre Freunde zu vertreten haben. Dies gibt dem hohen Beamten in der Tat eine objektive Überlegenheit für seine Vorschläge gegenüber allen, die sonst Einfluß haben. Und es macht ihn zum Bundesgenossen derjenigen, die selbst analytische Kraft besitzen und Vorschläge machen, die nicht zur Schädigung anderer gedacht sind. Es bleibt natürlich ein Rest von ideologischer Schlagseite, dem sich kaum jemand entziehen kann. Aber der hohe Beamte weiß das und wird darauf verzichten, im Streit mit den Politikern solche Dinge herauszukehren, sondern er wird lieber die zahlreichen sachlichen Argumente, die ihm zur Verfügung stehen, spielen lassen, und er wird zufrieden sein, wenn nicht andere ideologische Einstellungen deutlich das Übergewicht erhalten. Das verhindert nicht, daß er vielleicht mehr als andere dem Zeitgeist zu folgen bereit ist, denn die Anerkennung in der Öffentlichkeit für das, was er veranlaßt, ist vielleicht die größte Bestätigung und Sicherung für die Zukunft. Das hat sich bei den Hochschulunruhen gezeigt. Niemand war damals schneller geneigt, Zugeständnisse zu machen, die den Professoren große Opfer auferlegten und den Hochschulen schaden, als die hohen Beamten.

Aber nun zurück zu Forschungsverwaltung und Stiftungen. Sind die Generalsekretäre vergleichbar den hohen Beamten? Ich meine, daß das nicht so ist. Das Problem liegt eher bei dem Verhältnis zwischen einem Präsidenten, im allgemeinen einem Wissenschaftler, und dem Generalsekretär, einem Juristen oder Verwaltungsmann. Ein Beispiel stand vor einigen Tagen in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung: Der Vorgänger von Präsident X hat die Verdienste A und B; der Vorgänger C und D; Präsident X aber ist den langjährigen Generalsekretär losgeworden. Ein ganz anderes Beispiel: Der Nobelpreisträger Frédéric Joliot war der erste Haut Commissaire für die Atomenergie in Frankreich, mit unbestrittener Autorität. Sein Nachfolger wirkte manchmal etwas ängstlich, der Administrateur Général dagegen machte einen sicheren und zufriedenen Eindruck. Jetzt, beim vierzigsten Jahrestag des CEA,

ist die Entwicklung abgeschlossen: Der Minister beginnt seine Ansprache: „Monsieur l'administrateur général, Monsieur le haut commissaire“.

Der Generalsekretär hat gegenüber dem Präsidenten den Vorteil der Permanenz. Er ist kompetent für innere Personal- und Verwaltungsfragen und für das Regelsystem, das der Förderung übergestülpt ist. Aber er ist ein Fremder für die Wissenschaftler, die den Präsidenten als ihren Vertreter gewählt haben (Ähnliches gilt auch in den Fällen, wo der Präsident aus der Wirtschaft oder der Politik kommt). Er braucht den Präsidenten sowohl für den Inhalt der Entscheidungen wie für die Autorität, mit der dieser sie gegenüber der Politik und Verwaltung, oft auch gegenüber den Wissenschaftlern, vertreten kann. Was nötig ist, ist eine Symbiose, bei der jeder das beiträgt, wofür er zuständig und kompetent ist. Eine Konfrontation oder ein Kleinkrieg, womöglich aus ideologischen Motiven, ist eine Katastrophe.

Meistens (Ausnahmen sind etwa die Max-Planck-Gesellschaft und die Deutsche Forschungsgemeinschaft) ist der Präsident, wenn man so sagen darf, weniger hauptamtlich als der Generalsekretär. Das ist nach all meiner Kenntnis auch im internationalen Bereich das ernsteste Problem der Stiftungen. Die Gefahr ist riesengroß, daß die Geschäftsstelle ein Eigenleben entwickelt, daß die Kontakte mit der Umwelt und die Entscheidungen im wesentlichen dort stattfinden und daß der Präsident nach einigen vergeblichen Bemühungen, Einfluß zu nehmen, sich frustriert abwendet und seine Tätigkeit auf das Repräsentative beschränkt.

Hier nun ist der Punkt, wo die Humboldt-Stiftung als ein leuchtendes Vorbild angesprochen werden muß. Ich habe nie einen der Präsidenten über mangelnden Einfluß auf die Programme oder ungenügende Unterrichtung oder zu starke Betonung von Verwaltungsfragen oder politische Einwirkungen klagen hören. Jeder hatte außerdem das Gefühl, daß sein wissenschaftliches Gewicht in der Öffentlichkeit und bei den führenden Politikern voll zur Geltung kam und daß er so optimal zur Förderung der Humboldt-Stiftung beitragen konnte. In meinen eigenen kurzen Perioden als Interimspräsident, wenn ich etwas sagte, hatte ich nie das Gefühl, daß es nicht berücksichtigt wird, und wenn dann etwas anderes geschah, war ich als erster überzeugt, daß es das Richtige war.

Das Verdienst daran gebührt ohne allen Zweifel Herrn Pfeiffer, und ich glaube, alle, die die Humboldt-Stiftung kennen, sind der Meinung, daß es ein einmaliges Verdienst ist, erworben dank einmaliger Eigenschaften. Da ist erstens die Arbeitskraft, mit der er die Aufgaben des Generalsekretärs auf alles für die Stiftung Wichtige ausdehnt, die Bemühung um das Einvernehmen mit Verwaltung und Politik, die Erkundung aller Möglichkeiten. Dann der Reichtum an konstruktiven Ideen, gepaart mit dem Willen, sie im Dialog mit zahllosen Personen zu prüfen, mit denen er durch gegenseitiges Vertrauen verbunden ist, und dabei immer das eigene Interesse hintanzustellen und die eigene Originalität zu verneinen. Und schließlich die Hilfsbereitschaft, mit der er immer und für immer neue Freunde gewinnt. In den Ausschüssen hat jeder das Gefühl, daß sein Rat voll zur Geltung kommt, und der Präsident, der die Sitzung leitet, wundert sich, daß die bekannten Schwierigkeiten der Gremien hier nicht zu existieren scheinen.

Selbstlosigkeit, Unterordnung unter die Sache, Zuwendung zu den Menschen, und eine unendliche Sensibilität für die Meinungen anderer, auch wenn sie außerhalb des eigenen Kompetenzgebietes beheimatet sind, das ist vielleicht das Geheimnis des Erfolgs von Herrn Pfeiffer und der Grund für unsere dauernde Zuneigung.

# Vom Allgemeinen und Besonderen

HERMANN MEYER

*Was ist das Allgemeine?  
Der einzelne Fall.  
Was ist das Besondere?  
Millionen Fälle.*

Dieses alle Logik provozierende aber in sich stimmige Sprichwort ging mir unwillkürlich durch den Kopf beim Nachdenken über die freundliche Aufforderung, zum Festtag unseres hochverehrten Freundes eine kurze Betrachtung über bestimmte Aspekte der eigenen Forschungsarbeit und über ihre Verknüpfung mit der Humboldt-Stiftung beizusteuern.

Kombiniert mit Goethes Aussage über das paradoxe Verhältnis von Allgemeinem und Einzelem-Besonderem gibt diese Aufforderung dem Beitragenden eine Art von Freipaß, dem Jubilar etwas über die eigene Arbeit vorzuplaudern, ohne sich dadurch dem Verdacht egozentrischer Selbstgefälligkeit auszusetzen. Das Eigene soll nur als „Fall“ erscheinen, als Beispiel von etwas Allgemeinerem, nämlich der fruchtbaren Auswirkung der Tätigkeit der Humboldt-Stiftung in Leben und Arbeit der Wissenschaftler. In solchem Sinne mögen meine Ausführungen mutatis mutandis auch für viele Mithumboldtianer zutreffen.

Meine Beziehungen zur Alexander von Humboldt-Stiftung stammen von lange her, sie umfassen genau ein halbes Jahrhundert. Anfang 1937 beantragte ich ein Stipendium für einen Studienaufenthalt von zwei Semestern in Deutschland, das mir zu meiner Freude verliehen wurde. Aus vielen Gründen war der Winter 1937–38 in Berlin für mich eine schwierige Zeit. Das Forschungsthema, das ich mir selber gestellt hatte, das Verhältnis von Historismus und auf die Zukunft gerichtetem Aktivismus in der deutschen Frühromantik, erwies sich als zu zerfließend: ich wollte gleichsam den Finger auf einen Geruch legen, und das gelang damals nicht. (Das gesammelte Material kam mir zustatten, als ich mich ein Jahrzehnt später dieser fesselnden Problematik in meinem Unterricht zuwandte.– Erst gegen Ende meines Humboldtjahres stellte sich mir auf einer ganz anderen Gedankenspur ein handfesteres Thema, über das ich dann auch nach einigen Jahren in Amsterdam promoviert habe, eine motivhistorische Untersuchung über den literarischen Typus des „Sonderlings“.) – Auch aus anderen Gründen war mein Humboldtjahr für mich keine leichte Zeit. Ich erwähne dies nur, um betonen zu können: gerade unter jenen Umständen habe ich die humane, im besten Sinne „personalistische“ Einstellung der Humboldt-Stiftung in der Gestalt ihres damaligen Geschäftsführers Dr. Kurt Goepel besonders schätzen gelernt. Seine umsichtig auf die persönlichen Umstände und Bedürfnisse gerichtete Beratung ist mir, es sei in Dankbarkeit erwähnt, damals außerordentlich hilfreich gewesen.

Dieses Stichwort „personalistisch“ schlägt von selbst eine Brücke über einige Jahrzehnte hinweg zu neuen Erfahrungen in sehr gewandelter Zeit. Als sich, nach anfänglich eher amtlichen Beziehungen kurz nach 1953, in den sechziger Jahren

persönliche Verbindungen und Bekanntschaften einstellten – auslösend war die mich erfreuende Einladung durch den Präsidenten Werner Heisenberg, bei der Jahrestagung 1965 in Bonn den Festvortrag zu halten – da geschah dies in einer Gesinnung, die ich bald als esprit de corps der unter Heinrich Pfeiffers Leitung in der Humboldt-Stiftung Tätigen erkannte und die ich für mich selbst auf den Namen „personalistische Sachlichkeit“ taufte.

Ich meine eine Gesinnung, die, bei aller sachlichen Objektivität in der Handhabung wissenschaftlicher Maßstäbe, sich der persönlich-subjektiven Konditioniertheit der wissenschaftlichen Arbeit – nicht als eines leidigen Minus, sondern als eines Plus – dauernd bewußt ist und diese Einsicht in allen praktischen Entscheidungen mitsprechen läßt. Verkörpert fand ich diesen Geist in Heinrich Pfeiffer. Seine ungestüme Beweglichkeit und fast überdimensionale Schaffenskraft werden gespeist von einem Ethos, das sich positiv als spontane Herzenswärme, negativ als Urfeindschaft gegen öden Automatismus und starren Bürokratismus bezeichnen läßt. Mit solchem Geist, der auch den Kreis der Mitarbeiter ansteckt, zu verkehren ist menschlich wohltuend und sachlich förderlich. Ich habe dies bei vielen Gelegenheiten erfahren, über deren Vielfalt ich im Rückblick staune: wiederholt beim Halten von Vorträgen im eigenen Haus in Bad Godesberg (einmal über Verskunst, das andere Mal über ein kunstwissenschaftliches Thema); als Zaungast beim Berliner Kongreß der Archäologen mit einem Schlußreferat über das literarische Motiv „Palast und Hütte“ in der Weltliteratur; einmal auch bei einem germanistischen Symposium in Ludwigsburg, auf das ich noch zu sprechen komme.

Was ich als „personalistische Sachlichkeit“ bezeichnete, wirkt sich auch aus in der schnellen Effizienz und Schmiegsamkeit der Prozedur von Hilfeleistungen ad hoc. Ich habe dies bei verschiedenen Gelegenheiten erfahren. Auf eine derselben sei hier etwas näher eingegangen, weil sie mit einem Themenkreis zu tun hat, der mich immer sehr gefesselt hat und der in den letzten Jahren im Zentrum meines Interesses steht.

Die „unglückliche Liebe“ dieses Germanisten zur Kunstwissenschaft verleitete ihn zur Erforschung solch fesselnder Kuriositäten wie das (zwar etwas literarisch angehauchte) Thema „Das Bild im Bilde“, was in einem manchenorts – auch in Godesberg im Humboldtthaus gehaltenen Vortrag und in einem noch zu veröffentlichen Manuskript resultierte. Die Bildbeschaffung wäre mir ohne einige Unterstützung der Stiftung recht schwer gefallen. Aber wie der ins Wasser geworfene Stein zog das Thema weitere Kreise.

Als Folge dieser Studien aktivierte sich mein von jeher bestehendes Interesse für die Zusammenhänge zwischen Literatur und bildender Kunst in der Moderne und für die methodischen Möglichkeiten zur Erforschung derselben. Erstens galt es, die Bedeutung von Vincent van Goghs Leben und Werk für Rilke genauer festzustellen und dadurch Wesenszüge des Rilkeschen Werkes zu erhellen, – nicht nur in Rilkes „mittlerer“ Periode, wo solche Einwirkung ganz ins Erwartungsmuster paßt, sondern auch beim „späten“ Rilke, wo solche Einwirkung eher der Normalerwartung zuwiderläuft. Widerspiegelung also des Werks des einen Künstlers im Denken und Dichten des andern: ein Aufsatz über dieses van-Gogh-und-Rilke-Thema wird Anfang 1987 in meinem Sammelband „Spiegelungen“ beim Niemeyer Verlag erscheinen; ein zweiter Aufsatz über die bisher nicht erkannte Bedeutung des Malers für den späten Rilke wird bald folgen.

Zweitens hat sich mein Interesse, weiter ausladend, auf den Wechselbezug zwi-

schen Malerei und Dichtung in der „klassischen Moderne“ (um die Jahrhundertwende und zu Anfang unseres Jahrhunderts) gerichtet. Dabei ist die Hilfsmetapher „Osmose“, beziehungsweise „osmotischer Druck“ dazu behilflich, das Maß von Wesentlichkeit der gegenseitigen Einwirkungen zu bestimmen. Vom Ursprung der Moderne im Frankreich (Paris) des 19. Jahrhunderts her werden Maßstäbe gewonnen, auch die oft weniger offenkundige und daher umso interessantere osmotische Einwirkung der bildenden Kunst bei Dichtern wie Stefan George, Rilke, Hofmannsthal und Thomas Mann zu beurteilen. Sehr förderlich war mir dabei die Benutzung des reichhaltigen Bücherschatzes des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München bei einem kurzen Studienaufenthalt, der mir wieder einmal durch ein Reise-Stipendium der Humboldt-Stiftung ermöglicht wurde. Über dieses Osmose-Thema wurde berichtet beim Kongreß der deutschen Komparatisten in Wolfenbüttel im Sommer 1984, dann in verschiedenen Museumsvereinen (Bremen, Aachen) und an der Universität Göttingen und zuletzt bei einem Symposium holländischer Komparatisten im Mai 1986. Bei all diesen Gelegenheiten ist mir die „Verknüpfung“ meiner Tätigkeit mit der Humboldt-Stiftung sehr bewußt gewesen!

Nur kurz will ich noch ein allgemeineres Thema streifen, das mir, wenn ich die Schicksale unserer Wissenschaft im letzten halben Jahrhundert bedenke, von zentraler Bedeutung zu sein scheint. Das Stichwort lautet: die Internationalisierung der Germanistik. Das ist ein so weites Feld, das ich mich wohl beschränken muß auf Streiflichter aus dem Bereich der eigenen persönlichen Erfahrung und in Ausrichtung auf die Humboldt-Stiftung und ihrer Rolle in dieser Internationalisierung.

Kaum zu glauben, was sich in dieser Hinsicht alles geändert hat. Nur mit Mühe läßt sich die Lage vor einem halben oder sogar noch vor einem Drittel Jahrhundert ins Gedächtnis zurückrufen. Kontaktmöglichkeiten zwischen den verschiedenen Ländern waren da, aber sie waren spärlich. Strebungen und Leistungen in einem Lande wurden im anderen Lande wenig wahrgenommen oder gar ignoriert. Es ließen sich krasse Beispiele dafür anführen, wie isoliert in jenen Tagen etwa die amerikanische Germanistik noch war und wie wenig ihre Resultate nach dem überseeischen Europa hinüberstrahlten. Solche Trennung und Isolierung zu überwinden, regten sich nach Kriegsende schon bald die Kräfte, aber als Hemmschuh wirkte noch immer eine recht verbreitete, jeweils auf die eigene Nation zentrierte Einstellung.

Sehr im Widerspiel der Kräfte mußte sich die vom alten Dubslav Stechlin geäußerte Fontanesche Lebensweisheit durchsetzen, daß „hinter dem Berge auch Menschen wohnen“. Es ist mir gut erinnerlich, daß dies den Verhandlungen bei der Gründung, oder genauer: bei der Vorbereitung der Gründung der IVG (Internationale Vereinigung für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft) in den frühen fünfziger Jahren ein eigenes pikantes Pathos verlieh. Ich vermeide es, dies durch saftige Anekdoten zu belegen. Seitdem hat sich einiges nicht unwesentlich geändert. Wie wohlthuend wirken im Lichte solcher Erinnerung die abgeklärten Worte des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker zur Eröffnung des 7. Kongresses der IVG 1985 in Göttingen, wo es nun gerade von den Germanisten der nicht deutschsprachigen Länder heißt:

*„Sie wissen mehr von uns als viele von uns Deutschen von sich selber wissen. Sie urteilen mit einer oft heilsamen größeren Distanz als wir selbst, mit weniger Vorurteilen oder Scheuklappen, mit mehr Nüchternheit und doch nicht ohne Zuneigung zum Gegenstand. Sie sind mit Leidenschaft bei der Sache, ohne sich doch immer gleich zu ereifern. Das ist eine große Hilfe für uns.“*

Dies sind natürlich die sehr persönlich-eigenen Worte einer Persönlichkeit, aber zu gleicher Zeit sind sie zeitsymptomatisch.

Kein Zweifel, daß die Humboldt-Stiftung eine bedeutende Rolle in diesem Gesinnungswandel gespielt hat und spielt. Durch die Kombination von Klarheit der prinzipiellen Richtlinien und Flexibilität der jeweiligen Initiativen und Hilfeleistungen hat sie Unschätzbare für die germanistischen Studien getan. Ohne Übertreibung: Die sogenannte „Auslandsgermanistik“ sähe anders aus, hätte sie nicht an vielen Ecken und Enden die materielle Hilfe zur Verwirklichung ihrer ideellen Ziele erfahren.

Hinsichtlich der Verleihung von Forschungsstipendien für Studienaufenthalte ist es der Humboldt-Stiftung offenbar stets bewußt gewesen, daß die Germanistik unter den von ihr geförderten Disziplinen eine eigenartige Sonderstellung innehat und dadurch zum Hätschelhans prädisponiert ist. Für Auslandsgermanisten sind ja die deutschen Lande nicht nur, wie für die Stipendiaten der meisten anderen Disziplinen, der Schauplatz bedeutender wissenschaftlicher Tätigkeit, an welcher teilzunehmen für sie ein Gewinn ist, sondern diese deutschen Lande sind auch in ihren wesentlichen Erscheinungsformen sprachlicher, literarischer und soziokultureller Art, in hohem Maße der Gegenstand oder der Gegenstandsbereich ihrer Studien.

Solche Einsicht lag gewiß auch zugrunde bei der Veranstaltung der Symposia „Rezeption der Deutschen Gegenwartsliteratur im Ausland“ (1975) und „Erzählung und Erzählforschung im 20. Jahrhundert“ (1980), für deren Verwirklichung Dietrich Papenfuß und Jürgen Söring, Rolf Kloepfer und Gisela Janetzke verantwortlich zeichneten. An diese Symposien bewahre ich eine teure Erinnerung. Nicht nur wegen ihres besonders guten Stils, – gewiß auch das! Und auch nicht nur wegen des „nackten“ wissenschaftlichen Gewinns, der übrigens erheblich war. Sondern: Es ist mir vielleicht nie so drastisch bewußt geworden, welche Nöte und Schwierigkeiten die Auslandsgermanistik zu bestehen hat aber auch welche einmaligen Chancen sie wahrnehmen kann und soll.

Ich greife nur ein Beispiel heraus. Durch die ausgezeichneten Beiträge der japanischen Kollegen über die Frage, wie trotz der totalen Andersartigkeit der indoeuropäischen und der japanischen Sprachsysteme Dichter wie Rilke, Kafka und Musil in japanischer Übersetzung zu angemessener Wirkung gelangen können, ist mir die Wirklichkeit des „one world“ auch im Geistigen als halbe Errungenschaft und drängende Aufgabe so lebhaft und leibhaftig wie noch nie nahegerückt worden.

Internationalität der Germanistik: sie ist in Deutschland noch nie so sichtbar, so wuchtig und auch so festlich in Erscheinung getreten wie im vorigen Sommer beim Kongreß in Göttingen. Man hat in der Öffentlichkeit von verschiedensten Seiten das hohe Lob dieses Kongresses gesungen –, und immer mit gleichem Recht. Wenn ein älterer Teilnehmer die Entwicklung vom bescheidenen Anfang, dem Gründungskongreß in Rom 1955, bis zur Göttinger Großveranstaltung von 1985 bedenkt, so ist er natürlich schwer beeindruckt vom zahlenmäßigen Umfang. Aber was er zumeist bewundert, das ist Albrecht Schönes erstaunliche Leistung, trotz der großen Zahlen den Kongreß zum Ort höchstmenschlicher Begegnung zu machen und gerade dadurch der Wissenschaft zu dienen. Auf solchem Wege wurde die Göttinger Zusammenkunft ein bedeutendes Ereignis, auch über die Grenzen des germanistischen Faches hinaus.

Man kann den bewegten Worten nur zustimmen, die eine feinsinnige Journalistin damals schrieb:

*„Buchenwald wird weiter neben Weimar liegen, und die deutsche Germanistik ist nicht die deutsche Nation. Indes, sind nicht in der Vergangenheit wesentliche geistige Veränderungen von den deutschen Universitäten ausgegangen? In Göttingen tat in der letzten Woche die Uhr einen Ruck. Die Zeiger sprangen in ein anderes Feld. Wir waren Zeugen. Man darf, jawohl, die Pauken und Trompeten erschallen lassen.“*

Mit tiefer Befriedigung bedenken wir, daß die Humboldt-Stiftung den Kongreß ganz im Sinne des „*mea res agitur*“ betrachtet und ihre tätige Hilfe demgemäß eingerichtet hat. Die Erwartung, daß dies auch für die folgende Weltzusammenkunft gelten möge, die nach wenigen Jahren in Tokyo stattfinden wird, ist für den neuen Präsidenten Eijiro Iwazaki ermutigend.

Kehren wir zum Schluß zum Goetheschen Motto zurück, jetzt zu dessen zweiter Hälfte: „Was ist das Besondere? Millionen Fälle.“ Was die Anzahl ihrer Stipendiaten betrifft: auf „Millionen“ von Fällen hat es die Humboldt-Stiftung nicht gebracht und wird sie es in Anbetracht ihrer Leitgedanken wohl nie bringen; aber auf Tausende doch wohl. In naher Zukunft wird, so verstehe ich, sogar die Zehntausendzahl erreicht sein. Die große Kraft und der Charme der Humboldt-Stiftung bestehen indessen darin, auch die Tausende als jeweils „Besondere“ zu behandeln. Dieses Charisma möge ihr noch lange beschieden sein.

# Geist und Tradition

KENICHI MISHIMA

Die vier Windgöttinnen, die an den vier Außenwänden vom Turm des sogenannten Humboldt-Schlusses in Berlin-Tegel in schöner Reliefform wehen, symbolisieren gewiß nicht den politischen Opportunismus, als ob es sich hier um den Versuch einer Anpassung an alle Windrichtungen handelte, sondern sie symbolisieren, wie es im Reclam-Führer von Berlin heißt, einen nach allen Himmelsrichtungen offenen liberalen Geist des Hausherrn. Dazu gehört aber auch die politische Toleranz. Wenn ich an die Alexander von Humboldt-Stiftung denke, kommen mir stets diese Symbole in den Sinn, obwohl oder vielleicht gerade, weil der jüngere Bruder, der Alexander heißt, nicht so lange auf diesem Familienbesitz gewohnt hat, sondern eher den hier symbolisierten Geist praktizierend oft in die weite Welt gezogen ist und lange unterwegs war bis zum Rande dessen, was damals als Welt galt oder sogar über dessen äußerste Grenze hinaus.

Das geschah durchaus im Sinne der klassischen Bildungsidee, wonach der Mensch einzig und allein in der arbeitenden Aneignung des Fremden zu sich selbst findet. Aber auch zu Hause hat er diesen offenen Geist praktiziert und mit seiner Autorität den politisch verfolgten Nicht-Opportunisten geholfen, ihnen eine Rehabilitierung in die wissenschaftliche Öffentlichkeit möglich gemacht. Es geht hier um eine in Deutschland halbwegs verschüttete und seit der letzten Zeit nur mühsam wieder an den Tag gebrachte Tradition, die mich, als ich Humboldt-Forschungsstipendiat war, in meiner Privatlektüre sehr beschäftigte (daß man als Stipendiat in Deutschland mehr lesen kann als Zuhause, mehr Kontakt haben kann zu den außerhalb seines Forschungsprogramms liegenden Bereichen, finde ich als Geisteswissenschaftler einfach schön). Es geht um eine literaturwissenschaftlich wichtige, für damalige Verhältnisse politisch brisante Figur namens Robert Prutz.

Robert Prutz wurde 1816 in Stettin geboren, hat in Berlin, Breslau und Halle studiert, hauptsächlich Philosophie, Literatur und Geschichte, gehört also zur politisch denkenden Vormärz-Generation. Zwischen 1838–1841 wirkt er im Kreis der Junghegelianer um Arnold Ruge und die Brüder Bauer, publiziert dauernd in den Halleschen Jahrbüchern, dem zentralen Organ der von Hegels Theorie beeinflussten Intellektuellen. Bekanntlich beschäftigt die Zeitschrift ständig die preußischen Zensurbehörden. Jedoch tritt Prutz 1841 wegen einer Meinungsverschiedenheit mit Ruge aus der Redaktion aus. Während Ruge die Grenze des bürgerlichen Liberalismus klar sieht und für die Entfaltung des revolutionären Potentials ein Einmüden bzw. ein Auflösen dieses national gesinnten Liberalismus in einen radikalen Republikanismus fordert, bleibt Prutz bei seiner nationalliberalen Gesinnung. Für ihn ist die Gründung eines Nationalstaates eine unerläßliche Bedingung zur Realisierung der Freiheit,

welche gemäß seiner auf Hegel gestützten Theorie der „wahre eigentliche Inhalt der Geschichte“ ist<sup>1</sup>.

Zu dieser Einstellung gehört die Sicherung der eigenen literarischen Tradition, der Nationalliteratur. Mit ihr hat er sich von Anfang an beschäftigt. In gewisser Hinsicht kann man ihn als Vorläufer von Scherer und Dilthey ansehen. Seine Monographie über den Göttinger Dichterbund brachte ihn zum ersten geistigen Kontakt mit Alexander von Humboldt. Die Würdigung und Anerkennung, die neben Gervinus und Rosenkranz kein Geringerer als Alexander von Humboldt diesem Buch entgegenbrachte, müssen Prutz in seinem weiteren Vorhaben bestärkt haben. Und in dieser Zeit hatte die Darstellung der deutschen Literatur durchaus den Charakter einer intellektuellen Opposition. Man denke auch an Gervinus und dessen berühmte Vorrede in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“. Auch Prutz schreibt in seinem Rückblick auf die Zeit kurz nach den Befreiungskriegen: „Es ist höchst charakteristisch und verdient bei Abschätzung des politischen und sittlichen Einflusses, welchen die Literaturgeschichte bei uns ausgeübt hat, wohl erwogen zu werden, daß gerade in der Zeit unserer tiefsten nationalen Zersplitterung und Entwürdigung zunächst nach den Befreiungskriegen, da alle jene großartigen Hoffnungen und Träume, mit denen unsere Väter in die Schlacht gegangen waren, an der mitleidlosen Wirklichkeit zerflatterten – daß gerade damals zuerst das Wort Nationalliteratur entstand und in Gebrauch kam.“<sup>2</sup> An diesem Strang wollte er festhalten. Das heißt, Prutz versucht durch seine Wissenschaft, genauer seine wissenschaftlich fundierte Literaturgeschichte, zur Herstellung der in Deutschland aus politischen Gründen geschwächten Öffentlichkeit beizutragen und damit die wissenschaftliche Erkenntnis in das Gemeinwesen zu überführen.

Das war gerade politisch riskant. Es war die natürliche Konsequenz seiner Entwicklung, daß er 1844 wegen „Majestätsbeleidigung und Aufreizung zur Unzufriedenheit“ angeklagt wurde, weil er seine Komödie „Die politische Wochenstube“ unzensuriert in der Schweiz veröffentlichte. Das kostete ihn eine Zeitlang die Möglichkeit eines öffentlichen Auftretens und hätte weitere publizistische und akademische Tätigkeit kosten können. Schließlich mußte er einen Kompromiß treffen und hat ein Gesuch an den König geschrieben, in dem er um die Niederschlagung des Prozesses bat. Das Gesuch wurde bewilligt, offensichtlich weil sich hier Alexander von Humboldt, damals in der ganzen wissenschaftlichen Welt eine unantastbare Figur, eingeschaltet und für Prutz verwendet hat. Humboldts früherer Umgang mit Forster, einem jakobinisch orientierten Führer in der kurzlebigen Mainzer Republik und zugleich einem Weitgereisten wie er selbst, läßt dieses Engagement nur natürlich erscheinen. Forster hat mit seinem Vater an der Weltumseglung von Captain Cook teilgenommen und bereiste 1790 mit Alexander von Humboldt die Niederlande, woraus eine in der deutschen Literaturgeschichte so wichtige Reisebeschreibung entstand, nämlich „Ansichten vom Niederrhein“.

Den ganzen Globus in dessen Vielfältigkeit kennenlernen, Sich-Einarbeiten in das Fremde war also bei den beiden verbunden mit intellektuell geprägter politischer Toleranz. Und dies alles bedeutet für sie und für uns heute ein Weitertragen der europäischen Aufklärung, ein Ernstnehmen der Wissenschaft. Vielleicht könnte man die Arbeit, die Philipp Franz von Siebold in Japan geleistet hat, mit seinem „Nippon-Archiv zur Beschreibung von Japan“ in diese Reihe einordnen. Die vier Windgöttinnen sind also schöne Figuren, nicht nur wegen ihres klassizistischen Anmutes, sondern auch wegen des Geistes, den sie symbolisieren.

Offensichtlich wurde in der Geschichte der deutschen Demokratie die von diesem Geist geprägte Traditionslinie immer wieder gefährdet; manchmal war sie voll überschattet von dem selbstgenügsam gewordenen, mit dem Adel fusionierten Spätbürgertum im Kaiserreich, von dem antiaufklärerischen Geist im Ersten Weltkrieg, wo von der Völkerverständigung keine Rede war, aber auch von den ungeheuren ideologischen Kämpfen der 20er Jahre, schließlich von der todessüchtigen Gleichschaltung.

Nun habe ich während des von der Alexander von Humboldt-Stiftung mir gewährten Aufenthalts in Deutschland durch Zufall in einer Buchhandlung eine Sammlung von ausgewählten Schriften von Prutz gefunden. Das Buch heißt: Robert Prutz, Zwischen Vaterland und Freiheit, Eine Werkauswahl, herausgegeben und kommentiert von Hartmut Kirchner, Köln 1975. Obwohl seit langem für Prutz interessiert, wußte ich nicht, daß dieses Buch schon drei Jahre vorgelegen hatte. Ich kaufte es sofort. Aber was mich zum Kauf entscheidend verlockte, war die Tatsache, daß zu diesem Versuch einer Reaktualisierung Altbundespräsident Gustav Heinemann ein Vorwort beisteuerte. Das hat mich sehr beeindruckt. Denn daß die politische Neutralität eines Amtsinhabers oder auch eines beamteten Wissenschaftlers ein Engagement für eine bestimmte politische Tradition zuläßt, ja sogar erforderlich macht, solange es sich um Engagement für Toleranz und Demokratie handelt (unabhängig von der Frage, wie weit politisch ein Wissenschaftler mit seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen sein darf/kann/soll), dieses Bewußtsein ist bei uns zu Hause nicht in einem erwünschten Ausmaß und nicht auf der dazu nötigen Reflexionsebene entwickelt.

Heinemann schreibt zwar relativ förmlich, plädiert aber voll engagiert für die Wiederanknüpfung an die verschüttete Tradition. „Der freiheitliche, demokratische und soziale Rechtsstaat, in dem wir seit nunmehr 30 Jahren leben, hat seine Vorgeschichte.“ Dazu gehören nach ihm neben der Weimarer Republik auch „die revolutionären Vorgänge von 1848/49 sowie die Jahre, die ihnen seit der Französischen Revolution vorausgingen. Abgekürzt nennen wir letztere die Zeit des Vormärz. Leidenschaftlich begrüßten viele Deutsche die Idee der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die von Frankreich . . . herüberdrangen“. Dann kommt Heinemann auf Prutz zu sprechen: „Eine hervorragende Rolle spielten dabei aufklärerisch und freiheitlich gesinnte Schriftsteller. Robert Prutz war einer von ihnen. Obwohl er nicht zu den Radikalen, vielmehr zu den Liberalen gehörte und in seinem demokratischen Willen einen Kompromiß mit der Monarchie für möglich hielt, ist sein Weg von Konflikten mit der staatlichen Zensur und den Erlassen gegen Radikale erfüllt. Seine Unbestechlichkeit und Unbeirrbarkeit haben ihm literarische Geltung verschafft.“

Gemeint ist offensichtlich nicht nur der vorher genannte Prozeß wegen Majestätsbeleidigung, sondern auch die Tatsache, daß Prutz 1866 tatsächlich zu drei Monaten Zuchthaus verurteilt wurde, weil er gegen den Krieg mit Österreich ein Gedicht mit dem Titel „Mai 66“ geschrieben hat (vom richtigen Absitzen war er wegen der nach dem Sieg erfolgten Amnestie verschont). Heinemann fährt mit seinem Plädoyer für die Sicherung der schwarz-rot-goldenen Tradition fort: „Unsere Demokratie bedarf der Verankerung in eigener schwarz-rot-goldener Tradition. Deswegen begrüße ich eine Veröffentlichung wie diese lebhaft.“ Es versteht sich, daß diese These in engem Zusammenhang steht mit Heinemanns genereller Einstellung zu 1848, wie beispielsweise seine Rede in Rastatt von 1969 zeigt.

So läßt sich mit dem Namen von Alexander von Humboldt eine Assoziationskette

bilden, die Kette der republikanischen Tradition von Georg Forster bis, man darf ruhig sagen, Gustav Heinemann, und neben ihr und mit ihr verschlungen die liberale Tradition von Humboldt und auch vielen Vertretern des literarischen und philosophischen Vormärz. Für den Fall Prutz hat Alexander von Humboldt eine Vermittlerrolle gespielt zwischen Politik und Wissenschaft, zwischen einem machtbewußten System, das kritische Stimmen nicht gern hört, das ängstlich ist, weil es an sich sehr gut weiß, daß es ihm an Legitimation mangelt, und einem Intellektuellen, der seinerseits selber schwankt zwischen Kompromiß und oft realitätsfremder Prinzipientreue.

Aber eine scientific community wird wohl wenigstens im Bereich der humanities nur im Spannungsverhältnis zwischen den beiden Sphären funktionieren und gedeihen. Und die Macht braucht letzten Endes unbequeme Stimmen. Im Falle von Prutz mußte er vom staatlichen Druck befreit und für die Wissenschaft gerettet werden. Und diese Rettung dank des Einsatzes von Alexander von Humboldt kam langfristig gesehen doch dem Staat zugute, wenigstens auch der Wissenschaft. Wenn wir heute über die Anfänge der Literaturgeschichtsschreibung in Deutschland studieren wollen, dann verdanken wir Robert Prutz sehr viele Informationen über die Sichtweise seiner Generation.

Und ich glaube, daß man die in einem Bericht der Alexander von Humboldt-Stiftung zitierten Sätze vom ersten Präsidenten nach dem Zweiten Weltkrieg, Professor Werner Heisenberg, am besten verstehen kann vor dem Hintergrund dieses in Alexander von Humboldt verkörperten Geistes der Toleranz: „Nichts wäre uns unangenehmer, als wenn Ihre Begegnung mit unserem Land Ihre Loyalität gegenüber Ihrem eigenen irgendwie gefährden könnte. Wir wünschen, daß Sie wieder in Ihre Heimat zurückkehren und daß Sie gerade als Wissenschaftler lernen, Spannung auszuhalten, die zwischen verschiedenen Weltanschauungen oder auch zwischen Wissenschaft und traditioneller Weltanschauung besteht. Gerade das ist vielleicht der wirkungsvollste Beitrag zum Frieden, den Sie leisten können, denn er würde helfen, die Einsicht zu verbreiten, daß zwar die Formen des Denkens in verschiedenen Teilen der Erde sehr verschieden sein mögen, daß aber der Inhalt, der in diese Formen gefaßt werden soll, letzten Endes der gleiche ist.“ Mit dem „Inhalt“ ist wohl gemeint: der vernunftgestützte gemeinsame Glaube an das Potential der wissenschaftlichen Erkenntnis, die damit verbundene liberal-nachdenkliche Haltung zum Weltgeschehen, aber auch die Bereitschaft, wenn es sich als nötig erweisen sollte, tätig einzugreifen und die Solidarität innerhalb der scientific community zu praktizieren.

Diese Solidarität ist neben Geld und Macht eine Ressource, die nur die moderne Gesellschaft richtig mobilisieren kann (Habermas). Und dazu spielen die Wissenschaft und die Wissenschaftspolitik als Bindeglied zwischen den politischen und wirtschaftlichen Systemen einerseits und dem kultivierten Zusammenleben der Menschen andererseits eine entscheidende Rolle. Das hat wohl Alexander von Humboldt eingesehen und wohl in seiner Nachfolge auch die auf seinen Namen getaufte Stiftung für Wissenschaftsförderung.

Mit dem „Inhalt“ ist wahrscheinlich auch die eingangs angedeutete geistige Bewegung gemeint, die in der zunächst neuhumanistisch geprägten Idee der Bildung eine zentrale Rolle spielt, nämlich die Bewegung des Aus-sich-Heraustretens und Zu-sich-Zurückkehrens. Man sollte sich aus der gewohnten Umwelt herauswagen und in die Fremde ziehen, um dann gewandelt zu sich selbst, zu seiner Umwelt zurückkommen zu können, und oft nicht nur im Innern des Geistes, sondern auch geographisch-räumlich, das heißt die kulturellen und nationalen Grenzen überschreitend.

Diese Bewegung, man kann getrost sagen, Entwicklung, hat ein Zeitgenosse von Alexander von Humboldt überschwenglich und zugleich mit philosophischer Tiefe dargestellt, nämlich Hegel, und zwar nicht nur in der „Phänomenologie des Geistes“, sondern auch in vielen Reden, die er als Schulrektor in Nürnberg – also in den Jahren der auf die französische Revolution gefolgten Napoleonischen Kriege – gehalten hat. Nach Hegel setzt die Rückkehr (Heisenberg meint wohl die konkret-räumliche Bedeutung des Wortes) eine vorhergehende schmerzliche „Trennung von sich selbst“ voraus. Hegel sagt: „Diese Forderung der Trennung . . . ist so notwendig, daß sie sich als ein allgemeiner und bekannter Trieb in uns äußert“<sup>3</sup>. Eine Robinsonade oder eine, um so einen Neologismus zu bilden, Humboldtiade ist für ein geistiges und wissenschaftliches Heranwachsen unerlässlich, und der Trieb dazu ist kaum zu ersticken: „Die Jugend stellt es sich als Glück vor, aus dem Einheimischen wegzukommen und mit Robinson eine ferne Insel zu bewohnen. Es ist eine notwendige Täuschung, das Tiefe zuerst in der Gestalt der Entfernung suchen zu müssen; aber die Tiefe und Kraft, die wir erlangen, kann nur durch die Weite gemessen werden, in die wir von dem Mittelpunkt hinwegflohen, in welchen wir uns zuerst versenkt fanden und dem wir wieder zustreben.“

Hegel spricht von der „Zentrifugalkraft der Seele“, worauf sich die Notwendigkeit gründet, „die Scheidung, die sie von ihrem natürlichen Wesen und Zustand sucht, ihr selbst darreichen und eine ferne, fremde Welt in den jungen Geist hineinstellen zu müssen“. Die „Scheidewand, die uns von uns trennt“ stellte für den klassizistisch orientierten Hegel die Welt der Alten und deren Sprachen dar; sie kann aber auch durchaus die andere Kulturwelt sein, in die man hineinreist. Sie enthält, um noch einmal Hegel zu zitieren, „alle Anfangspunkte und Fäden der Rückkehr zu sich selbst, der Befreundung mit ihr (der anderen Welt) und des Wiederfindens seiner selbst, aber seiner nach dem wahrhaft allgemeinen Wesen des Geistes“. Das so realisierte „wahrhaft allgemeine Wesen des Geistes“ bedeutet natürlich weniger eine gelehrte Universalbildung als vielmehr die geistige Kapazität, die universalistischen Werte der modernen Zeit, gestützt auf der Ressource der Moderne namens Solidarität, zur Entfaltung bringen zu können. Die geistigen oder wirklich räumlich stattfindenden Wanderjahre und ein Praktizieren der Solidarität, die ja anders geartet ist als nachbarschaftliche Hilfe einer Dorfgemeinschaft, hängen als unverzichtbare Momente der modernen Gesellschaft eng miteinander zusammen, und in diesem Zusammenhang spielt die Wissenschaft als Bindeglied und auch als Kontrollinstanz im vorher erwähnten Spannungsverhältnis zwischen staatlichen Organen (heute kann man dazu noch wirtschaftliche Institutionen nennen) und den humanen Formen des Lebens eine zentrale Rolle.

Dies alles hat Hegel klar erkannt und halbwegs praktiziert, dies alles hat aber Alexander von Humboldt vorbildhaft praktiziert und vielen Zeitgenossen bei ihrem Versuch, das zu praktizieren, geholfen. Mit den klassizistischen Mustern, von denen viele später als Vorzeigeschmuck des gerade in der Übernahme der antiken Ideale borniert gewordenen und in die Sackgasse des Schöngestigen verlaufenen Bürgertums dienen mußten, wird hier das symbolisiert, was im Sinne von Heinemann heute auch als Tradition neu gewürdigt werden sollte, nämlich: der aus sich herauswagende und auf Solidarität fußende nachdenklich-tätige Geist.

Diesen Geist durfte ich während meiner Humboldt-Zeit, das heißt, während meiner Wanderjahre, miterleben. Auf der Studienreise quer durch Deutschland mit

schönbunter internationaler Zusammensetzung, bei der man ein angenehmes Gefühl teilen konnte, zu einer internationalen Intellektuellen-Gemeinschaft zusammenzugehören (die Reise war natürlich im Gegensatz zu den Reisen Alexander von Humboldts perfekt geplant). Auf der Einführungstagung, bei der man als Japaner die Freude hat, die Kollegen nicht nur aus anderen Ländern, sondern auch aus dem eigenen Land kennenzulernen und mit ihnen sachorientierte Diskussionen zu führen, was uns zu Hause nicht immer leichtfallen würde. Bei der ganz individuell orientierten einfühlsamen Betreuung, die uns die Arbeit in Deutschland erleichtert hat; bei vielen Veranstaltungen und Begegnungen, bei denen man feststellen muß, wie engagiert und mit Freude an der Sache die Mitarbeiter der Stiftung buchstäblich schufteten. Überall und immer spürt man, daß die Bezeichnung „Alexander von Humboldt-Stiftung“ nicht zufällig gewählt worden ist und daß man nicht umsonst von der Humboldt-Familie spricht. Denn das familiäre Zusammenleben ist ja ein Prozeß der Individuierung und auch ein Prozeß der Solidaritätsentwicklung.

Wie sieht es nun vor diesem geistigen Hintergrund mit dem bisherigen japanisch-deutschen Kultur- und Wissenschaftsaustausch aus?<sup>4</sup> Obwohl gerade hier eine Verallgemeinerung fehl am Platz ist, möchte ich eine Tendenz herausgreifen, auf die Gefahr hin, daß damit der Eindruck entsteht, ich vereinfache die Geschichte. Die Tendenz, auf die ich am Ende doch kurz eingehen möchte, ist nämlich folgende: seit der Meiji-Restauration (1868) stellten die Kenntnisse über die deutschen Wissenschaften einen der wichtigsten Zugangswege zur europäischen Kultur und Zivilisation dar. In den bedeutenden Bereichen des Rechtssystems (bis zur Kodifizierung der Stellung des Tenno in der Verfassung), der Medizin, der Naturwissenschaften und der Technik und nicht zuletzt der Geisteswissenschaften, unter anderem der idealistischen Philosophie Hegels gerade mit dessen restaurativ interpretierbarem Staatsdenken hat die damalige Oberschicht sehr viel von Deutschland aufgenommen.

Auch nachdem das Land einigermaßen modernisiert, das heißt schnell und notdürftig ein Staatswesen auf die Beine gestellt worden war, diente die persönlichkeits- und bildungsorientierte deutsche Kulturtradition (Goethe, Schiller und Kant und vielleicht auch „Alt Heidelberg“ von Meyerbeer) der Selbstfindung mehrerer Generationen, die sich nach der Auflösung der feudalen Gesellschaftsstruktur in den neuen Erfahrungen irgendwie zurechtzufinden suchten. Deutsch wurde zu einem der wichtigsten Bildungsmedien für die aufwärtsstrebende Jugend. Von den durch diese Sprache vermittelten „Kulturgütern“ erwartete man einerseits eine der neu entstandenen Situation angemessene Lebensansicht. Deutsche Dichtung und Philosophie sollten als Lebenshilfe dienen.

Genauso wie die klassisch-idealistische Tradition auch in Deutschland in der späten Hälfte des 19. Jahrhunderts entpolitisiert weiter vermittelt worden ist, hat man auch in Japan von den kulturellen Produkten aus dem Land der „Dichter und Denker“ eine „harmonische Entfaltung der Persönlichkeit“ erhofft. Die vorher beschriebene Bildungsidee wurde also in einer sehr eingegengten Form und auf eine sehr einseitige Weise rezipiert. Andererseits konnte man, wenn man an einem der alten kaiserlichen Gymnasien, die damals als Eintrittstor zu den wenigen kaiserlichen Universitäten galten, Deutsch gelernt hat, mit einem gewissen sozialen Prestige rechnen und vor allem in der späteren Laufbahn als Staatsbeamter. Dies alles war wohl nicht zu vermeiden. Aber das Verhältnis zu der deutschen Kultur und zu den deutschen Wissenschaften war nicht symmetrisch. Daß sie auch innerhalb Japans zu

einer gewissen Hierarchisierung der Schichten beigetragen haben, läßt sich wohl nicht verleugnen, so sehr sie andererseits zur Kultivierung und Modernisierung beigetragen haben.

Jetzt sieht die Situation anders aus. Die Hochkonjunktur der japanischen Wirtschaft und die Aufwertung des Yen haben die Nation selbstsicher gemacht. Nach dem zu unserem Exportmarkt gewordenen Europa hegt man viel weniger Sehnsucht als früher. Der oberflächliche Geld-Kosmopolismus ist eben nicht günstig für Entwicklung und Verfeinerung des kulturellen Sinnes und für die Bereitschaft zur symmetrischen wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Die Offenheit für andere Kulturen, in unserem Fall die deutsche, hat in der aufkommenden Parvenu-Mentalität Einbuße erlitten. Die Indifferenz gegenüber dem Ausland ist besonders unter den Jugendlichen auffällig, Grund genug zu ernster Besorgnis.

Es liegt die Gefahr nahe, daß der Geist der schönen Windgöttinnen von einer schlecht kontrollierbaren Turbulenz des Zeitgeistes weg verweht wird. Man muß sich jetzt darum bemühen, daß im Sinne von Alexander von Humboldts Arbeiten mehr kulturelle Dialoge und mehr wissenschaftliche Auseinandersetzungen zwischen den beiden Kulturkreisen stattfinden. Und sie sollen symmetrisch strukturiert sein, symmetrisch nicht nur im geistigen, sondern auch durchaus im materiellen Sinne. Und damit diese Kontakte für beide Seiten Gewinne bringen, sollten sie auf breiter Front, das heißt interdisziplinär – das sage ich aus Raumgründen geradewegs so – stattfinden. Dann können wir gemeinsam auf den geistigen Chimborasso steigen, das heißt, auf viele Herausforderungen unserer Zeit tätig-nachdenklich reagieren.

### *Anmerkungen*

1. Bei der Darstellung von Prutzens Lebenslauf verdanke ich viel den Arbeiten von Bernd Hüppauf.
2. Robert Prutz, Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848–58. 2 Bde., Leipzig 1859, Bd. 1, S. 3, auch zitiert in: Literaturgeschichte zwischen Revolution und Reaktion 1830–1870, hg. v. Bernd Hüppauf, Frankfurt 1972, S. 6.
3. G. W. F. Hegel, Nürnberger und Heidelberger Schriften, Werke in zwanzig Bänden, Bd. 4. Frankfurt 1970, S. 321 f.
4. Viele Formulierungen in diesem Teil sind identisch mit denen in einem Aufsatz, den ich mit meinen Kollegen O. Kutsuwada und K. Ueda unter dem Titel „Zur Situation des Deutschunterrichts in Japan“ abgefaßt habe. Der Aufsatz erscheint in einer Beitragssammlung im Hueber-Verlag München. Ich danke den beiden Kollegen für ihre Einwilligung.

# Die argentinischen Kontakte zur deutschen Wissenschaft

RODOLFO MODERN

Wie bei den meisten lateinamerikanischen Ländern der Fall, mit Ausnahme Brasiliens, erhielt Argentinien neben dem spanischen Kulturerbe schon vor Inkrafttreten der Verfassung im Jahre 1853, die das Land organisierte, einen bedeutenden französischen Einfluß. Die gebildete Schicht las und studierte aus französischen Texten. Seine Staatsmänner reisten fast ausschließlich nach Frankreich, von wo ihre kulturellen, künstlerischen und wissenschaftlichen Konzepte stammten.

Die Situation änderte sich mit der Präsidentschaft Domingo Faustino Sarmientos (1811–1888), der in der Zeit von 1868 bis 1874 sein Amt ausübte. Sarmiento hatte vor seiner Amtsübernahme außer Frankreich auch andere Länder kennengelernt. Er war argentinischer Gesandter in den USA gewesen und veröffentlichte 1848, ein Buch über die öffentliche Schule (eine seiner ständigen Passionen), in seinem Werk „Volksbildung“ berichtet er über eine Reise, die er unternommen hatte, um die preußischen Schulen kennenzulernen. Und er schreibt hierzu: „Das öffentliche Schulsystem Preußens ist das schöne Ideal, das andere Völker zu konkretisieren versuchen und es mit eigenen Augen beurteilen zu können, war das Ziel meines Vordringens in die nördlichen Breitengrade.“ In den „Reisen“, einem anderen seiner bedeutenden Bücher, erzählt er nicht ohne Sinn für Humor über seinen Besuch in der Universität Göttingen, wo er Kontakt zu einem Akademikerkreis aufnimmt, der später bis zu den südamerikanischen Küsten ausstrahlt. Im übrigen scheint Sarmiento zweimal Alexander von Humboldt begegnet zu sein, einmal in Paris und einmal in Potsdam.

Das große Kulturwerk Sarmientos erstreckt sich sowohl auf eine Wertung der deutschen Wissenschaft wie auch auf die Unterstützung, die er zu deren Verbreitung gewährte. Er sagte 1871, als er den Gesandten des soeben begründeten Deutschen Reichs empfing, in seinen Begrüßungsworten: „Noch ungeachtet jedweder Regierungsform verdankt die Menschenwürde Preußens eine noble Initiative, die Universalbildung des Volkes, so wie die Wissenschaften Preußens die Erneuerung des forschenden und kritischen Geistes der deutschen Denker verdanken. Ich erinnere Euch hierbei gerne daran, daß dieses Land in den Leistungen eines großen preußischen Weisen (er meinte Hermann Burmeister) die Fortführung des Werkes Humboldts ehrt“ (bezogen auf Alexander von Humboldt, nicht auf Wilhelm) „und daß unsere Universitäten anfangen, sich die Vorlesungen Eurer Professoren streitig zu machen.“

Seitdem – ohne daß dies das Verschwinden weder des französischen noch des spanischen kulturellen Einflusses bedeutet – ist das Gewicht der deutschen Wissenschaft, von Sarmiento als Vorläufer wegen ihrer Methodik hervorgehoben, stetig gestiegen. Sarmiento und viele seiner Nachfolger haben zur Besetzung neuer Lehr-

stühle an argentinischen Universitäten (derer es damals zwei gab: in Córdoba und in Buenos Aires) junge deutsche Wissenschaftler verpflichtet, die gewillt waren, das Abenteuer einzugehen, sich in einem so fernen Land niederzulassen. Die Mehrzahl von ihnen befaßte sich mit dem Studium der Naturwissenschaften, es kamen aber auch viele Forscher anderer Wissenschaftszweige. Burmeister, dem die Einstellung neuer Dozenten oblag, ließ viele kommen, darunter den Botaniker Paul Günther Lorenz und Georg Hyeronimus, die Geologen Alfred Stelzner, Ludwig Brackenbusch, Wilhelm Bodenbender, Adolf Döring, die Mathematiker Gustav Halzmüller und Christian A. Vogler, den Physiker A. Sellack, den Meteorologen D. M. Sirvier, den Naturforscher Hermann Berg. Sie alle hinterließen ihre Schule und aufgrund ihrer Methoden und des Ernstes, mit dem sie ihr Forschungs- und Lehramt erfüllten. So erscheint uns die Erwähnung ihrer Namen an dieser Stelle mehr als gerecht.

Seitdem ließ die Flut nicht nach, und zu Dutzenden kamen deutsche Wissenschaftler für immer ins Land. Andererseits begannen die argentinischen Universitäten, zu denen Anfang dieses Jahrhunderts auch die auf viel moderneren Grundlagen einggerichtete Universität La Plata hinzukam, nunmehr einige ihrer hervorragendsten Absolventen zur Fortbildung an akademische Institute nach Deutschland zu schicken. Hierbei sei darauf hingewiesen, daß bei diesem Austausch, anfangs nur in beschränktem Maße, besonderes Gewicht auf die Ausbildung von Fachleuten im Physik- und naturwissenschaftlichen Bereich gelegt wurde. Die bevorzugten Fächer waren Geologie, Physik, Chemie. Erst nach Begehung des hundertjährigen Bestehens der Republik, im Jahre 1910, begann ein begrenzter Exodus soeben fertiger junger Ärzte an die deutschen medizinischen Institute.

Wie üblich war ihre Zahl geringer als die derer, die nach Frankreich gingen. Noch war die Zeit der sozialen Wissenschaften und der Geisteswissenschaften nicht gekommen, wenschon auf Initiative von Vicente C. Quesada, einem überzeugten Freund alles Deutschen, das Iberoamerikanische Institut in Berlin gegründet worden war, das zusammen mit dem Iberoamerikanischen Institut in Hamburg äußerst wertvolle Sammlungen für das Studium der Geschichte und der Kultur der hispanoamerikanischen Länder birgt. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden sowohl der akademische Kontakt als auch der Austausch reger. Im Jahre 1922 z. B. nahm Albert Einstein eine Einladung an, auf verschiedenen Podien in unserem Lande vorzutragen.

Ertragsreicher, im Gegensatz zu den staatlichen oder privaten Initiativen der Gewährung von Stipendien seitens Argentinien, erwiesen sich die Möglichkeiten nach Einrichtung der Alexander von Humboldt-Stiftung und, auf anderer Ebene, des DAAD. Es waren zu Anfang nur wenige Stipendiaten; nach dem Zweiten Weltkrieg jedoch haben sich viele vorübergehend in deutschen Universitätsstädten niedergelassen, um ihre wissenschaftlichen Kenntnisse zu vervollständigen bzw. zu verbessern. Dies ist allseits bekannt, da es entscheidende Abschnitte unseres Lebens als Forscher und Universitätsprofessoren betrifft.

Es ist bekannt und gehört zu dem Erfahrungsgut der argentinischen Stipendiaten, die einen beträchtlichen Teil des Gesamtkontingents der Humboldt-Forschungsstipendiaten darstellen, daß die Gewährung eines Stipendiums einen entscheidenden Höhepunkt innerhalb ihrer akademischen Laufbahn bedeutet hat. Die hiesigen Universitätsleitungen gingen davon aus, daß ein- oder zweijährige Aufenthalte in Deutschland dazu beitragen würden, die Kenntnisse hiesiger Dozenten mit einem derartigen Stipendium tiefgehend und intensiv zu erweitern; und in der großen

Mehrheit der Fälle haben sie Recht behalten. Denn viele der Ex-Stipendiaten haben, zumindest in Argentinien, sehr verantwortungsvolle Ämter im wissenschaftlichen und kulturellen Bereich bekleidet. Sie wurden Rektoren, Dekane, Leiter von Instituten, Mitglieder von Ausschüssen und Auswahlkollegien, die über die Zukunft künftiger Stipendiaten an deutschen Universitäten entscheiden; sie lenken einen Teil der akademischen Struktur Argentiniens und sind durch die ihnen übermittelte und später gesammelte eigene Erfahrung in der Lage, bezüglich Methoden, Mitteln und Programmen beratend tätig zu sein. Hierbei darf die Verbreitung guter Gewohnheiten, mit denen ihr Aufenthalt in Deutschland sie bereichert hat, nicht unberücksichtigt bleiben, durch die sie hier unweigerlich zu einer Art Vorläufer der deutschen Kultur und Wissenschaft im weiteren Sinne werden.

Im übrigen, und hier können wir nicht allein aufgrund eigener Erlebnisse sprechen, hat die Leitung der Alexander von Humboldt-Stiftung auf natürliche und positive Art stets Sorge um die Entwicklung ihrer Ex-Stipendiaten gezeigt. Sorgfältig werden deren Schritte in den jeweiligen Laufbahnen verfolgt und durch spätere Einladungen zu Aufbaulehrgängen gefördert; es werden regelmäßige Zusammenkünfte in den verschiedenen Ländern der „Ehemaligen“ veranstaltet und von Fall zu Fall konkrete Unterstützung bei der Beschaffung von Büchern und Instrumenten gewährt, wenn Ehemalige diese aufgrund lokaler Mängel beantragt haben. Dies stellt eine Hilfe von unschätzbarem Wert für die wissenschaftlichen Forschungen, die hier durchgeführt werden, dar.

Die Geisteswissenschaften sind bei der Vergabe der Humboldt-Forschungsstipendien an argentinische Bewerber quantitativ geringer vertreten. Dies ist wohlbegründet, wenn auch nicht immer verständlich, was jedoch an dieser Stelle nicht weiter erörtert werden muß. Innerhalb dieses Bereichs nimmt die Germanistik, mein Fach, einen kleinen Platz ein. Die Ursache liegt darin, daß an den Humanistischen Fakultäten hierzulande nur sehr wenige Studenten die deutsche Sprache beherrschen. Nichtsdestoweniger hat das Wirken der Professoren für dieses Fach an den hiesigen Universitäten ein bemerkenswertes Wachstum zur Folge.

Wie dem auch sei – und mein persönlicher Fall zeugt für Hunderte von Ex-Stipendiaten –, meine berufliche Laufbahn wäre ganz anders gekennzeichnet, wenn mir nicht damals, 1960, dieses Stipendium gewährt worden wäre. An der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg i. Br. – der Universität, an der Heidegger und Hugo Friedrich lehrten – konnte ich die Vor- und Nachteile einer übermäßigen Spezialisierung wie auch die Strenge der Lehrkräfte und das Verantwortungsgefühl der Studenten feststellen. Ganz abgesehen von dem bibliographischen Reichtum der Institute und Bibliotheken, an die wir bis heute noch wehmütig und neidvoll zurückdenken. Ich konnte dort durch den persönlichen Kontakt zu einigen der bedeutendsten Persönlichkeiten, z. B. Prof. Walter Rehm und Prof. Gerhart Baumann, deren wissenschaftliche Kompetenz ich schätzen lernte, meine Doktorarbeit über ein spezifisches Thema innerhalb des Werkes Georg Büchners ausarbeiten.

Aufgrund weiterer Einladungen der Alexander von Humboldt-Stiftung habe ich später, im Jahre 1971 für drei Monate und dann 1985 für zwei Monate, an derselben Universität Forschungen über deutsche Autoren der Gegenwart durchgeführt; über Gottfried Benn, einige seiner veröffentlichten und auch der noch nicht veröffentlichten Werke, mit dem Ziel, einen weiteren Beitrag zur Kenntnis der gegenwärtigen deutschen Literatur in den spanischsprachigen Ländern zu lei-

sten. Eine Aufgabe, die sich im übrigen alle Germanisten in diesen Ländern gemeinsam stellen.

1975 wohnte ich auf besondere Einladung der Alexander von Humboldt-Stiftung einem Symposium über verschiedene Themen, die das Schicksal der Germanistik in der heutigen Zeit betreffen, bei. Es waren hierbei Vertreter der fünf Kontinente zugegen. Neben dem Niveau der vorgelegten Arbeiten haben uns insbesondere zwei Tatsachen beeindruckt. Erstens die Anzahl hochqualifizierter Persönlichkeiten, die sich außerhalb des deutschen Sprachraums beruflich der Pflege eines Faches widmen, welches weder direkt noch indirekt auf das Bruttosozialprodukt eines Landes Einfluß hat, einfach weil sie Freude an ihrer Tätigkeit haben: Lehramt und wissenschaftliche Forschung im reinen Zustand, um es irgendwie zu nennen. Zweitens, die Sorgfalt, mit der die Alexander von Humboldt-Stiftung das Beste vom Besten der Lehrstuhlinhaber an den bundesdeutschen Universitäten als Sprecher oder Moderatoren ausgewählt hatte. Namen, die sozusagen der Nimbus der Legende umgibt, waren für unsere Anliegen greifbar nah – ein unschätzbares Erlebnis, insbesondere für diejenigen, die geographisch abgelegen leben.

An dieser Stelle möchte ich noch einen weiteren bedeutenden Umstand besonders hervorheben. Die Unterstützung in jeder Hinsicht (finanziell, Postgraduierten-Lehrgänge, Bücher, Laborausrüstung), die Forschungsstipendiaten und Ehemalige gleichermaßen bei der Humboldt-Stiftung gefunden haben, macht sie keineswegs zu Agenten eines umgekehrten Kulturkolonialismus. Erstens – obgleich offensichtlich, sollte es doch erwähnt sein – weil die Wissenschaft einen übernationalen Charakter hat. Die unterschiedlichen Nuancen sind Nuancen und bedeuten nichts in der inneren Entwicklung. Und dann, und hierin liegt das Positive, wandelt sie uns, genau wie die Mitglieder der Alexander von Humboldt-Stiftung, in Faktoren der Verständigung, der Annäherung und von Fall zu Fall auch zu Faktoren der Identifikation bei gemeinsamen Fragen in bezug auf den Fortschritt der Wissenschaft, d. h. das Gemeinwohl aller Völker, auf materieller wie auf geistiger Ebene. Nicht unerwähnt bleiben sollte im persönlichen Bereich das Entstehen von bleibenden Freundschaften, die auf soliden und aufrichtigen Gefühlen basieren.

Abschließend sei gesagt, daß es nicht viele Institutionen dieser Art auf der Welt gibt. Eine Universitätsgemeinschaft auf Dauer in eine internationale Organisation zu verwandeln, ist von größerer Bedeutung als eine „Gelehrtenrepublik“ ins Leben zu rufen, die naturbedingt elitär und egoistisch in ihren Zielsetzungen ist. Die Alexander von Humboldt-Stiftung verbrüdet und identifiziert uns mehr als nur durch die Krawatte. Unter der Schirmherrschaft Alexander von Humboldts, des berühmten Reisenden und Völkerkenners (auch der lateinamerikanischen), ist die Alexander von Humboldt-Stiftung selbst auch eine Gemeinschaft von Freunden.

Die rasche Intuition, der Erfindungsgeist, das Durchführungsvermögen, die Sensibilität ihres Generalsekretärs, Herrn Dr. Heinrich Pfeiffer, beweisen, daß sie in guten Händen ist und ihre Zwecke weiterhin erfüllt werden und daß der Stolz, den man aufgrund der Zugehörigkeit empfindet, gerechtfertigt ist. Wir haben hier ein Menschenwerk vor uns, das durch authentische Dienstberufung tagtäglich und in vielen Teilen des Erdballs in greifbaren Nutzen umgesetzt wird. Dies ist selbstverständlich keine persönliche Meinung, sondern vielmehr die Meinung all derer, denen sie ihre Unterstützung gewährt hat und die die Möglichkeit haben, ihr ihren Dank öffentlich auszusprechen.

# Die Philosophie im Exil

LOLLE WIBE NAUTA

Die Geschichte der Deutschen Philosophie kann man nicht schreiben, ohne das Thema des Exils zu berücksichtigen. „Das Kapital“, Buch eines deutschen Philosophen, wurde in England geschrieben. Die berühmte und zu wenig gelesene Schrift von Heine „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ wurde von Paris aus 1834 in die Welt geschickt. Der Logische Positivismus, eine bedeutende philosophische Strömung der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, verdankt ihre Verbreitung der Nazi-Herrschaft. Die Gründer und Vertreter dieser wissenschaftlichen Philosophie sahen sich Anfang der dreißiger Jahre gezwungen, Wien und Berlin zu verlassen, und so entstanden in Holland, England und besonders in den Vereinigten Staaten von Amerika mehrere Forschungszentren, wo diese Philosophie verbreitet und entwickelt wurde. Die Verbreitung der Frankfurter Schule, eine andere bedeutende philosophische Strömung des zwanzigsten Jahrhunderts, ist ebenfalls dem Exil zu verdanken. Auch die Philosophen und Soziologen, die dieser Forschungsgruppe angehörten, waren teilweise jüdischer Herkunft. Auch die Gedanken dieser Gelehrten waren den Nationalsozialisten zutiefst zuwider, genauso übrigens wie die Thesen der Logischen Positivisten. Nicht nur die Menschen, sondern auch ihre Ideen wurden von den Nationalsozialisten gehaßt.

Anfang der dreißiger Jahre emigrierte noch ein anderer Philosoph aus Deutschland. Sein Name war Helmuth Plessner (1892–1985), und er war einer der Gründer der sogenannten philosophischen Anthropologie, einer philosophischen Disziplin, die damals viel Beachtung fand, weil sie die Frage nach dem „Wesen des Menschen“ aufgrund der Forschungsergebnisse verschiedener Fachwissenschaften zu beantworten versuchte. Plessner war imstande, mit seinem Werk „Die Stufen des Organischen und der Mensch“ (1928) einen bedeutenden Schritt vorwärts zu tun, weil er von verschiedenen Disziplinen herkam. Er studierte Philosophie und Biologie, und der damals in Fachkreisen schon berühmte Mann war über Seesterne promoviert worden.

Plessner verbrachte zuerst kurze Zeit in der Türkei, um dann nach Holland zu fahren, wo er von 1934 bis 1950 lebte. Anfangs fand er Unterschlupf bei einem Professor der Physiologie – Buytendijk war sein Name –, mit dem er befreundet war. Buytendijk hatte gerade von der Universität zwei Affen für seine Experimente bewilligt bekommen und konnte Plessner dadurch Gastfreundschaft gewähren, so wird erzählt, daß er auf eines der teuren Tiere, die aus Indien herbeigeschafft werden mußten, verzichtete. Der Philosoph im Exil tat aber mehr, als nur die Leerstelle eines Affen auszufüllen: er lehrte auch als Dozent für Soziologie und Professor an der Universität Groningen.

Mit Plessners Wirkung in den Niederlanden war es merkwürdig bestellt. Die

holländische Philosophie war stark von der Geschichte des Calvinismus und von der Theologie geprägt. Plessners philosophische Anthropologie war aber gerade der Versuch, die Philosophie so streng wie möglich von weltanschaulichen und ideologischen Einflüssen zu befreien. Hier mag es angebracht sein, das Problem zu bezeichnen, womit sich jeder geflüchtete Philosoph auseinanderzusetzen hat. Seine philosophischen Ideen sind in einer anderen kulturellen Umgebung entstanden als die, wo er sich jetzt befindet. Jede Kultur kennt ihren eigenen Entwicklungsrhythmus, ihr eigenes Fortschrittstempo und ihre eigenen Stauungen und spezifische Formen der Rückständigkeit. Ich bezeichne dies als das Phänomen der Ungleichzeitigkeit, womit gar keine Fortschrittsideologie in diese Betrachtungen hineingeschuggelt werden soll. Kulturen entwickeln sich nun einmal, und sie tun es wegen der verschiedenen historischen Anfangsbedingungen, wovon ausgegangen wird, in verschiedener Weise. Kulturaustausch, auch wenn er bei Philosophen im Exil nicht auf freiwilliger Basis stattfand, ist nur sinnvoll und möglich dank diesem Phänomen der Ungleichzeitigkeit, das man natürlich nicht im allgemeinen, sondern immer nur auf spezifischen Gebieten beobachten kann.

Plessners Philosophie, die die Rationalität hochhielt und vom Gedankengut der Aufklärung zehrte, sollte auch eine Kritik des Irrationalismus sein, dem mehrere deutsche Philosophen – Heidegger in gewisser Hinsicht und Scheler letzten Endes auch – verfallen waren. Der Rückständigkeit Deutschlands in dieser Hinsicht, von Plessner als verspätete Nation bezeichnet, verdankte er seine fortschrittlichen Ideen. Das Erbe der Aufklärung braucht ja nicht gehütet zu werden in einer Umgebung, wo jeder schon aus seiner eigenen Unmündigkeit herausgetreten ist. Der holländische Historiker Romein hat vom Gesetz des hemmenden Fortschritts gesprochen. Ein Fortschritt, der in irgendeinem Kulturbereich erzielt worden ist, kann hemmend wirken, wenn man z.B. in diesem Kulturbereich die Suche nach Erneuerungen aufgibt. Man hat schließlich schon etwas erreicht! Im Fall Plessners könnte man vom Gesetz der stimulierenden Rückständigkeit sprechen. Genauso wie der Logische Positivismus und die Frankfurter Schule wurde sein Denken geradezu angestachelt von den wirtschaftlichen Problemen, denen Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg unterlag, und dem kulturellen Konservatismus, der sich damals im Lande breit machte.

Während aber Plessner, genauso wie die Frankfurter und die Positivisten, vom Gesetz der stimulierenden Rückständigkeit profitierte, verdankte die holländische Philosophie ihre Lage dem Gesetz des hemmenden Fortschritts. Die bürgerliche Revolution hatte hier, genauso wie in England, schon früh stattgefunden. Gründe also für einen Prozeß der Aufklärung, der sich gegen die Feudalität und die damit oft verbundene Kirche richtete, gab es hier weniger. Die Folge aber war, daß in diesem Land, wo der Calvinismus einer der Geburtshelfer der bürgerlichen Gesellschaft bildete, Philosophie und Theologie sich kaum verfeindeten und die Philosophie also gewissermaßen rückständig blieb. Die wichtige kulturelle Rolle, die in Ländern wie Deutschland und Frankreich von der Philosophie gespielt wird, ist in der holländischen Tradition der Theologie überantwortet worden. Die Folge dessen war, daß die meisten philosophischen Kollegen Plessner zwar respektierten und Hochachtung entgegenbrachten, aber nicht richtig mit ihm ins philosophische Gespräch kamen. Auf fruchtbaren philosophischen Boden fielen seine Gedanken erst bei der jüngeren Generation, die von den religiösen Traditionen in Holland verfremdet war und wenig

Grund hatte, sich an der neuen existentialistischen Mode zu berauschen. Ihre Entfremdung war weit genug gediehen, um an dem im Exil lebenden Philosophen Gefallen zu finden.

Plessner kehrte im Jahre 1950 nach Deutschland zurück, wo er als Professor der Soziologie in Göttingen lehrte. Als Forschungsstipendiat der AvH folgte ich ihm erst im Jahre 1957. Als Plessner in meinem eigenen Land, in Holland, wirkte, war ich noch zu jung, um bei ihm studieren zu können.

Wie verhält sich ein Philosoph, der im Exil lebt oder gelebt hat, zu seinem eigenen Land, zu seiner Heimat? Die Antwort lautet natürlich: ambivalent. Er bleibt seinem Land, z. B. in sprachlicher und kultureller Hinsicht verbunden, auch wenn er in der Ferne lebt. Er bleibt gewissermaßen ein Fremder im eigenen Land, auch wenn er zurückkehrt. Die Biographie Plessners illustriert das deutlich. Nach seiner Emeritierung lebte Plessner erst ein Jahr in den Vereinigten Staaten, um sich dann in der Schweiz niederzulassen, wo er auch noch an der Universität Zürich als Gastprofessor lehrte. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er aber doch wieder in Göttingen. Den hochinteressanten philosophischen Nachlaß schenkten seine Frau und er aber der Universität Groningen. Helmuth Plessner blieb auch nach seiner Rückkehr nach Deutschland ein Philosoph im Exil.

Um die Lage der deutschen Philosophie am Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre zu bezeichnen – selber arbeitete ich in der Bundesrepublik Deutschland 1957–58 und 1960–62 – mache ich einen Unterschied zwischen zwei Typen von Philosophie. Der erste Typ ist die Philosophie, die einen Totalitätsanspruch vertritt. Hier setzt sich der Philosoph das Ziel, letzte Prinzipien auszuarbeiten, denen das fachwissenschaftliche Wissen untergeordnet bleibt. Philosophische Disziplinen wie die Metaphysik und Erkenntnistheorie werden hier vor allem gepflegt. Die zweite Art bezeichne ich als Philosophie mit einem praktischen Anspruch. Sie erkennt die Autonomie der Fachwissenschaften an, ohne sich ihren theoretischen Impetus nehmen zu lassen. Dieser theoretische Impetus aber ist nicht mehr auf die Totalität, auf das Ganze gerichtet, sondern richtet sich mehr auf praktische Fragen, die ja immer nur ein ganz bestimmtes Gebiet oder konkretes Problem treffen. In dieser Art von Philosophie sind besonders Disziplinen wie Sprachphilosophie, Ethik, Sozialphilosophie und Wissenschaftstheorie populär.

Der Unterschied zwischen den beiden Typen von Philosophie wird falsch verstanden, wenn man ihn mit dem Unterschied zwischen Theorie und Praxis gleichsetzt! In beiden Fällen sind die betreffenden Philosophen nämlich Theoretiker. Wer praktisch arbeiten will, wählt die Philosophie nicht als Fach. Der Unterschied liegt darin, daß im ersten Fall der „Praxis-Bezug“ der Philosophie nicht thematisch wird. Der erste Philosoph, der auf der Suche nach letzten Prinzipien und Fundamenten ist, benimmt sich als ein treuer Diener seiner Kultur. Er wird sich kaum an Diskussionen über praktische Fragen beteiligen, weil diese für ihn von anderen gelöst werden. Der zweite Philosoph, der gerne mit logischen und analytischen Instrumenten arbeitet, behält dabei konkrete Probleme und praktische Fragen im Auge. Und sogar, wenn das letzte nicht der Fall ist, wird seine Philosophie trotzdem praktischen Fragen mehr gerecht, weil er sich gerne mit spezifischen Problemen und Teillösungen beschäftigt. Es passiert ja in der Praxis selten, daß einem das Ganze oder die Totalität über den Weg läuft.

Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre gehörte in der Bundesrepublik

die Hauptstraße dem ersten Philosophie-Typ, den man in Deutschland auch als die traditionelle Philosophie bezeichnen kann. Die Philosophie mit praktischem Anspruch war in den Nebengassen aber schon deutlich wahrnehmbar. Selber kam ich aus einem Land, wo die kulturelle Hegemonie der traditionellen Philosophie gehörte. Abgesehen von meinen Verbindungen mit Plessners philosophischer Anthropologie, begegnete ich der Philosophie neuen Typs in Göttingen in zwei Gestalten. Die erste Gestalt wurde vermittelt durch den Philosophen Josef König (1893–1974), dem größten Philosophen, dem ich je begegnet bin. König publizierte kaum und wirkte durch seine Vorlesungen und Seminare; er war damals genauso unbekannt wie heute. Seinen Einfluß verdankte er einerseits seinen Kenntnissen der Logik, der analytischen Philosophie und des Logischen Positivismus, andererseits der beeindruckenden Klarheit und methodischen Strenge seines Denkens. Im Gegensatz zu den traditionellen Kollegen schwieg König lieber über ein Problem, als daß er sich über dieses Problem unklar und mißverständlich ausdrücken würde. Gerade dadurch konnte er auch durch seine Schüler und Freunde wirken, die von diesem leidenschaftlichen Bedürfnis nach Klarheit angesteckt wurden und von ihm mehr noch in methodischer als in inhaltlicher Hinsicht beeinflusst wurden. Die Philosophie-Professoren Patzig und Delius sind Schüler von Josef König. Dahrendorf widmete König seine damals viel diskutierte Schrift „Homo Sociologicus“, und Bruno Snell, klassischer Philologe von Weltrang, widmete ihm sein Buch über die Sprache.

Die zweite Gestalt, in der ich der aufkommenden Philosophie mit praktischem Anspruch begegnete, war die der Frankfurter Schule. Auch sie existierte in den Nebengassen. In Göttingen wurden die Theorien der Frankfurter Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre nicht von den Dozenten gelehrt, sondern von den Studenten gelesen. Selber gehörte ich einer kleinen Gruppe an, die sich mit der „Dialektik der Aufklärung“ von Horkheimer und Adorno beschäftigte, und vielen um mich herum diskutierten Texten, die bald populär sein würden und oft als Raubdruck behandelt wurden. Dieser Philosophie fehlte die wissenschaftliche Strenge, die man bei König und auch bei Plessner fand. Ihre Begriffe und logischen Voraussetzungen waren letzten Endes der Philosophie Hegels entlehnt. Dafür aber war sie äußerst praxisbezogen und geeignet, auf Studenten zu wirken, deren Eltern oft Sympathie für Hitler gehabt hatten und die dabei waren, eigene politische Standortbestimmungen zu suchen. Die Studentenrevolten waren unterwegs.

Wir stoßen hier auf ein neues Merkmal der Philosophie des Exils. Es ist, so haben wir gesehen, dem Phänomen der kulturellen Ungleichzeitigkeit zu verdanken, daß ein Exil sich in Austausch und Anregung verwandelt. Wir sollten aber nicht den Fehler machen anzunehmen, daß dieses Ungleichzeitigkeitsphänomen nur das Verhältnis zwischen nationalen Kulturen betreffen sollte. Auch eine nationale Kultur ist kein Monolith. Prozesse der Modernisierung z. B. spielen sich auch innerhalb einer Kultur in vielen Fällen nicht gleichzeitig ab. Viele Logische Positivisten blieben im Ausland. Was aber die Frankfurter Schule angeht, blieb Marcuse zwar in Amerika, aber Horkheimer und Adorno kehrten nach Frankfurt zurück und fanden Freude am wachsenden Interesse der neuen Generation. Die neue praxisbezogene Philosophie war im Exil nicht imstande, die kulturelle Rückständigkeit, der sie ihr Entstehen verdankte, entgegenzuwirken und aufzuhalten. Bei der Rückkehr aber ins eigene Land konnte ihre Wirkung um so stärker sein. Die Frankfurter Schule und die neuen wissenschaftlichen Richtungen in der Philosophie, wie der Kritische Rationalismus

und der Logische Positivismus, vermochten bei der neuen Generation den Bruch mit der Vergangenheit auch im philosophischen Sinne zu gestalten. Nur so kann man erklären, daß die Philosophie, die von ihrem kulturellen Kontext abgeschnitten war, nach ihrer Rückkehr so schnell die kulturelle Hegemonie zu erobern mußte.

Ein positiver Faktor dabei ist natürlich auch der Einfluß der fremden Umgebung, der sich der Philosoph im Exil ausgesetzt hat. Ein Philosoph ist ja kein Eisschrank, der seine Inhalte bloß gegen fremde Temperaturen zu schützen hat. Die fremde Umgebung ist für ihn eine Prüfung, eine Herausforderung, der sich seine aus dem eigenen Land mitgebrachte philosophische Ware auszusetzen hat. Und der Vorteil dieser peinlichen Konfrontation ist natürlich, daß er bei seiner Rückkehr auch Neues und nie Dagewesenes vorzuzeigen hat. Was mich selber schließlich angeht, ich kann mir meine philosophischen Aktivitäten nicht denken ohne die neue Philosophie mit praktischem Anspruch, auf die ich während meiner Göttinger Jahre gestoßen war.

Ich möchte mit einer kleinen Geschichte abschließen. Im Juni des Jahres 1958 bat mich der Generalsekretär der AvH – Heinrich Pfeiffer war sein Name –, im Namen der damaligen Stipendiaten auf einem offiziellen Empfang ein Dankeswort zu sprechen. Obwohl die Idee, vor Botschaftern und anderen offiziellen Persönlichkeiten das Wort zu nehmen, mich nervös machte, sagte ich „ja“. Eines aber gefiel mir an der Bitte nicht. Er sagte nämlich, passen Sie auf, eine politische Rede dürfen Sie nicht halten. Die AvH konnte es sich nicht leisten, sich in einer solchen Situation eine bestimmte politische Farbe anzulegen. Hinzu kam noch, daß in diesen Tagen brisante politische Themen öffentlich diskutiert wurden. Wenn ich mich recht entsinne, hatten sie zu tun mit der weiteren Integration der Bundesrepublik Deutschland in die NATO und mit der Lagerung von Atomwaffen auf deutschem Boden.

Ich entschloß mich nach einigem Nachdenken, der Bitte des Generalsekretärs nicht Folge zu leisten und eine Rede zu schreiben über ein politisch relevantes Thema. Es war zwar nicht meine Absicht, bei dieser öffentlichen Gelegenheit konkrete innenpolitische Fragen zu diskutieren, aber ich war auch nicht bereit, über die politische Verantwortung, besonders von jungen Intellektuellen, zu schweigen. Der Generalsekretär lud mich einige Tage vor der Begebenheit nach Bonn in ein Hotel ein, damit wir Zeit und Ruhe haben würden, meine Worte zu diskutieren, bevor sie gesprochen wurden.

Ich schrieb eine Rede mit dem Titel „Der Intellektuelle in der Diaspora“. Diaspora bedeutet Exil, und ich analysierte die gesellschaftliche und politische Verantwortung, die aus einer Diaspora-Position für den Wissenschaftler hervorgeht. Meiner Meinung hatte er nicht das Recht, sich um politische Fragen nicht zu kümmern und die Entscheidung über die Zukunft der Menschheit Beamten und Politikern zu überlassen. Der Entwurf für meine Rede war eindeutig politisch.

Heinrich Pfeiffer las alles und schlug keine einzige Änderung vor, abgesehen von meinen deutschen Sprachfehlern. Er war sogar begeistert über den Inhalt. Ich war erstaunt. In der Retrospektive ist meine Erklärung aber ganz einfach. Die AvH ist in den vergangenen Jahrzehnten von einem Mann geführt worden, der im Grunde ein Exil-Philosoph ist, ein Mann der Diaspora. Seine Stiftung macht es sich ja zur Aufgabe, Wissenschaftlern zu einem freiwilligen Exil zu verhelfen. Der kulturelle Austausch, den sie als Institution fördert, ist der kulturellen Ungleichzeitigkeit zu verdanken, ein Phänomen, das heutzutage noch deutlicher hervortritt als vor dreißig Jahren. Pfeiffer

und seine Mitarbeiter versuchen, Akademiker von den Gesetzen des hemmenden Fortschritts und der stimulierenden Rückständigkeit profitieren zu lassen.

Heinrich Pfeiffer hat Philosophie studiert und promovierte, wenn ich mich recht entsinne, mit einer Doktorarbeit über den Pragmatismus. Daraus läßt sich folgern, daß er sich schon ganz früh dem zweiten Typ der Philosophie mit praktischem Anspruch verschrieben hatte. Er ist der Exil-Philosoph par excellence. Er wirkt nicht durch Bücher, auch nicht durch Schüler. Er wirkt dadurch, daß er anderen zum Exil verhilft. Ohne solche Entfremdungsprozesse vermag die Philosophie, die an Stätten kulturellen Konflikts in Griechenland ihren Ursprung fand, nicht zu leben. Und dasselbe gilt für die Wissenschaft, die Konfrontation und Kritik genauso nötig hat wie ein Mensch seine tägliche Portion Sauerstoff.

# Drei Jahrzehnte mit Heinrich Pfeiffer

SHOSAKU NUMA

Heinrich Pfeiffer wird sechzig Jahre alt. Diese Tatsache läßt mich innehalten, und ich merke, wie schnell die Zeit vergangen ist. Ich kenne ihn seit fast dreißig Jahren, und seine jugendliche Vitalität ist stets in meiner Vorstellung lebendig. Mit welcher erstaunlichen Energie hat er sich doch in all den Jahren dem Aufbau der AvH gewidmet! Sein Beitrag zum Gedeihen der Stiftung ist derart bedeutend, daß der Name Heinrich Pfeiffers immer mit ihr verbunden bleiben wird. Die Unschätzbarkeit seines Verdienstes um die Förderung des internationalen Austausches von Wissenschaft und Kultur braucht – vor allem im Zeitalter der wachsenden internationalen Beziehungen – nicht mehr besonders hervorgehoben zu werden. Ich möchte Heinrich Pfeiffer und seine Mitarbeiter zu ihren Errungenschaften aufrichtig beglückwünschen.

Meine Beziehung zu Heinrich Pfeiffer steht in engem Zusammenhang mit meinem verehrten Lehrer, Professor Feodor Lynen, der in seinen letzten Lebensjahren Präsident der AvH war. Die zweieinhalb Jahre, in denen ich Humboldt-Forschungsstipendiat war, gaben mir Gelegenheit, mich bei Feodor Lynen auszubilden, und haben auf meine weitere Laufbahn einen entscheidenden Einfluß gehabt. Ohne diese damalige Möglichkeit wäre ich jetzt wohl nicht in der Grundlagenforschung tätig. Ich bin daher persönlich Heinrich Pfeiffer und der Stiftung sehr verpflichtet. Außerdem haben in den letzten Jahren mehrere Feodor-Lynen-Forschungsstipendiaten in meinem Laboratorium gearbeitet, wie sich auch derzeit wieder einer hier aufhält.

Im privaten Bereich verbindet mich mit Heinrich Pfeiffer eine langjährige Freundschaft. Wir treffen uns oft, sowohl in Deutschland als auch in Japan, und ich möchte mich bei dieser Gelegenheit bei ihm und auch bei Edith Pfeiffer für die freundliche Aufnahme in Bad Godesberg herzlich bedanken. Ich gratuliere Heinrich Pfeiffer von ganzem Herzen zu seinem 60. Geburtstag und wünsche ihm ein langes, gesundes und auch weiterhin erfülltes Leben.

# Die finnischen Kontakte zur deutschen Forschung

KURT NYHOLM

Die Wissenschaft ist vielleicht der Bereich der menschlichen Aktivitäten, der heute am leichtesten die politischen Grenzen überschreiten kann und dessen Erkenntnisse im allgemeinen nicht durch verschiedene Weltanschauungen in Frage gestellt werden. Die Tätigkeit der Alexander von Humboldt-Stiftung unter der energischen Führung des Jubilars hat deshalb eine unbestreitbar weltweite Anerkennung erreicht, die zugleich als ein Ergebnis der hochgestellten wissenschaftlichen Kriterien anzusehen ist, die die Alexander von Humboldt-Stiftung für ihre Förderung gestellt hat.

Die Allgemeinheit und das Unbegrenzte finden wir ja schon im Wort *Universitas*, das seit dem Mittelalter mit der ungebundenen, freien Forschung verbunden wird. Durch die Jahrhunderte haben die Wahrheitssuchenden die herausragenden Bildungs- und Forschungsstätten in Europa aufgesucht, unabhängig davon, wo diese Stätten sich befunden haben. Schon als Folge der geopolitischen Lage Finnlands haben gerade die deutschen Bildungsstätten den Finnen die wichtigsten Impulse und Anregungen gegeben und im weitesten Sinne ihre Wissenschaft und ihren Bildungsgang mitbestimmt, indem die finnischen Studiosi stets nach Deutschland gegangen sind, wenn die Wißbegier nicht im eigenen Lande befriedigt werden konnte. Folglich ist leicht festzustellen, daß praktisch bei sämtlichen großen Gelehrten und Kulturpersönlichkeiten Finnlands eine Anregung aus Deutschland kaum wegzudenken ist. Dies gilt z. B. für Michael Agricola, dessen Bibelübersetzung zur Grundlage der finnischen Schriftsprache wurde, und für Henrik Gabriel Porthan, dessen wissenschaftliche Leistung im 18. Jahrhundert in Finnland kaum zu überschätzen ist. Ohne Herder wären wohl das finnische Nationalepos Kalewala, ohne Wilhelm von Humboldt unsere Universitätsausbildung und ohne die Grimms unsere Sprachforschung nicht denkbar.

Auch im kulturellen Bereich sonst verhält es sich ähnlich. Unser großer Komponist Jean Sibelius hat mehrere Jahre in Berlin und Wien studiert. Für unsere Schriftsteller haben ebenso Anregungen aus Deutschland eine große Bedeutung gehabt. Sogar im Falle einer Bahnbrecherin der modernen Dichtung in Finnland und Skandinavien wie Edith Södergran in den 20er Jahren haben die deutschen Kontakte die entscheidenden Impulse gegeben.

Diese wenigen Beispiele zeigen uns schon, wie eng in der Vergangenheit die Beziehungen zu Deutschland gewesen sind und wie abhängig am Ende unsere Wissenschaft und unsere Kultur von deutschen Vorbildern bis heute geblieben sind.

Auch heute ist besonders ein kleines Land wie Finnland vollkommen darauf angewiesen, durch Austausch und Kontakte mit dem Ausland seinen wissenschaftlichen Stand aufrechtzuerhalten, um irgendwie an der Frontlinie der Forschung zu

bleiben und in der aktuellen internationalen Diskussion mitreden zu können. Die unbestreitbare Weltgeltung der deutschen Wissenschaft heute müßte deshalb, möchte man meinen, wie schon immer für die finnische Wissenschaft von größtem Interesse sein und den wissenschaftlichen Austausch mit Deutschland zu einer Frage ersten Ranges machen. Sonderbarerweise scheint dies nicht der Fall zu sein, wenn man z. B. die jüngste Entwicklung an den finnischen Universitäten betrachtet. Diese Tatsache läßt sich recht leicht feststellen, wenn man überprüft, wie viele deutsche Lehrbücher in den verschiedenen Fächern verwendet werden oder einfach die deutschen Fachzeitschriften zählt, die in den verschiedenen Fächern abonniert werden. Die Fachzeitschriften können heute wohl am besten das aktuelle Forschungsinteresse belegen. Bei einer Durchsicht der Fachzeitschriftenbestände meiner Universität habe ich u. a. folgendes beobachten können:

Die Anzahl der deutschsprachigen Veröffentlichungen (Bundesrepublik Deutschland, DDR, Schweiz, Österreich) insgesamt entspricht etwa der Anzahl der Publikationen, die allein aus New York in den USA bezogen wird. Das physikalische Institut z. B., eines der größten Institute der Universität, abonniert drei Zeitschriften aus der Bundesrepublik Deutschland, von denen eine didaktischer Art ist. Schon im Hinblick auf die 21 Max-Planck-Institute im chemisch-physikalischen Bereich, aus deren Kreis immer wieder Nobelpreisträger gekommen sind, zuletzt im Jahre 1985, sieht man, daß hier nicht mehr rein wissenschaftliche Prioritätensetzung vorliegt, sondern eine Kommunikationsblockade. Auch wenn dies ein Extremfall wäre, dürfte die allgemeine Tendenz in Finnland ähnlich sein, was die Technik und die Naturwissenschaft betrifft. Forscher der älteren Generation beherrschen noch Deutsch, aber die jüngeren sind über die deutsche Forschung durchaus schlecht informiert. Man kann in der Tat aus der Anzahl der deutschen Fachzeitschriften Vermutungen anstellen, ob ein Fachvertreter der jüngeren oder der älteren Generation angehört. Zwar gibt es noch immer Forschungsgebiete, wie etwa die Theologie, die die deutschen Kontakte aufrechterhalten (37 Zeitschriften bei uns), aber auch in diesen Wissenschaften scheint mit einem abnehmenden Interesse zu rechnen zu sein.

In der Sprachwissenschaft versucht die Germanistik selbstverständlich, soweit es nur irgendwie möglich ist, die deutschen Forschungsergebnisse bereitzustellen. Aber dabei kann man genauso beobachten, daß die deutschen Publikationen jedoch nicht in den anderen Sprachdisziplinen bekannt sind oder verwendet werden. Dies ist mir ganz besonders bewußt geworden, als ich vor etwa zwei Jahren ein sprachwissenschaftliches Doktorandenseminar geleitet habe, das von der Akademie Finnlands arrangiert wurde und an dem Doktoranden aller Sprachdisziplinen aus ganz Finnland teilgenommen haben. Als es nun um Diskurs- und Textanalyse ging, konnte ich nur feststellen, daß sogar die führenden deutschen Wissenschaftler einfach nicht bekannt waren, von einzelnen Titeln ganz zu schweigen, obgleich sie für das aktuelle Thema höchste Relevanz hatten.

Dieser Fall zeigt, daß es nicht nur darum geht, daß z. B. die anglo-amerikanische Forschung die deutsche Forschung in den Schatten gedrängt hätte. Auch wenn die anglo-amerikanische Forschung gebührend berücksichtigt wird, die auf einigen Gebieten eine klare Dominanz haben mag, muß die heute feststellbare Unkenntnis der deutschen Forschung in Finnland vor dem oben skizzierten Hintergrund zunächst überraschen.

Will man hier die Ursachen suchen, so muß man sicher mit mehreren Komponen-

ten rechnen, die zusammenwirken. Zunächst sind bei uns wie auch sonst in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg die USA in jeder Hinsicht das große Vorbild geworden. Aber dann hat hier in Finnland die amerikanische Dominanz vor allem in den technischen Modewissenschaften zu einem Glauben an die Überlegenheit und Hinfälligkeit der amerikanischen Forschung überhaupt geführt. Da gleichzeitig durch die Ausrichtung des Schulsystems auf eine einzige Fremdsprache *Englisch* der direkte Zugang zu den deutschen Forschungsergebnissen gesperrt worden ist, ergibt sich durch die selektive Forschungsförderung, die in Finnland aus wirtschaftlichen Gründen sowieso betrieben wird, die heutige Lage, wo die wissenschaftlichen Kontakte und die wissenschaftliche Literatur immer einseitiger und gegen andere Fremdsprachen als das Englische immer stärker abgeschirmt werden, indem die internationale Forschung nur über das Englische vermittelt werden kann.

Mit anderen Worten, heute ist in manchen Fällen damit zu rechnen, daß sogar führende deutsche Wissenschaftler bei uns nur in englischen Übersetzungen oder durch Zitate in englischen Publikationen bekannt werden. Was diese verspätete Rezeption der deutschen Wissenschaft für unsere Wissenschaft und für die Wirtschaft und Industrie bedeuten kann, ist leicht einzusehen. Kein Wunder, daß gerade die zwei letztgenannten schon diesen Mißstand deutlich signalisieren, da die ältere Generation, die noch über verhältnismäßig gute Deutschkenntnisse verfügt, allmählich in den Ruhestand versetzt wird. Die Gefahr besteht offensichtlich, daß gerade durch diese Entwicklung der jüngsten Zeit die jahrhundertelange und natürliche Wechselwirkung und Beeinflussung im Umgang zwischen unseren Ländern weitgehend gestört wird, wobei natürlich vor allem die finnische Seite die Nachteile erfährt.

Auch die Lage der Germanistik muß in diesem Zusammenhang kommentiert werden. Die Entwicklung des Faches ist weitgehend unter dem Einfluß der Universität Helsinki geschehen. Auch an den neueren Universitäten ist deshalb die sprachwissenschaftliche Ausrichtung vorherrschend geblieben. Dabei ist in jüngster Zeit besonders die Valenztheorie in den Vordergrund getreten, und auf diesem Gebiet scheint auch der Nachwuchs wenigstens vorläufig gesichert zu sein. Die Sprachwissenschaft heute ist dagegen nur wenig sprachspezifisch, d. h. was durch die Sprache vermittelt wird, etwa die Literatur und Kultur der Deutschen, also die Germanistik im engeren Sinne, ist bis auf wenige Ausnahmen kein Forschungsgegenstand. Nach der alten Konzeption der Fächerabgrenzung gehört die Forschung aller ausländischen Literaturen dem Fach allgemeine Literaturwissenschaft an. Bisher haben dann auch die Germanistikstudenten, die ein literarisches Interesse gehabt haben, dieses Fach als Nebenfach gewählt.

Durch die Studienreform ist diese Lage anders geworden, da die vorgeschriebenen Fächerverbindungen eigentlich keine Kombination Fremdsprache/Literatur mehr voraussehen. Auch die Literaturwissenschaft wird dadurch immer mehr auf die finnische und skandinavische Literatur eingeengt, da die Literaturwissenschaftler nicht mehr die nötigen Fremdsprachenkenntnisse haben werden, um unübersetzte deutsche Literatur zu lesen. Wenn diese Entwicklung weitergeht, wird in der nächsten Forschergeneration auch die deutsche Literatur Schwierigkeiten haben, überhaupt eine Forschung bei uns anzuregen. Es scheint mir deshalb jetzt äußerst wichtig, daß die germanistischen Institute Finnlands auch der Literaturforschung einen Platz einräumen, um der veränderten Lage gerecht zu werden.

Nun kann man einwenden, daß man die schrumpfenden wissenschaftlichen Kon-

takte nicht nur auf das Konto der Sprachkenntnisse zurückführen kann. Auch mit dem Englischen als internationale Wissenschaftssprache müßten die Verbindungen herzustellen sein. Nicht einmal in alter Zeit haben die Finnen wohl immer gute Deutschkenntnisse gehabt. Das stimmt. Henrik Gabriel Porthan z. B. hat so wenig Deutsch gekonnt, daß er in Göttingen Verständigungsschwierigkeiten hatte und deshalb die damalige Wissenschaftssprache Latein benutzte, wie er es selbst in einem Brief beschreibt:

*„Heyne, Eloquentiae et Poëseos Professor sowie gleichzeitig Bibliothecarius, ist in seinem Fach ein ganzer Mann. Da es bei mir mit dem Deutschen nicht recht gehen will, spreche ich mit ihm Lateinisch. Aber das läuft nicht ohne Schwierigkeiten ab, da seine sächsische Aussprache mir Beschwerden macht.“*

*(Göttinger Vademecum, hrsg. von Albrecht Schöne, Göttingen 1985, S. 53/4)*

Heute hat aber nicht einmal das Englische dieselbe Stellung als Wissenschaftssprache erreicht wie Latein damals. Darüber hinaus kommt noch die ungeheuer schnelle Entwicklung der Spezialistenforschung hinzu, bei der besonders auf dem naturwissenschaftlichen und technischen Gebiet jede Verzögerung oder mittelbare Übertragung der Erkenntnisse ein Mitreden in der aktuellen Diskussion verhindert. Behinderungen in der sprachlichen Kommunikation spielen deshalb eine sehr wichtige Rolle und führen in diesen Wissenschaften zu dem oben festgestellten Desinteresse der finnischen Forscher für die deutsche Forschung, ein Desinteresse, das zugleich die finnische Forschung der mitteleuropäischen Forschung (*mutatis mutandi* gilt dasselbe z. B. für die französische Forschung) entfremden wird.

Nun läßt sich wohl der rapide Rückgang der Deutschkenntnisse weder aufhalten noch rückgängig machen. Zwar können Sprachkurse in der Erwachsenenbildung und an den Universitäten etwas nachholen, aber kaum die jetzige Entwicklung stoppen. Es scheint mir deshalb, daß man neue Konzeptionen suchen muß, um dieser unerwünschten Abwendung von Mitteleuropa entgegenzutreten zu können. In vielem müßten unsere Hochschulen umdenken und andere Wege betreten. Anzeichen dieser Art sind auch zu beobachten. Es existieren z. B. schon einige bilaterale Abkommen zwischen Forschungseinheiten in der Bundesrepublik und in Finnland, die auf Forschungszusammenarbeit ausgerichtet sind. Obgleich formale Abkommen gleichzeitig eine gewisse Bürokratie mit sich bringen, scheint mir hier gerade ein Ausweg zu sein, die Kontakte wieder auszubauen, die durch den Verlust der unmittelbaren Aneignung der Forschungsergebnisse durch den einzelnen Forscher verlorenzugehen drohen. Forscher und Gastprofessoren können durch die persönlichen Austausch-Beziehungen die unmittelbaren Forschungskontakte herstellen, die die Voraussetzung für eine Zusammenarbeit und wohl auch eine Begründung für vertiefte Sprachstudien nicht nur im Englischen sind.

Es müßte aber untersucht werden, inwieweit die deutschen Institute bereit wären, mit finnischen Instituten in dieser Weise zusammenzuarbeiten. Ich frage mich, ob die Alexander von Humboldt-Stiftung hier eventuell behilflich sein könnte. Sicher ist, daß die finnischen Humboldt-Forschungsstipendiaten hier eine wichtige Aufgabe hätten, jeweils an der eigenen Universität, über die deutschen Forschungseinrichtungen und -möglichkeiten besonders in den Naturwissenschaften zu informieren, auch über das eigene Fach hinaus. Zu diesem Zweck ist aber auch Informationsmaterial nötig, denn nur selten weiß man etwas über die anderen Fachgebiete. Vielleicht könnte man die finnischen Stipendiaten auffordern, daran zu denken und während

der Stipendienzeit in der Bundesrepublik Deutschland auch diese Seite zu berücksichtigen, so daß sie sich die nötigen Unterlagen besorgen. Denn jeder Humboldt-Forschungsstipendiat ist sich sicher bewußt, wie entscheidend und wichtig ein Forschungsaufenthalt in der Bundesrepublik Deutschland sein kann. Es wäre daher natürlich, die eigenen guten Erfahrungen mit der deutschen Forschung durch eine derartige Information an der eigenen Hochschule bekanntzumachen, um weitere Forschungskontakte anzuregen. Es dürfte nicht schwierig sein, Interesse zu wecken, wenn man erzählt, welche Möglichkeiten z. B. ein Humboldt-Stipendium bietet, indem man gerade das Forschungsgebiet wählen kann, das dem eigenen Interesse entspricht.

\*\*\*

Gerade in der letztgenannten Hinsicht hat für mich persönlich das Humboldt-Stipendium im Jahre 1964/65 seine größte Bedeutung gehabt. Da meine Doktorarbeit, die schon damals gedruckt vorlag, mir eine Forschungsausrichtung gegeben hatte, die sonst in Finnland kaum vertreten war, wäre ich im weiteren recht isoliert gewesen. Während der Stipendienzeit konnte ich aber den für mich wichtigen Anschluß an die bundesdeutsche Forschung finden. Vor allem gab mir dieser Aufenthalt in der Bundesrepublik Gelegenheit, mit den Münchener Altgermanisten in Kontakt zu kommen. Besonders entscheidend für meine weiteren Untersuchungen wurden die Kontakte mit Hugo Kuhn und dem Forscherkreis um ihn. Einerseits bekam ich dadurch eine neue und sehr fruchtbare Betrachtungsweise der spätmittelalterlichen Literatur, andererseits vertiefte sich dadurch mein Literaturverständnis überhaupt. Auf diese Weise ließen sich meine Stilstudien des Mittelalters auch auf moderne Texte übertragen und ermöglichten mir den Zugang auch zur modernen linguistischen Stilforschung. Diese Grundlage hat sich bewährt, so daß noch heute in den 80er Jahren darauf weiterzubauen ist, wenn ich jetzt bemüht bin, die unabgeschlossene Textausgabe des Jüngerer Titrel zu Ende zu führen.

Ferner scheint ja die Verbindung der ehemaligen Gastwissenschaftler mit der Humboldt-Stiftung lebenslänglich zu sein. Nachkontakttreffen und erneute kürzere Stipendiaufenthalte haben in meinem Falle einerseits den Kontakt mit der Stiftung nicht unterbrechen lassen. Andererseits habe ich dadurch von Zeit zu Zeit die geistige „Aufladung“ bekommen, die man als Auslandsgermanist immer wieder braucht, um neue Projekte einzuleiten. Auch wenn unsere Institutsbibliotheken in Finnland schon die einschlägigen Handbücher besitzen, so steht man mit einem neuen Thema jeweils vor einem mangelhaften Literaturbestand. Einige Wochen an deutschen Bibliotheken in Verbindung mit anschließenden Aussprachen mit deutschen Kollegen sind dann von unschätzbarem Wert. Ich denke mit Dankbarkeit an meine Aufenthalte vor allem in München und Freiburg in den vergangenen Jahren, bei denen ich gerade zum richtigen Zeitpunkt wiederholt die Unterstützung der Humboldt-Stiftung habe in Anspruch nehmen dürfen. Dabei hat mich immer wieder überrascht, mit welcher Selbstverständlichkeit und Flexibilität jeweils meine persönlichen Wünsche erfüllt worden sind.

Als Administrator habe ich sonst erfahren, wie kompliziert die Bürokratie in unserer Welt die Dinge machen kann. Man hat aber den Eindruck, daß bei der Alexander von Humboldt-Stiftung das Wort Bürokratie überhaupt nicht existiert. Trotzdem muß sicher auch die Buchführung dieser Stiftung alle Erfordernisse der Bürokratie erfüllen. Daß hier der äußere Eindruck täuscht, hängt sicher nur mit der

Arbeitsweise der Mitarbeiter zusammen, deren Geduld und persönlicher Einsatz grenzenlos zu sein scheinen.

Als glänzendes Vorbild in dieser Hinsicht sehe ich persönlich seit über zwanzig Jahren den Generalsekretär selbst, den wir mit dieser Festschrift feiern wollen. Wie ich haben wohl sämtliche Stipendiaten mit Erstaunen sein fabelhaftes Gedächtnis für persönliche Einzelheiten der Stipendiaten feststellen können. Seinen Enthusiasmus und seine väterliche Fürsorge wird sicher niemand von uns vergessen. Im Dienste der freien Forschung hat er wie wohl keiner sonst Freunde rund um die Welt bekommen, für die sich ihre Forschung auch mit seiner Person unauflöslich verbindet.

Der sechzigste Geburtstag mag für manchen ein Grund zur Reflexion und Rückschau sein. Wie ich unseren Jubilar kenne, so wird er eher vorwärts als rückwärts blicken. Deshalb habe ich auch nicht die beispiellose Förderung finnischer Wissenschaftler durch die Alexander von Humboldt-Stiftung in den Vordergrund gestellt, sondern meine eigenen Besorgnisse im Hinblick auf die Entwicklung der finnischen Forschung heute in der Hoffnung vorgebracht, daß die Darlegung des Problems zugleich zu dessen Behebung in der Zukunft beitragen kann. Daß Probleme dieser Art auch dem Generalsekretär äußerst wichtig erscheinen, haben wir zuletzt durch die Diskussion erfahren, die im Anschluß an den Germanistenkongreß in Göttingen geführt wurde.

In tiefer Verbundenheit möchte ich schließlich diese Gelegenheit benutzen, Herrn Dr. Pfeiffer zum Geburtstag aufs Herzlichste zu gratulieren und ihm persönlich alles Gute und Schöne und seiner sehr fruchtbaren völkerverbindenden Tätigkeit der Forschungsförderung im Rahmen der Alexander von Humboldt-Stiftung in den kommenden Jahren weiterhin besten Erfolg zu wünschen.

# Erfahrungen über die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen Finnland und der Bundesrepublik Deutschland

JUHANI OKSMAN

## *Allgemeiner Hintergrund*

Die deutsche Kultur hat das geistige Leben Finnlands seit jeher stark beeinflusst. Schon im Mittelalter haben viele Finnen an deutschen Universitäten studiert, als der bedeutendste wohl Agricola, Reformator und Gründer der finnischen Schriftsprache, in Wittenberg unter Leitung von Luther und Melancton. Andere, von Finnen viel besuchte deutsche Universitäten waren Leipzig, Rostock, Greifswald und Erfurt. Beziehungen mit der deutschen Hanse haben neben dem Handel auch die finnische Kultur stark beeinflusst. Das hat dazu geführt, daß noch nach dem Zweiten Weltkrieg Deutsch in Finnland die wichtigste Sprache der Wissenschaft und die erste Fremdsprache an den höheren Schulen war.

Die Welt hat sich inzwischen geändert, und auch wir Finnen haben jetzt vielseitigere Kulturverbindungen als früher. Aber die Wissenschaftsbeziehungen zwischen Finnland und Deutschland sind immer noch wichtig. Der Umfang der wissenschaftlichen Zusammenarbeit ist schwer zu schätzen, aber einen Anhaltspunkt dafür bietet die Zahl der ehemaligen finnischen Stipendiaten in der Bundesrepublik, die inzwischen auf mehr als ein Hundert gewachsen ist. Schon allein Kontakte zwischen diesen, meistens sehr aktiven Wissenschaftlern mit ihren früheren deutschen Gastgebern bedeuten eine vielseitige Zusammenarbeit, und es gibt natürlich viele andere Kontakte.

Die Kulturbeziehungen zwischen den beiden Ländern haben eine feste Basis im Kulturabkommen, das im Jahre 1978 abgeschlossen wurde. Eine gemischte Kommission trifft alle drei Jahre zusammen, wechselweise in der Bundesrepublik und in Finnland, um den Umfang und den Inhalt des Kulturaustausches festzulegen.

Immer noch sind es mehr Finnen, die in Deutschland studieren wollen als Deutsche, die nach Finnland kommen möchten. Und es gibt viele Möglichkeiten, ein Stipendium für einen Studien- oder Forschungsaufenthalt in der Bundesrepublik zu bekommen.

Die Alexander von Humboldt-Stiftung ist der wichtigste Förderer der finnischen Wissenschaftler in Deutschland. Fast zehn neue finnische Forschungsstipendiaten beginnen ihre Studien jedes Jahr in der Bundesrepublik, und dazu kommt eine ähnliche Anzahl von Wiederaufnahmen ehemaliger Stipendien bei der AvH.

Viele Finnen hatten die Möglichkeit, auch ohne Einschaltung der Alexander von Humboldt-Stiftung an verschiedenen Max-Planck-Instituten und anderen Forschungsinstituten arbeiten zu können.

Der Deutsche Akademische Austauschdienst verleiht jährlich, neben einer gro-

Ben Anzahl von Stipendien für Studenten, mehrere Kurzstipendien für junge finnische Wissenschaftler und finanziert auch einige längere Studienaufenthalte. Das Goethe-Institut, mit Zweigstellen in Helsinki, Tampere und Turku, mit einem Gesamtpersonal von etwa 20 Mitarbeitern, hat eine wichtige Aufgabe als Vertreter der deutschen Sprache und Kultur in Finnland.

Zahlreiche Buch- und Gerätespenden werden jährlich von der Alexander von Humboldt-Stiftung, der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Organisation Inter Nationes an finnische Forschungsinstitute verliehen.

Der oben beschriebene Kulturaustausch auf wissenschaftlicher Ebene wird mit einer Fülle anderer Aktivitäten ergänzt: die Deutsche Schule und die Deutsche Bibliothek in Helsinki (beide bereits 1881 gegründet), zahlreiche vom DAAD an Universitäten und Hochschulen entsandte Deutschlektoren, viele Sprachpraktikanten, über 200 Stipendien des Pädagogischen Austauschdienstes und des Goethe-Instituts, reger Jugend- und Sportaustausch, zahlreiche Finnisch-Deutsche Vereine (mit insgesamt rund 4500 Mitgliedern), 26 Städtepartnerschaften, viele Kulturveranstaltungen jährlich usw.

### *Deutsch-finnische Zusammenarbeit in der Ionosphärenforschung*

Als Beispiel für die wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Finnland und der Bundesrepublik Deutschland beschreibe ich die Zusammenarbeit in der Ionosphärenforschung, die ich persönlich am besten kenne.

Die finnische Ionosphärenforschung verdankt ihren Anfang und ihre Entwicklung dem Max-Planck-Institut für Aeronomie. Die deutsch-finnische Zusammenarbeit auf diesem Gebiet existiert schon seit 1954. Damals wurde eine Empfangsstation in der Nähe von Helsinki aufgebaut, um während einer Sonnenfinsternis Radiosendungen aus Lindau (in der Nähe von Northeim/Hann.) im Kurzwellenbereich zu beobachten. Konkretere Formen hat die Zusammenarbeit im Jahre 1956 erhalten, als Vorbereitungen für den Aufbau einer festen Ionosphärenstation in Sodankylä in Nord-Finnland begannen. Im Laufe der Jahre waren die Beziehungen sehr vielseitig. Sie umfaßten die klassische Ionosphärenforschung, den Empfang von Satellitensignalen und die Untersuchung von verschiedenen Nordlichterscheinungen.

Die geophysikalisch betrachtet günstige Lage Finnlands war einer der entscheidenden Gesichtspunkte für das Interesse deutscher Wissenschaftler in allen Phasen der Zusammenarbeit.

Der Aufbau der Empfangsstation für die Sonnenfinsternis im Jahre 1954 war dadurch bedingt, daß der Mittelpunkt der Übertragungsstrecke Lindau–Helsinki in der Totalitätszone der damaligen Finsternis lag. Mit Hilfe dieser Messung sollte der Einfluß des Ausfalls der solaren UV-Strahlung auf die Ionosphäre untersucht werden. Die Wahl von Sodankylä als Standort der Ionosphärenstation wurde wiederum für die deutschen Kollegen dadurch motiviert, daß der Mittelpunkt der Strecke Lindau–Sodankylä in der Nähe der schon existierenden schwedischen Ionosphärenstation Uppsala liegt. Es sollte nämlich geprüft werden, mit welcher Genauigkeit aus den ionosphärischen Meßwerten oberhalb Uppsalas die Eigenschaften der Schrägübertragung Lindau–Sodankylä bestimmt werden könnten.

Schließlich ließ die Tatsache, daß Sodankylä in der Nordlichtzone liegt, viele andere Messungen zweckmäßig erscheinen. In Sodankylä existiert ja schon seit dem

Jahre 1913 das Geophysikalische Observatorium der Finnischen Akademie der Wissenschaften, dessen Arbeit vor allem auf das Enthüllen der Geheimnisse des Nordlichtes gerichtet ist.

Die Ionosonde, ein radarähnliches Gerät, das das Max-Planck-Institut für Aeronomie dem Geophysikalischen Observatorium in Sodankylä zunächst leihweise zur Verfügung gestellt und später geschenkt hatte, ermöglichte es zum ersten Mal, Messungen der zeitlichen Änderungen der Ionosphäre in Nord-Finnland durchzuführen. Ionogramme, die Registrierungen der Ionosonde, existieren in ununterbrochener Folge seit August 1957. Sie erstrecken sich also fast über drei elfjährige Sonnenfleckenzyklen. Aus diesem umfangreichen Material wurden im Laufe der Jahre viele wissenschaftliche Studien geschrieben. Diese Arbeiten befassen sich meist mit Ionosphärenerscheinungen, die mit den sichtbaren Nordlichtern eng verknüpft sind. Die Nordlichter wiederum werden von Störungen solaren Ursprungs ausgelöst, und so haben die Studien sich auf die Beziehungen zwischen der Sonne und der Erde erstreckt.

Neben der Ionosonde wird die Ionosphäre mit vielen anderen Methoden gemessen. Die komplizierteste davon ist die EISCAT-Anlage. Die Abkürzung EISCAT stammt aus den englischen Worten „European Incoherent Scatter“. Mit dieser Anlage werden nämlich die Eigenschaften der Ionosphäre mit Hilfe von Streuung der Radiowellen aus freien Elektronen gemessen. EISCAT ist ein gemeinsames Vorhaben sechs europäischer Länder (Bundesrepublik Deutschland, England, Finnland, Frankreich, Norwegen und Schweden) und verfügt über mit Riesenantennen ausgerüstete Stationen in Tromsø (Norwegen), Kiruna (Schweden) und Sodankylä. Die deutschen und finnischen Forscher haben viele gemeinsame Messungen mit der EISCAT-Anlage gemacht.

Die Satelliten fliegen in dem Höhenbereich vieler ionosphärischer Erscheinungen. So ist es nur natürlich, daß sie auch in der deutsch-finnischen Zusammenarbeit zu Hilfe gezogen worden sind. Die Satellitenmessungen der Ionosphäre wurden in Sodankylä im Jahre 1965 begonnen und später in Oulu fortgesetzt. Zuerst wurden sogenannte Bakensatelliten benutzt. Aus den Änderungen der vom Satelliten ausgestrahlten Radiowellen auf ihrem Wege zur Bodenstation wurde der Zustand der Ionosphäre hergeleitet. Im Jahre 1968 wurde in Kevo, im nördlichsten Teil Finnlands, auf dem Gelände der biologischen Station der Universität Turku eine Satellitenstation aufgebaut, wo die Meßdaten des deutschen Satelliten Aeros empfangen und registriert wurden. Dies ist in Zusammenarbeit mit der Deutschen Forschungs- und Versuchsanstalt für Luft- und Raumfahrt (DFVLR) geschehen. Die Station hatte eine große steuerbare Antenne und einen umfangreichen Gerätesatz. Später wurde die Station um eine Sendeanlage ergänzt, um Steuerbefehle zu den darauffolgenden deutschen Satelliten Aeros 1 und 2 senden zu können. Die Station Kevo wurde bis zum Jahre 1975 betrieben, danach wurde die Anlage dem Geophysikalischen Observatorium geschenkt und nach Sodankylä transportiert.

Die Satellitenmessungen in Kevo bedeuteten den Anfang der aktiven Weltraummessungen in Finnland und lieferten uns Finnen wertvolle Erfahrungen auf dem Weg, der uns heute eine vielseitige internationale Zusammenarbeit im Rahmen der europäischen Weltraumorganisation ESA verspricht.

Über die Kollegen in Lindau konnten im Laufe der Jahre auch Beziehungen zu anderen deutschen Forschungsinstituten geknüpft werden. Die wichtigsten sind die

DFVLR, die Universität Göttingen, die Technische Universität Braunschweig sowie die Universitäten Münster und Köln. Auch die finnische Beteiligung an internationalen Röntgenstrahlungsmessungen mit Hilfe großer Stratosphärenballons ist durch die deutsch-finnischen Beziehungen möglich geworden.

Zahlreiche Besuche deutscher Wissenschaftler und Techniker in Finnland sowie entsprechende Gegenbesuche gehörten zur Zusammenarbeit und schufen manche dauernde Freundschaftsbande. Viele Doktor- und Diplomarbeiten sowie andere Veröffentlichungen stammen aus dem Material, das in Finnland gesammelt wurde. Um die erfolgreiche Zusammenarbeit zu würdigen, wählte die Finnische Akademie der Wissenschaften Herrn Professor Walter Dieminger, den früheren Leiter des Lindauer Instituts, zu ihrem Ehrenmitglied.

Als ein den menschlichen Bereich betreffendes Beispiel der Zusammenarbeit sollte die finnische Sauna nicht vergessen werden, die auf Wunsch vieler Finnlandbesucher im Neubau des Instituts für Ionosphärenphysik eingerichtet wurde. Die Sauna, deren Ofen ein Geschenk der Finnischen Akademie der Wissenschaften ist, wird von einem breiten Interessentenkreis besucht.

### *Meine Erfahrungen mit der Alexander von Humboldt-Stiftung*

Die Alexander von Humboldt-Stiftung hat uns finnischen Ionosphärenforschern weitgehend in unseren Kontakten mit unseren deutschen Kollegen geholfen. Viele von uns haben ein Forschungsstipendium bekommen und dadurch längere Zeiten in Deutschland verbringen können. Vor allem haben die Wissenschaftler der Universität Oulu von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Ich war wohl der erste aus dieser Gruppe und habe im August 1969 ein Stipendium für einen Forschungsaufenthalt an dem Lindauer Institut erhalten. Ich hatte ja schon im Winter 1956/57, als ich noch Student war, sechs Monate in Lindau verbracht, um mich an dem Bau der Ionosphärenanlage für Sodankylä zu beteiligen und um mich mit der Auswertung der Registrierungen vertraut zu machen. Jetzt konnte ich meine Zeit, ungestört von den Routinepflichten, der Forschung widmen. Eine Wiederaufnahme des Stipendiums im Jahre 1978 hat die Weiterpflege der Kontakte erleichtert.

Die dreiwöchige Rundreise mit anderen Humboldt-Forschungsstipendiaten in dem schönen Deutschland im Frühjahr 1970 ist mir in dauernder Erinnerung geblieben. Und die Jahrestagung der Stiftung im Sommer 1978, woran ich mit meiner Familie teilnehmen konnte, ist ein einzigartiges Erlebnis gewesen. Ähnliche Begeisterung haben meine finnischen Kollegen geäußert.

Nach der Stipendienzeit hat die Stiftung mir und meinem Kollegen Prof. Antti Tauriainen wertvolle Geräte für eine Satellitenempfangsanlage gespendet. Unser Institut hat auch eine Auswahl von deutschen Büchern als Geschenk bekommen.

Die Alexander von Humboldt-Stiftung unterhält vielerlei Kontakte mit ihren Ehemaligen. Dazu gehören die Regionaltagungen in verschiedenen Teilen der Welt. Die erste finnische Regionaltagung wurde im Jahre 1975 veranstaltet. Fast alle ehemaligen finnischen Humboldt-Stipendiaten konnten an der Tagung teilnehmen, und wir haben zwei schöne und interessante Tage in Helsinki verbracht. Ich habe mich sehr darüber gefreut, daß mir dabei eine Alexander von Humboldt-Medaille verliehen wurde.

Die Zahl der finnischen Humboldt-Forschungsstipendiaten ist im Laufe der Jahre sehr schnell gewachsen und beträgt über einhundert. Um Kontakte zwischen den Stipendiaten untereinander und zwischen den Stipendiaten und der Stiftung zu erleichtern, wurde nach dem Muster anderer Länder im Jahre 1983 der Alexander von Humboldt-Club Finnlands gegründet. Die Initiative ging von Oulu aus, woher verhältnismäßig viele finnische Stipendiaten stammen. Die Gründung wurde von der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland und der Alexander von Humboldt-Stiftung unterstützt. Ich wurde zum ersten Präsidenten und Frau Doktor Leila Risteli zur ersten Sekretärin des Clubs gewählt.

Die zweite finnische Regionaltagung fand im Herbst 1984 statt. Wieder haben sich zahlreiche finnische Stipendiaten in Helsinki versammelt. Diesmal wurden auch prominente deutsche Wissenschaftler eingeladen, und sie hielten interessante Vorträge über ihre Forschungsergebnisse.

### *Persönliche Schlußbemerkungen*

Dreißig Jahre sind es her, daß ich als junger Student zum ersten Mal nach Deutschland reiste und meine wissenschaftliche Tätigkeit begann. Diese Reise beeinflusste mein Leben tiefgehend. Durch die Kenntnisse, die ich in Lindau gewonnen habe, konnte ich meinen Beitrag zur Entwicklung der finnischen Ionosphärenforschung leisten. In Deutschland gewann ich viele gute Freunde, mit denen ich manche fröhliche Stunden verbrachte. Mit der Unterstützung der Alexander von Humboldt-Stiftung konnte ich die Zusammenarbeit fortsetzen und auch meine Familie nach Deutschland mitnehmen und meinen Kindern die Möglichkeit bieten, eine deutsche Schule zu besuchen. So lernte meine ganze Familie die deutsche Kultur und das deutsche Land besser kennen.

Es ist Ziel unserer Tätigkeit im finnischen Alexander von Humboldt-Club, die deutsch-finnischen Kulturbeziehungen zu fördern und damit die Verständigung zwischen den beiden Völkern zu verbessern. Der Generalsekretär der Alexander von Humboldt-Stiftung, Dr. Heinrich Pfeiffer, mit seinen Mitarbeitern sowie die Botschaft der Bundesrepublik haben uns bei dieser Aufgabe mit Rat und Tat unterstützt.

# Akademische Inspirationen und die Alexander von Humboldt-Stiftung

GERHARDUS CORNELIS OOSTHUIZEN

In der modernen Welt und ihrer Betonung des Funktionalismus und Technologismus läuft das Wort „akademisch“ Gefahr, stigmatisiert zu werden. Beide, das Funktionale und das Akademische, sind wichtig. Von größter Bedeutung jedoch sind die Grundlagen, auf welche diese Aktivitäten aufgebaut und wie sie mit den menschlichen Perspektiven verflochten sind. Die Suche nach einer bedeutungsvollen menschlichen Existenz glaubt man z. B. mit funktionalen, sozioökonomischen und technologischen Fragen lösen zu können, während diese „Übungen“ gewöhnlich an den wirklichen Problemen des Lebens vorbeigehen.

Die Alexander von Humboldt-Stiftung bietet Forschern verschiedener Nationen und vielseitiger ideologischer Hintergründe die Gelegenheit, in wissenschaftlichen Diskussionen und Abhandlungen ein kritisches Bewußtsein zu entwickeln. Forschung und Lehre an Universitäten kann nicht in Isolation stattfinden, sondern muß universell verbindend sein. Zu viele Universitäten sehen heute ihre Hauptaufgabe in der mündlichen Lehre und vernachlässigen dabei jedoch ihre wirkliche Aufgabe, die der Forschung. Demzufolge besteht die wirkliche Krise in vielen Universitäten in deren funktionalistischer Konzeption von sogenanntem akademischem Wissen um Wahrheit. Forschung und Lehre bekamen dadurch den Anschein von Oberflächlichkeit und Pragmatismus.

Denker wie J. G. Fichte, F. Schleiermacher, H. Steffens und im besonderen W. von Humboldt, der Gründer der Universität von Berlin, setzten die entscheidende Universitätsreform in Deutschland in Bewegung. (*Die Idee der deutschen Universität*, Darmstadt 1965. Quotiert by G. A. Rauche, "The concept of the University", in G. C. Oosthuizen et al., *The University of Durban-Westville*, Oxford University Press, 1981, S. 5.) Vorgenannte Denker legten besonderen Wert auf eine freie Entfaltung des Geistes. Humboldts Idee der neuen Universität umfaßte nicht nur die Lehre und Forschung, sondern auch die Forderung an den Staat auf das Recht der freien Lehre und Forschung an allen Universitäten. Das war letzthin auch der Grund für das hohe Ansehen, das die deutschen Universitäten in der Welt genossen (cf. G. A. Rauche, *ibid.* 5).

Akademische Lehre, Forschung und Freiheit setzen für ein erfolgreiches Studium Reife voraus. Akademische Freiheit und akademische Verantwortung gehen Hand in Hand. Diese Reife fehlt bei den meisten südafrikanischen Forschern, und auch in dieser Hinsicht helfen Stipendien der Alexander von Humboldt-Stiftung bedeutend.

### *Die akademische Bedeutung der Alexander von Humboldt-Stiftung für südafrikanische Forscher*

Angesichts der Tatsache, daß der südafrikanische Stipendiat aufgrund der weiten Entfernung vom europäischen Kontinent der Gefahr der Isolierung ausgesetzt ist, liegt der Vorteil eines Humboldt-Forschungsstipendiums in der Kontaktaufnahme mit Kollegen aus aller Welt schlechthin. Die zweifellose Erweiterung des geistigen und akademischen Horizonts hat einen positiven Einfluß auf den betreffenden Stipendiaten, der sich bei Rückkehr nach Südafrika zum Segen seines Heimatlandes auswirken muß.

Seit 1955 traten Südafrikaner mit 92 anderen Ländern um ein Humboldt-Stipendium in Wettbewerb. Bis Ende 1984 wurden Bewerber aus der Republik 123 Forschungsstipendien zuerkannt. Mehr als die Hälfte davon gingen an Stipendiaten aus den Naturwissenschaften.

Eine Durchsicht der Liste für südafrikanische Stipendiaten ergibt ein klares Bild über deren Zusammensetzung und scheinen in drei Kategorien einzuordnen zu sein:

- a) Stipendiaten mit afrikaansem Hintergrund – diese bilden eine klare Mehrheit.
- b) Südafrikanische Stipendiaten, deren Wurzeln ein, zwei, drei oder gar vier Generationen zurück nach Deutschland reichen. Sie sind die zweitgrößte Kategorie. Schon die Vornamen deuten auf ihren Ursprung. Häufig erscheinen Ferdinands, Siegfrieds, Friedrichs, Wilhelms, Walters, Ernst-Augusts, Werners, Theodors und Ulrichs.
- c) „Andere“. Diese sind verschiedener Herkunft – englischer, französischer, indischer, irischer und einheimischer.

Vertreter einiger Disziplinen wurden gebeten, den Umfang der Stipendien nach den verschiedenen Fachgebieten in Südafrika festzustellen. Eine genaue statistische Angabe ist leider nicht möglich.

Germanistik, Physik (versch. Disziplinen), Mineralogie, Recht (versch. Disziplinen), Erziehungswissenschaft, Sprachwissenschaft, Chemie (versch. Disziplinen), Theologie, Biochemie, Psychologie, Ethnologie, Zoologie, Kristallographie, Geologie, Petrologie, Anthropologie, Ernährungswissenschaft, Agrarwissenschaft, Volkswirtschaft, Orientalistik, Geschichtswissenschaft, Metallurgie, Soziologie, Forst- und Holzwissenschaft, Mathematik, Mikrobiologie, Musikwissenschaft, Politische Wissenschaft, Paläontologie.

Humboldt-Stipendiaten der Naturwissenschaften werden häufig an Universitäten beschäftigt, was nicht verwunderlich ist. Die übrigen befinden sich am C. S. I. R. und an anderen südafrikanischen Forschungsinstituten.

Ein kleiner Prozentsatz arbeitet in der Industrie. In der Disziplin Chemie/Biochemie ist die stärkste Gruppe der Naturwissenschaftler vertreten. Sie reflektiert bis zum gewissen Grade das Ausmaß und die Bedeutung dieser Industrie im modernen Südafrika.

Ein Jahr, als Stipendiat in Deutschland verbracht, muß in den Reifejahren zweifellos Einfluß auf das Denken und die Einstellung gegenüber Südafrika ausüben. Das ist besonders der Fall, da es sich die Humboldt-Stiftung angelegen sein läßt, engen Kontakt mit Stipendiaten zu pflegen. Die Anzahl der Humboldt-Stipendiaten ist jedoch verhältnismäßig klein. Englischsprachige Universitäten unterliegen mehr dem Einfluß und den Traditionen von Oxford und Cambridge.

Die Zuerkennung eines Humboldt-Stipendiums bedeutet viel mehr als einen bloßen Jahresaufenthalt im Ausland. Die Voraussetzung von mindestens funktionellen Deutschkenntnissen ist eine gesunde Forderung. Diese Sprachkenntnisse fördern das Einfühlungsvermögen des Stipendiaten in Deutschland und ermöglichen ihm, dauerhafte Freundschaftsbande mit Kollegen dieses Landes anzuknüpfen. Hier kann eine persönliche Note eingefügt werden. In meinem Fachbereich haben wir jetzt zwei Humboldt-Forschungsstipendiaten mit bemerkbarem Einfluß. Bilder aus Alt-Heidelberg im Labor, einen Computer-Abdruck, der Justus Liebig abbildet, mit einem „Kiegelrohr“ umgehende Forschungsstudenten, als seien sie mit dem Namen aufgewachsen, oder eine Kopie „chemischer Berichte“ auf dem Pulte eines Studenten sind nur Teil der alltäglichen Szene und geben ein lebendiges Beispiel vom „Humboldt“-Einfluß.

Auf breiterer Ebene hinterlassen Humboldt-Stipendiaten ihre Spuren in Lehre und Forschung. Der Doyen der Humboldt-Stipendiaten, der kürzlich verschiedene Dr. S. Meiring Naudé, einer der ersten Forschungsstipendiaten, erreichte eine wissenschaftliche Spitzenstellung in Südafrika: Präsident des Rates für Wissenschaft- und Industrieforschung. Der verstorbene Professor Hermanus Lambertus (bekannt als „Manie“) de Waal war einer der Bahnbrecher in der südafrikanischen Naturprodukt-Forschung. Dr. Pat Butler aus Pretoria steht gegenwärtig an der Spitze des Informationsdienstes des C. S. I. R. Professor Chris Bornman brachte den Pflanzenphysiologen dieses Landes die Netz-Kultur nahe. Auch Namen wie Burger, Drewes, Oelcker, Heyns, Lotz und Rohwer sind wohlbekannt in der chemischen Industrie Südafrikas.

### *Welche Vorteile gewannen die Theologen durch die Alexander von Humboldt-Stiftung?*

Infolge des historischen Hintergrundes, verschiedener Völkerschaften und Sprachgruppen in Südafrika war der Forschungsaustausch auf theologischem Gebiet nur sehr begrenzt. Eine Änderung trat in den 60er Jahren ein, wobei die Alexander von Humboldt-Stiftung eine große Rolle spielte und Forschung für südafrikanische Studenten auf breiteren Gebieten möglich machte.

Seit 1972 haben verschiedene südafrikanische Wissenschaftler auf den Fachgebieten Altes Testament und Orientalistik die Gelegenheit gehabt, in der Bundesrepublik Forschungsprojekte eigener Wahl mit der Unterstützung der Alexander von Humboldt-Stiftung durchzuführen. Diese Forschungszusammenarbeit führte zu einer geschätzten Weiterentwicklung der betreffenden Wissenschaftsgebiete in Südafrika sowie auch zu weiterer und langfristiger Zusammenarbeit auf verschiedenen Gebieten der Forschung. Obwohl diese beiden Fachgebiete in der Bundesrepublik als unabhängige Fachgebiete betrieben werden, sind die Verbindungen zwischen den beiden in Südafrika viel stärker: Hebräisch wird meistens unterrichtet in einem „Department of Semitic Languages“, und Alttestamentler benutzen viele Einsichten aus dem Gebiet der Orientalistik in ihrer Forschung. Deshalb ist es verständlich, daß viele Orientalisten in der Bundesrepublik Deutschland ihre Forschung in der theologischen Fakultät unternommen haben und umgekehrt.

Die Wissenschaft vom Alten Testament hat sich in der Bundesrepublik Deutschland besonders stark entwickelt, und mehrere grundlegende Konzepte der Wissen-

schaft sind hier vor allem auf dem Gebiet der Exegese entstanden. Durch den akademischen Aufenthalt in der Bundesrepublik Deutschland war es möglich, diese wissenschaftlichen Perspektiven und Methoden aus erster Hand zu erfahren und auf die Wissenschaft in Südafrika zu übertragen.

Aufgrund des Aufenthaltes südafrikanischer Wissenschaftler aus den Fachgebieten Altes Testament und Orientalistik wurde die Gelegenheit geboten, mehrere Studenten aus diesen Gebieten zum weiteren Studium in die Bundesrepublik Deutschland zu schicken, auch mit der Hilfe anderer Organisationen (wie dem DAAD).

Aus dem Forschungsaufenthalt von Prof. Walter Claassen als Humboldt-Stipendiat 1983 in Tübingen ist eine Forschungseinheit für Computeranwendungen auf dem Gebiet der Sprache und des Textes des Alten Testaments im Department of Semitic Languages der Universität von Stellenbosch zustande gekommen. Diese Forschungseinheit wird vom Human Sciences Research Council langfristig unterstützt und wird auch Gelegenheit für weitere Zusammenarbeit mit Kollegen an der Universität Tübingen und auch auf breiterer internationaler Ebene bieten.

Wichtig war auch, daß sich ein junger deutscher Alttestamentler von der Universität Tübingen seit Oktober 1985 mit einem Feodor-Lynen-Forschungsstipendium der obengenannten Forschungseinheit anschließen konnte. Der Stipendiat ist Dr. Hermann-Josef Stipp, der sich auf dem Gebiet der Textkritik mit Forschung beschäftigt, die für die alttestamentliche Exegese von großer Bedeutung ist. Seine Wahl für eine Forschungsstelle war auch teilweise dadurch bedingt, daß die Datensammlungen, die er braucht, nur hier vorhanden waren. Durch seinen Aufenthalt ist die Möglichkeit gegeben, daß mehrere Kollegen und Studenten hier in Südafrika sich auf diesem Spezialgebiet orientieren können.

Die Alexander von Humboldt-Stiftung hat auf diesen Fachgebieten eine sehr geschätzte und langfristige Wechselwirkung zwischen deutschen und südafrikanischen Wissenschaftlern zustande gebracht, die für die wissenschaftliche Arbeit in Südafrika von großer Bedeutung ist.

Gemäß dem historischen Hintergrund und der Zusammensetzung der Bevölkerung in Südafrika war die Forschung im Bereich des Alten und Neuen Testaments, der systematischen Theologie und der Orientalistik lange Zeit indirekt mit Forschungsströmungen in Deutschland verbunden und noch enger bezogen auf Holland, Schottland und England. Der Mangel an Kenntnissen und Einsichten in die deutschen Forschungsaktivitäten in diesen Bereichen mutet seltsam an, da die Sprachbarriere kein unüberwindliches Problem darstellen sollte. Was in Deutschland in jenen Gebieten erforscht wurde, ist auch höchst bedeutsam im südafrikanischen Kontext. Seit Ende der 60er Jahre hat die Alexander von Humboldt-Stiftung eine entscheidende Rolle gespielt, insofern es jungen Forschern ermöglicht wurde, Forschungsansätze in Deutschland zu verfolgen.

Die Bereiche, die vor allem hier erwähnt werden müssen, sind:

a) Linguistik, Textlinguistik und Textpragmatik.

In Südafrika wurde stets großer Wert auf die Sprachgrundlagen gelegt, und dies wurde ebenso in Deutschland in der Textlinguistik und der Textpragmatik betont. Die Literaturwissenschaft wurde teilweise als Unterabteilung auf die theologische Hermeneutik bezogen, wovon die südafrikanischen Forscher profitierten.

- b) Auch die Allgemeine Hermeneutik übte ihren Einfluß aus, wobei die Werke Bultmanns, Heideggers und Gadamers hervorzuheben sind und ebenso die Namen Fuchs, Ebeling und Jüngl erwähnt werden müssen. Dies hat den Prozeß der interkulturellen Kommunikation beschleunigt, der für Südafrika von vitaler Bedeutung ist. Dieser Einfluß ist nicht etwa nur der hermeneutischen Kritik als solcher zuzuschreiben, sondern ebenso der Tatsache, daß eine kritische Distanz zwischen dem Interpreten und der Situation eines status quo eröffnet wurde, die den Übergang von einer sehr verfestigten und gegliederten Gemeinschaft zu einer neuen Sichtweite gegenüber Südafrika ermöglicht hat. Dies eröffnet den Freiraum, auf objektive Weise kritisch zu sein.
- c) Neue Einsichten in die Wissenschaftstheorie traten in den Vordergrund nach der Beschäftigung mit Pannebergs Wissenschaftsphilosophie.

Auch die Religionswissenschaft konnte durch den Austausch mit der Alexander von Humboldt-Stiftung Vorteile ziehen. Zum Beispiel wurde in den meisten Fällen Religionswissenschaft durch die verschiedenen Fakultäten der Theologie oder Abteilungen Religiöser Studien in Form von nur einer Perspektive vertreten. Seit geraumer Zeit aber besteht an der Universität Durban-Westville ein Department ‚Science of Religion‘ (Religionswissenschaft), welches sich zum Ziel gesetzt hat, alle Religionen durch die phänomenologische Methode, einschließlich Religionssoziologie, Religionsphilosophie und Religionspsychologie und deren Geschichte anzubieten.

Erfahrungen in Deutschland haben mit sich gebracht, diese Studienform auch in Südafrika auf eine festere Grundlage zu bringen. *The Association for the Study of Religion in Southern Africa* wurde in Zusammenarbeit mit Departementen der Religionswissenschaft an verschiedenen Universitäten bereits gegründet.

#### *Die Alexander von Humboldt-Stiftung und ihre Bedeutung für die Rechtswissenschaften in Südafrika*

Traditionsgemäß setzten Rechtswissenschaftler ihre Studien weiter in England, Amerika oder in Holland fort, da das südafrikanische Recht im Ursprung des Römisch-Holländischen Rechtes liegt und außerdem auch vom englischen Common Law beeinflusst ist.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gewannen die Pandektisten des 19. Jahrhunderts immer größeren Einfluß und Deutschland paßten das römische Recht an das moderne deutsche Recht an. Damit entstand unter südafrikanischen Juristen ein größeres Interesse für das deutsche Rechtswesen. Folglich setzten eine Anzahl südafrikanischer Juristen ihre Studien in Deutschland fort, interessiert an dem modernen deutschen Rechtssystem und seinem wesentlichen Einfluß auf das südafrikanische Rechtssystem. War anfänglich nur ein begrenztes Interesse für das deutsche Privatrecht erkennbar, so hat sich dieses Interesse jedoch bereits auf alle Zweige dieses Fachgebietes ausgeweitet.

Da sich das moderne Rechtssystem in Deutschland, vor allem das der Konstitution und des Verwaltungsrechtes, zu einer Art Modell entwickelte, ist der Einfluß gerade auf diesem Gebiet besonders wertvoll für Südafrika. Auch auf dem Gebiet des Arbeitsrechtes gewann Südafrika wertvolle und unschätzbare Einsichten.

Heinrich Pfeiffer, in Kenntnis der Problematik Südafrikas, gab mehreren, bewußt ausgewählten Forschern die Gelegenheit zum Studium der Rechte in Deutschland im Hinblick auf eine nutzbringende Anwendung in ihrem Heimatland Südafrika.

Dr. Pfeiffers Einsatz verdient höchste Anerkennung. Seine persönliche Anteilnahme und sein Interesse, den Gastwissenschaftlern jederzeit mit Rat und Hilfe zur Seite zu stehen, wird allen Stipendiaten unvergeßlich bleiben.

#### Anmerkungen

\* Allen, die dazu beigetragen haben, möchte ich hiermit danken:

Professor S. E. Drewes (Naturwissenschaften), Professor Dr. W. Claassen, Professor Dr. B. Lategan (Altes Testament, Orientalistik, Neues Testament und Systematische Theologie), Professor Dr. M. Wiechers (Rechtswissenschaft).

# Zur Rezeption der modernen deutschen Literatur in Japan

TAKASHI OSHIO

Ich möchte zunächst von meinem verehrten Lehrer erzählen, der mich sozusagen hierher geführt hat. Ich denke dabei an einen deutschen Philosophen und Germanisten, Herrn Professor Robert Schinzinger, der vor 60 Jahren dem Ruf der japanischen Regierung nach Japan folgte und als Professor an der Universität von Tokyo und an der Gakushuin, der Kronprinzen-Hochschule, wirkte. Dort zog er eine Reihe von Germanisten und Philosophen heran, schrieb selber viele Bücher und übersetzte auch einige bedeutende zenbuddhistisch-philosophische Werke von Kitaro Nishida<sup>1</sup> über „Nichts“ vom Japanischen ins Deutsche und Englische. Nicht zuletzt hat Schinzinger das berühmte Deutsch-Japanische und Japanisch-Deutsche Wörterbuch „Gendai Dokuwa Jiten“ bearbeitet und herausgegeben.

Professor Schinzinger stammt aus Freiburg im Breisgau und hat uns oft vom Schwarzwald und von den Freiburger Bächle erzählt. Er lebt heute – noch sehr rüstig – in hohem Alter in Yokohama. Am 8. Februar 1986 haben wir – seine Schüler – in Tokyo seinen 88. Geburtstag gefeiert.

Dank der großen Bemühungen von Herrn Dr. Heinrich Pfeiffer, Generalsekretär der Alexander von Humboldt-Stiftung in Bonn, und von Herrn Dr. Gottfried Arens, dem damaligen Kulturreferenten in der Deutschen Botschaft in Tokyo, hat die Bundesregierung Herrn Professor Schinzinger Altersrenten gewährt, zusätzlich zu den japanischen.

Nachdem aber seine Kinder ihr Studium beendet hatten, hat er diese Renten dankbar abgelehnt mit der Begründung: durch das Wörterbuch sei sein Lebensunterhalt gesichert.

In der Hungerszeit nach dem Krieg haben auch wir japanischen Studenten fleißig gearbeitet. Die Vorlesungen von Professor Schinzinger waren immer bis auf den letzten Platz besetzt. Aus allen Fakultäten kamen die Studenten, um ihn zu hören. Er war der einzige Deutsche, der nach dem Zweiten Weltkrieg *nicht* von den Alliierten nach Deutschland zurückgeschickt wurde.

Ich erinnere mich noch sehr gut an einen schönen Maientag, als man durch das Fenster das junge Grün der Gingko-Bäume sehen konnte. Da betrat der hochgewachsene, blonde Professor mit deutscher Pünktlichkeit der Hörsaal 31 der Geisteswissenschaften in der Universität Tokyo, um über Goethes „Faust“ zu sprechen.

Vor mir saß ein gefürchteter Führer der damaligen Studentenbewegung Zengakuren, links von mir Tozo Hayakawa, der jetzige Präsident der Gakushuin, und rechts von mir saß Prinz Mikasa, der jüngste Bruder unseres Kaisers.

Schinzinger-Sensei schrieb plötzlich ein Gedicht an die Tafel und sang:

„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus...“ – und wir haben alle mitgesungen.

Während meiner späteren 18jährigen nebenamtlichen Tätigkeit als Fernsehdozent beim NHK (Gesamtjapanischen Rundfunk) für deutsche Sprache und Kultur habe ich sehr oft vor der Fernsehkamera deutsche Lieder gesungen. Deutsche Kunst- und Volkslieder im deutschen Originaltext sind in den letzten 100 Jahren fast zum japanischen Kulturgut geworden.

Professor Schinzinger hat sein Heimatland oft besucht und überall Vorlesungen und Vorträge gehalten. Aber er ist immer wieder nach Japan zurückgekehrt und wird dort auch bleiben. Als ich mich 1962 bis 1964 als Forschungsstipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung in Marburg an der Lahn aufhielt, hat er mich und meine Familie dort besucht. Beim Aussteigen aus dem Wagen, mit dem ich meinen Lehrer vom Bahnhof abgeholt hatte, sagte mein 4-jähriger Sohn: „Papi, dein Lehrer spricht aber gut deutsch!“ Mein Sohn hatte geglaubt, Vaters Lehrer aus Tokyo müsse ein Japaner sein. Es kann kaum einen besseren Beweis für den friedfertigen und völkerverbindenden Geist in der heute so unruhigen Welt geben als wenn man selbst, sozusagen als Botschafter seines eigenen Kulturkreises, ins Ausland geht, dort Wurzeln schlägt und seine Schüler und Mitmenschen durch sprachliche und wissenschaftliche Erziehung und Anregung an der Kultur seines Heimatlandes teilnehmen läßt.

Genau darin sah der „Lehrmeister“ Schinzinger, seine Lebensaufgabe, und er hat bis heute an ihrer Erfüllung gearbeitet. Auch ich habe seinen pädagogischen und wissenschaftlichen Elan erfahren dürfen. Wie von selbst habe ich bei ihm gelernt, was Germanistik und Philosophie ist. Er lehrte uns Schüler die Exaktheit des Forschers, der auf sich selbst gestellt in einsamen Stunden am stillen Schreibtisch nach Lösungen sucht; er lehrte uns vor allem aber auch, wie man von Mensch zu Mensch, natürlich auch von Wissenschaftler zu Wissenschaftler, stete Kommunikation wagen muß, die ja aus Teilhaben und Mitteilen besteht, um nicht in eine wissenschaftliche Sackgasse der Selbstgefälligkeit zu geraten.

Er hat uns den Weg gewiesen, wie man selbständig in den Kern der Weltkultur vordringt, ohne sich dabei dem eigenen, dem japanischen Geist zu entfremden.

So fühle und erfahre ich ständig, wie aus seinem Leben und seiner Arbeit der lebendige Geist wie ein Funke auf mich überspringt und das Feuer der Liebe zu Kunst, Wissenschaft und vor allem zur Humanität in mir entzündet und wachhält.

In diesem Sinne werde ich auch – wenn auch nur für zwei kurze Amtsjahre – hier in der Bundesrepublik mich unermüdlich bemühen, das Wahre, Gute und Schöne zu suchen und es dem Vorbild meines Lehrers gemäß mit den Mitmenschen zu teilen und nach Kräften zu helfen, gemeinsam die Brücke zwischen Japan und Deutschland zu schlagen.

### *Vorgeschichte: erste geistige deutsch-japanische Kontakte*

Hier darf ich ganz kurz auf die Vorgeschichte der Rezeption der deutschen Literatur bei uns in Japan zurückblicken.

Die deutsch-japanischen Kulturbeziehungen haben von deutscher Seite mit dem Japanbesuch von Engelbert Kaempfer (1651–1716), Biologe und Arzt aus Lemgo, in den Jahren 1690 bis 1692 und mit seinen landeskundlichen Berichten<sup>2</sup> über Japan und die Japaner begonnen.

Er ging nach Japan als Arzt der niederländischen Ostindiengesellschaft, denn nur

die Holländer durften damals das streng in sich abgeschlossene Land betreten. Mit seiner Japanbeschreibung wurde das wirkliche Japan zum ersten Mal hier in Europa bekannt.

Den Berichten Kaempfers lag aber noch ein älteres deutsches verdienstvolles Werk zu Grunde, nämlich die „*Descriptio Regni Japoniae*“ (Beschreibung des japanischen Reiches) in lateinischer Sprache von dem jungen deutschen Arzt in niederländischen Diensten, Bernhardus Varenius (deutsch: Bernhard Varen), das bereits 1649 in Amsterdam erschienen war<sup>3</sup>.

Varenius wurde 1622 in Hitzacker als Sohn eines Pfarrers geboren, schrieb das große landeskundliche Buch „*Geograph generalis*“ und starb bereits im Alter von 28 Jahren. Er konnte nie ins Ausland reisen. Er hat Informationen aus den Missionsberichten der Jesuiten und auch aus den Briefen der Kaufleute gesammelt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Kaempfer bei seiner späteren Japanbeschreibung die lateinische Arbeit von Varenius kritisch ausgewertet hat.

Im Jahre 1774 übersetzten japanische Ärzte ohne jegliche Kenntnis der westlichen Heilkunde und auch ohne ein niederländisch-japanisches Wörterbuch das niederländische Medizinbuch „*Tafel anatomia*“ ins Japanische.

Wie sehr sie sich dabei angestrengt haben müssen, kann man sich heute gar nicht vorstellen. Dieses Anatomiebuch war eigentlich eine Übersetzung des deutschen Fachbuches „*Anatomische Tabellen*“ von Kulmus 1772 ins Niederländische.

Die absolute, strenge Abschließung des Landes unter der Shōgun-Regierung in Edo hielt von 1639 bis 1868 an. Gegen Ende dieser Tokugawa-Zeit ging wiederum ein deutscher Arzt in niederländischen Diensten nach Japan – es war Philipp Franz Balthasar von Siebold aus Würzburg<sup>4</sup>.

Er kam 1823 nach Nagasaki und gründete eine private Medizin-Schule in dem Dorf Narutaki vor der Stadt Nagasaki. In dieser Lehranstalt wurden die ersten modernen japanischen Ärzte ausgebildet.

Im Jahre 1828 wurde Siebold jedoch des Landes verwiesen, weil er, was streng verboten war, Landkarten Japans gesammelt hatte. Angeregt durch seine Tätigkeiten und Nachwirkungen haben in den 1850er Jahren drei Samurais aus Satsuma (heute Kagoshima) ein zweitausendseitiges Lexikon, das erste deutsch-japanische Wörterbuch, mit viel Mühe verfaßt.

Zwar mußte Japan ab 1858 unter dem Druck der fünf Handelsmächte – Amerika, Großbritannien, Frankreich, Rußland und die Niederlande – die berüchtigten „ungleichen Verträge“ mit den Großmächten abschließen, die diesen Exterritorialität und weitgehende Zollfreiheit erlaubten. Mit der Meiji-Reform 1868 hat Japan dann nach 250jähriger Abgeschlossenheit endlich seine Tore nach außen geöffnet.

Aber geistesgeschichtlich gesehen war die Abfassung des deutsch-japanischen Wörterbuches durch die drei Satsuma-Samurais ohne Zweifel schon das erste geistige Sich-Öffnen der geistigen Welt Japans nach außen hin. Denn die Sprache ist das Tor zur fremden Kultur. Dieses Wörterbuch hat vielseitige sprachliche Kontakte mit der Außenwelt ermöglicht, es war der erste Schlüssel zum Verständnis der deutschen Sprache und Literatur in Japan.

Die neue Tokyoter Regierung hat daraufhin viele junge Beamte und Studenten vor allem nach Deutschland geschickt. Mit ungeheurem Fleiß und Eifer, wie man es heute bei den Chinesen findet, haben die jungen Japaner in Deutschland Rechts-, Militär-, Post- und Verkehrswesen erlernt, ebenso Medizin, Philosophie und Musik,

meistens binnen zwei bis drei Jahren, weil man nicht so viel Geld hatte. Eine Alexander von Humboldt-Stiftung, den DAAD oder die Japan Stiftung (The Japan Foundation) gab es damals noch nicht.

### *Mori Oogai: Wegbereiter der deutschen Literatur in Japan*

1884 kam der 22jährige Militärarzt Rintaro Mori (1862–1922) nach Deutschland. Er war vom Japanischen Kriegsministerium entsandt worden. Er hat neben Militärmedizin auch Bakteriologie bei Robert Koch und Pettenkofer studiert.

Schon drei Monate nach seiner Ankunft in Deutschland konnte er bei einer medizinischen Fachtagung mitdiskutieren, was für einen Japaner ungewöhnlich ist, weil der diskursiv-diskutierende, sich fest behauptende Geist den meisten Japanern heute noch fremd ist. Der junge Militärarzt Mori war während seines 4jährigen Studienaufenthaltes in Deutschland von der deutschen und europäischen schönen Literatur begeistert. Er war bereits in japanischer und altchinesischer Literatur sehr bewandert, wie es zur Allgemeinbildung bei uns gehört.

Für ihn, Mori, wirkte sich die Begegnung mit der deutschen Literatur segensreich aus. Neben seiner medizinischen Arbeit in Berlin, Dresden, Leipzig und München hat Mori viele Theater- und Opernhäuser besucht, etwa 4000 Werke deutscher Schriftsteller gelesen, ja „durchaus studiert mit heißem Bemühn“.

Später wurde er der oberste Militärmedizininspektor und zugleich einer der berühmtesten Schriftsteller mit dem Künstlernamen „Mori Oogai“. Eines seiner größten dichterischen Verdienste ist die vollständige Übersetzung von Goethes „Faust I und II“ sowie einige weitere gute Übertragungen von Goethes Gedichten. Zwar war Goethe um 1880 bei uns schon bekannt, aber durch die Übersetzung von Mori Oogai (1913) ist der „Faust“ sozusagen zu unserem Kulturgut geworden, wie Shakespeare durch Schlegel deutsches Kulturgut wurde. Die erfolgreiche Übersetzung von Goethes „Faust“ war aber nicht das einzige Verdienst von Mori in der Literaturgeschichte Japans. Er hat auch selber viele gute Novellen und geschichtliche Erzählungen von historischer Bedeutung verfaßt. Außerdem hat er zur Rezeption der deutschen Lyrik in Japan Entscheidendes beigetragen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts begannen Übersetzungen von religiösen, meist evangelischen Liedern ganz zaghaft, die überlieferten traditionellen Formen der drei dominierenden Kurzgedichte, des 31silbigen „Tanka“, des 17silbigen „Haiku“ und des „Kanshi“ mit 20 bis 35 chinesischen Schriftzeichen, abzulösen.

Im Jahre 1882 erschien eine erste Gedichte-Sammlung „Shintaishishū“ (Gedichte im neuen Stil) mit 14 Übersetzungen von englischer Poesie und einigen original japanischen Werken, denen es aber noch an poetischem Charakter und Ausstrahlung fehlte. Doch 1889 veröffentlichte Mori Oogai eine Anthologie deutscher Gedichte („Omokage“) mit seinen eigenen Übersetzungen von Heine, Goethe, Lenau, Schefel, Körner, E. T. A. Hoffmann, Hauff u. a. Moris gediegene, aber freie Übersetzung verhalf der Romantik der japanischen Lyrik zum Durchbruch, da viele junge Lyriker wie Shimazaki Toson von Moris Übersetzung wichtige Impulse erhielten. Dadurch eröffnete sich ein ganz neuer Aspekt der modernen japanischen Lyrik mit freien Reimen und Rhythmen, vor allem mit einem ungebundenen Ausdruck des Gefühls, alle in einer ganz einfachen Sprache.

Die Rezeption der deutschen Lyrik, besonders durch Mori Oogai und seinen Freund Ueda Bin, war also keine reine Übersetzung des fremden literarischen Gegenstandes, sondern brachte eine produktive, reproduzierende Rezeption, d. h. ein ganz neues literarisches Kunstwerk entstand. Das läßt sich durchaus mit der Shakespeare-Rezeption zur Goethe-Zeit in Deutschland vergleichen.

Natürlich sind dabei die traditionellen Formen keineswegs ausgestorben. Seit Moris Zeit wird bei uns eine Art „Symbiose“ der verschiedenen Kulturwelten angestrebt, nicht nur in der Lyrik, sondern auch auf dem Gebiet des Dramas, des Romans und der Novelle, ja sogar auch im Bereich der Musik und Malerei. Neben der treuen Pflege des überlieferten Erbes bemühte man sich nun um die Einbeziehung außerjapanischer, vor allem abendländischer Kulturtraditionen. Dabei ist die Rezeption oder die reproduzierende schöpferische Rezeption der deutschen Lyrik und Musik für die Weiterentwicklung und „Modernisierung“ Japans von großer, fast entscheidender Bedeutung. Das war eigentlich Moris Verdienst.

Dann trat in den zwanziger Jahren „Werther“ auf den Plan, wurde für die Japaner zur unentbehrlichen Pubertätslektüre und verursachte „Fieber“ und Aufruhr. „Werther“ wurde seit 1904 von 27 Übersetzern ins Japanische übertragen und 62mal als Neuauflage veröffentlicht, der „Faust“ wurde von 25 Übersetzern 56mal übersetzt. Seit 1914 ist die Goethe-Gesamtausgabe im Japanischen 5mal veröffentlicht worden.

Weshalb wirkt Goethe auf die Japaner so anziehend? Mehr als die Gesamtyrik etwa von Friedrich Schiller oder Friedrich Hölderlin zum Beispiel? – Die Weite – die Höhe – die Größe – das Menschliche – die Einheit von Natur und Mensch usw. Auf die Goethe-Rezeption werden wir noch zu sprechen kommen.

Schon im Jahre 1879, 11 Jahre nach der Wiederöffnung des Landes, wurde Schillers „Wilhelm Tell“ ins Japanische übersetzt. Die Dramen von Schiller und Lessing wurden in der Meiji-Zeit, literaturgeschichtlich der sogenannten Bunmeikaika-Aufklärungsperiode, sehr oft aufgeführt. Aber die Gedankenlyrik von Friedrich Schiller oder Friedrich Hölderlin, der erst nach dem Ersten Weltkrieg übersetzt wurde, waren und sind heute noch den Japanern allzu ideenbeladen.

Dagegen fand Rainer Maria Rilke, den auch Mori Oogai zum ersten Mal ins Japanische übersetzt hatte, neben dem englischen Dichter T. S. Eliot einen tiefgreifenden Widerhall. Bemerkenswert ist dabei, daß Rilke für die Japaner nicht nur ein neuer Lyriker mit Bildhaftigkeit und sprachlicher Tonkunst, sondern fast ein Begleiter im Leben, ein Lehrer zur Selbstverwirklichung durch die „Einsamkeit“ hindurch ist, zumal Rilkes Welt- und Gottesvorstellung ohne jede Vermittlung den Japanern verständlich ist.

*Hermann Hesse und Thomas Mann:  
Die beiden „Lieblinge“ des japanischen Lesepublikums*

Hermann Hesse und Thomas Mann wurden schon in den 20er Jahren ins Japanische übersetzt, weitverbreitet eifrig gelesen wurden sie aber erst in der Zeit vor dem Pazifischen Krieg. Hermann Hesse war und ist heute noch der beliebteste ausländische Schriftsteller in Japan. In seinen Romanfiguren, den liebenden und leidenden einsamen Jugendgestalten, finden die japanischen Jugendlichen sich selbst. So genie-

ßen die japanischen Übersetzungen von Hesses „Peter Camenzind“, „Narziß und Goldmund“, „Demian“, oder auch „Steppenwolf“ eine jährliche Auflage von einer Million. Einfacher und klarer Stil, lyrische Atmosphäre und Naturnähe oder Naturliebe von Hermann Hesse sprechen besonders die Jugend in Japan an.

Auch während des Zweiten Weltkrieges, als Hesse im nationalsozialistischen Deutschland der öffentlichen Verdammnis anheimfiel, blieben die Japaner ihm treu. Hesse selbst war den treuen japanischen Übersetzern wie Kenji Takahashi zeitlebens dankbar. In den Nachkriegszeiten ging Hesses Ruhm von Japan in die USA weiter, wo die Hippies in den 60er Jahren Hesse geradezu vergötterten. Von den USA kam er dann endlich wieder nach Deutschland zurück. Das „Glasperlenspiel“ von Hesse ist zwar ins Japanische übersetzt worden, findet aber nur einen sehr kleinen Leserkreis. Und ob Hesse einen Anstoß zur reproduzierenden, schöpferischen Rezeption in Japan gegeben hat, ist fraglich.

Ganz anders ist das der Fall mit Thomas Mann. Alle Werke von Thomas Mann sind übersetzt, während von Heinrich Mann ziemlich wenig übertragen wurde. Auch die neu erschienenen Tagebücher von Thomas Mann sind schon ins Japanische übersetzt worden.

Am Anfang, d. h. in den 20er Jahren, haben die Japaner Thomas Mann als sehr schwierig empfunden, besonders seinen langatmigen und zugleich meißeßenden Stil, zum Beispiel die unendlich vielen Adjektive und gedankenbeladenen Abschnitte im „Zauberberg“, der einen Querschnitt durch die komplizierte geistige Situation Europas in damaliger Zeit gibt. Als japanischer Germanist darf ich wohl mit Stolz sagen, daß die japanischen Übersetzungen von Thomas Mann im Vergleich zu den englischen sehr exakt und gediegen sind.

Thomas Mann ist bei uns in Japan nicht so populär wie Hermann Hesse oder Erich Kästner, findet aber dank guter Übersetzungen einen zwar kleinen, aber festen Leserkreis. Viele Japaner glauben, daß die moderne deutsche Literatur mit Thomas Mann und Reiner Maria Rilke, wenn auch letzterer ein ganz anderes Genre verkörpert, nicht nur dem Abendland, sondern der ganzen Welt ihre tiefste und bedeutendste Dichtung gegeben hat.

Bereits während des Zweiten Weltkrieges, besonders aber nach dem Krieg, hat Thomas Mann auf viele japanische Romanciers einen großen Einfluß ausgeübt, zum Beispiel auf Morio Kita, Kunio Tsuji, Junnosuke Yoshiyuki, Hyozo Kashiwabara, Yoshikichi Furui, Yukio Mishima, um nur einige Namen zu nennen.

Morio Kita hat, angeregt durch „Die Buddenbrooks“, seinen langen Familienroman „Nireke no hitobito“ (deutsch: Die Nires) geschrieben, der vor kurzem ins Englische übersetzt worden ist. Jetzt folgt eine gute deutsche Übersetzung durch Scharschmidt. Morio Kitas Geschichte, die Kita in der Geschichte der Geschichten geschehen läßt, handelt ebenfalls vom Verfall einer Familie in drei Generationen im modernen Japan, mit fast Thomas Mannscher Ironie, was man deutlich erkennen kann, wenn man genau beobachtet. Aber der literarische Charakter und Inhalt sind vollkommen anders. Bei Morio Kita findet man wiederum einen typisch japanischen Schriftsteller mit seiner treuen Anhänglichkeit an die Familie, viel Humor, fast religiöser Liebe zur Natur, Verehrung der Alten und ein klein wenig erotischem Ästhetizismus, was das Wesen der japanischen Literatur seit „Genji Monogatari“ geprägt hat. Aber eines steht fest: ohne Berührung mit Thomas Mann hätte Morio Kita, Arzt für Geisteskrankheiten, niemals seine bei uns viel bewunderte, aber

innerlich qualvolle Laufbahn eines dichterischen Schriftstellers begonnen. Morio Kita und Kunio Tsuji gehörten meinen oberen Semestern in der Kotogakkō, einem Gymnasium nach deutschem Muster in Matsumoto, an. Besessen von Thomas Mann haben die beiden leidenschaftlich Deutsch gelernt, um ihn im Originaltext zu lesen. Unter dem Einfluß dieser beiden wurde ich ein kleiner Germanist.

Es erscheint verwunderlich, was Yukio Mishima<sup>5</sup> mit Thomas Mann zu tun hat. Ja, dieser frühreife Romancier stand in seinen Teenager-Jahren unter dem Einfluß des Franzosen Raymond Radiguet. In seiner Studentenzeit war er von Thomas Mann fast erschüttert. Thomas Manns dualistische Komposition von „Leben und Kunst“, „Bürger und Künstler“, Manns ethische Ästhetik, sein gediegener Stil, dies alles hat den jungen Mishima tief beeindruckt und bis in die Tiefe beeinflusst. Natürlich ist Mishimas dichterischer Ausdruck ganz anders als der von Thomas Mann. Aber Thomas Manns Impulse und Anstöße sind nicht zu leugnen. Mishima hat auch ganz geheim Thomas Manns „Deutschtum“ aus der Zeit des Ersten Weltkrieges verehrt. Mishimas Harakiri-Selbstmord hat allerdings mit Thomas Mann nichts zu tun.

Vorhin habe ich von den Schwierigkeiten berichtet, die Thomas Mann für die Japaner aufwirft. Ich nehme an, sein „Doktor Faustus“ ist auch für das allgemeine Publikum hier in Deutschland nicht so leicht zugänglich, geschweige denn für die Japaner, selbst in einer sauberen Übersetzung!

Ich darf hier ein kleines Beispiel zum Problem der Übersetzung nennen, wie ich es an mir selbst erlebt habe, nämlich aus seiner Jugendnovelle „Tonio Kröger“, die dem Dichter selbst bis zum Ende seines Lebens die liebste war.

Als ich vor genau zwanzig Jahren dieses Werk „Tonio Kröger“ ins Japanische übersetzte, mußte ich schon bei der ersten Zeile stehenbleiben. Ich konnte einfach nicht weitergehen. Da heißt es:

*„Die Wintersonne stand nur als armer Schein, milchig und matt hinter Wolkenschichten über der engen Stadt.“*

Einem japanischen Leser fällt sofort die Schärfe der Konsonanten auf: vergleichen wir das erste Wort mit dem Englischen. Statt des weichen englischen „wi“ (winter) klingt das deutsche „Wi“ von „Winter“ bereits hart und stark. Dann „So“ von der „Sonne“ anstelle des englischen „sun“. Im Japanischen ganz weich: „Fuyu no Taiyo“.

Dann fällt einem Japaner die Vielzahl der Konsonanten und ihre tonale und klanghafte Fülle auf: z. B. stand, Schein, Stadt; milchig und matt. Dies sind eine Art Alliterationen. Diese Fülle der Konsonanten ist sozusagen der Anlauf eines Springers. Je stärker der Anlauf ist, desto höher und weiter springt der Sportler, in diesem Fall der Vokal. Je stärker der Anlauf ist, desto klarer und deutlicher hebt sich der Vokal ab. Es kommt also hier nicht auf die Konsonanten, sondern auf die Vokale an, wie beim Kölner Dom, dessen zwei hohe Türme von unendlich vielen kleinen Türmchen umgeben und emporgetragen werden.

Was für ein schöner, in sich kristallisierter Klang kommt aus diesem Satz! Das ist ein musikalisches Kunstwerk mit der Sprache. Und gerade das kann man leider keineswegs in eine fremde, in meinem Falle nie in die japanische Sprache übertragen. In der japanischen Übersetzung muß eine ganz andere tonale Konstruktion entstehen.

Das dichterische Bild, um nicht zu sagen: die sprachliche Logik, kann man immerhin übersetzen. Dabei geht wiederum die sprachliche Komponente des einzel-

nen Wortes verloren. Denn schon über das Wort „enge Stadt“ bin ich gestolpert. Die Gassen und Häuser könnten eng sein. Aber kann eine Stadt eng sein, fragte ich. Ja, eine Stadt wie Lübeck kann ohne weiteres eng sein. Aber ist das alles, was hier gesagt ist? Sicherlich nicht nur das.

Der Schriftsteller Thomas Mann hat eine feine Andeutung gemacht, um mit dem physischen Adjektiv „eng“ zugleich doch auch die „Engstirnigkeit“ oder „Engherzigkeit“ der Bewohner in dieser Stadt unter dem Winterhimmel zu suggerieren. Wie kann man das übersetzen? Das englische Wort „narrow“ könnte auch „narrowminded“ andeuten. Aber auf japanisch?

Ich habe mich eine Woche lang, Tag und Nacht, gequält, bis ich mich entschloß, mit dem gewöhnlichen Wort „semai“, auch „semai kokoro“ (enges Herz) andeuten zu lassen, was sprachlich durchaus möglich und erlaubt ist. Nur das richtige Verstehen dieser geheimen Interpretation muß der Übersetzer dem gebildeten Leser überlassen. Ich habe mich so entschlossen. Dann ging die Übersetzungsarbeit zügig voran.

Als ich später auf dem Kilchberg vor Zürich mit Frau Katja Mann darüber sprach, fragte sie mich mit lustig lachenden Augen: „Können Sie auch noch Japanisch?“

Ich hatte Glück, mehr als zehn Jahre lang bis zu ihrem Lebensende im Jahre 1980 bei dieser alten Dame ein alljährlicher, ich darf auch sagen, gern gesehener Gast gewesen zu sein. Wenn ich dienstlich oder privat hier in Europa zu tun und mich nicht bei ihr angemeldet hatte, dann hat sie mir oft einen Expressbrief geschrieben:

„Wo bleiben Sie?  
Kommen Sie schnell zu mir!  
Uns ist nicht die ewige Zeit beschert.“

Wie oft flog oder fuhr ich schnell zu ihr nach Zürich, mit einem großen Strauß gelber Rosen, die sie so gerne mochte. Mit Thomas Mann selbst konnte ich als junger Student nur einmal korrespondieren, als er noch in Kalifornien war. Er starb ja bereits 1955.

Einmal habe ich Katja Mann versprochen, das für mich heiterste Werk von ihrem Ehemann „Joseph und seine Brüder“ in gutes, sauberes Japanisch zu übersetzen. Ich habe mein Wort gehalten. Aber die mühsame Arbeit an dem großen Werk hat schließlich fast zehn Jahre in Anspruch genommen. Die ersten Bände in japanischer Sprache sind soeben erschienen, ich arbeite zur Zeit immer noch jeden Abend nach dem Dienst unermüdlich an der Korrektur des letzten Bandes „Joseph, der Ernährer“. Aber meine liebe, verehrte Freundin Katja ist nicht mehr. Tatsächlich war uns nicht die ewige Zeit beschert.

Neulich habe ich zweimal denselben Traum geträumt, den Traum eines Gespräches mit Thomas Mann selbst. Bis ins Detail war der Traum ganz gleich, so daß ich ihn nie vergessen kann. Das war in seinem Schreibzimmer, von dessen Fenster man auf den Zürcher See sehen kann. Wir stehen uns mitten im Zimmer gegenüber. Der mittelgroße Mann mit dunkelblondem Haar und blauen Augen, eine Feldblume im Knopfloch und eine dicke Zigarre zwischen den Fingern.

Ich beschwerte mich: „Warum schreiben Sie so einen langen Satz ohne Punkt, wieso denn so lange Abschnitte, die sich über Seiten ausdehnen? Ja, fast über die ganzen 2000 Seiten hin?“

- Thomas Mann: „Findest du meine Sätze und Abschnitte so lang?“
- Ich: „Ja, die Wahrheit des Lebens könnte man in einem kurzen Satz sagen.“
- Thomas Mann: „Du kennst doch den europäischen literarischen Geist. Die Aufgabe eines sprachlichen Künstlers liegt eben darin, das Leben eines Menschen in seiner Umgebung und Atmosphäre zu beschreiben. Gerade darin liegt der entscheidende Unterschied zwischen der europäischen und der ostasiatisch-japanischen Literatur wie das Kurzgedicht ‚Haiku‘ bei euch. Bei euch ist alles symbolisch.“
- Ich: „Woher wissen Sie das?“
- Thomas Mann: „Meine Kinder Erika und Klaus haben noch vor dem Krieg Japan besucht und mir ausführlich davon erzählt. Außerdem bin ich vom Zwillingbruder meiner Frau, Pringsheim, darüber unterrichtet worden. Er war lange Dirigent und Musiklehrer bei euch. Bis zum Ende seines Lebens. So sehr liebte er euer Land. Ich hätte auch gerne Japan besucht. Leider habe ich keine Zeit gehabt.“
- Ich: „Es kommt also bei Ihnen auf die pausenlose Beschreibung an. Da habe ich mir, bitte entschuldigen Sie meine Frechheit, mehr Beschreibungen gewünscht, zum Beispiel vom Meer, vom großen Wasser, denn in jedem Ihrer Werke spielt die See eine entscheidende Rolle. Oder die Liebesszene von Jakob und Rachel.“
- Thomas Mann: „Da haben wir es. Wer war es, der meine Sätze und Abschnitte zu lang gefunden hat?“  
„Übrigens habe ich eben einen vulgären Ausdruck gebraucht ‚*Da haben wir es*‘. In meinem Joseph habe ich den Ausdruck nur einmal benutzt. Wo war das?“
- Ich: „Joseph entflieht aus dem Zimmer von Pothiphars Weib Em-Enet, da kommt der nominelle Ehemann Pothiphar zurück.“
- Thomas Mann: „Aha. Wie hast du das ins Japanische übersetzt?“
- Ich: „In unserem Deutsch-Japanischen Wörterbuch steht das leider nicht. Beinahe hätte ich geglaubt, es handle sich um das Oberkleid von Joseph in den Händen von Pothiphars Weib. Das haben wir hier, als Beweis! – Nein! Da habe ich an das süddeutsch-bayrische Wort ‚*Da hamma’s*‘ gedacht. Und also ins Japanische ‚*Yappari na*‘ übersetzt, d. h. das haben wir geahnt. So habe ich es zu übersetzen gewagt.“

Thomas Mann: „Gut, ich kann nicht Japanisch. Dem Klang nach scheint es richtig zu sein.“

Ich hatte also die Prüfung bestanden. Dann fragte er mich noch weiter.

Thomas Mann: „Wie lange arbeitest du an der Übersetzung?“

Ich: „Etwa zehn Jahre.“

Thomas Mann: „Ich habe an diesem Werk 16 Jahre lang gearbeitet. Und Goethe hat für seinen Faust, an den ich bei meiner Arbeit an Joseph stets dachte, 60 Jahre gebraucht!“

Mit diesen Worten ging der Dichter an seinen langen Schreibtisch aus Nußbaumholz zurück. Das war das Zeichen, daß ich gehen sollte.

Ich wollte mich verabschieden. Aber am Tisch drehte er sich nach mir um und sagte mit seiner hell-hohen Tenorstimme, die ich von Schallplatten und Tonbändern wohl kannte:

„Lieber Oshio, ich *liebe* diesen Joseph.“

Das war meine bedingungslose Kapitulation.

Nun zurück zum eigentlichen Thema. Die deutsche Literatur in Japan hat zwei Seiten bzw. Gesichter: einmal Kunst- und Volkslieder in unglaublicher Vielzahl im Originaltext, den die Japaner in- und auswendig kennen, während eben diese schönen deutschen Volkslieder hier in Deutschland nicht mehr so viel gesungen werden.

Zum zweiten ist die deutsche Literatur bei uns ein Teil der „Übersetzungsliteratur“, über die man sagen kann, daß heute fast alles aus aller Welt übersetzt ist. Auch von der deutschen Literatur, angefangen von den Minnesängern bis zur Gegenwartsliteratur, ist so gut wie alles übersetzt. Auch Günther Grass ist vollständig übersetzt, aber nur „Die Blechtrommel“ kam in Japan gut an. Die späteren Werke von Grass sind für die Japaner stilistisch nicht so leicht verständlich.

Von Heinrich Böll, dessen sämtliche Werke schon längst übersetzt und hochgeschätzt sind, wird das „Irische Tagebuch“ am meisten gelesen. Georg Trakl, Paul Celan und fast alle Naturlyriker der DDR oder aber auch Michael Ende finden je einen großen Leserkreis.

Bert Brecht wurde bereits vor dem Krieg eingeführt, wird immer noch viel gelesen. Auf der Bühne werden seine Stücke nicht mehr so oft gespielt wie gleich nach dem Krieg.

Franz Kafka wurde zuerst von den Franzosen wiederentdeckt und in französischer Version zusammen mit Jean-Paul Sartre und Albert Camus zu uns gebracht. Die jungen Nachkriegsschriftsteller aus der Zeit des sogenannten Kahlschlags, die Generation ohne Heimat wie Wolfgang Borchert und dann die gesamte „Gruppe 47“ fanden bei uns eine große Sympathie. Nur unterscheiden sich die Literaturen hier und dort eben im Prozeß der Vergangenheitsbewältigung. Hier bei Ihnen wird viel und heiß darüber „diskutiert“, bei uns wird demütig, schweigend geduldet.

Nun etwas wirklich Prosaisches:

Jährlich werden fast 400 deutsche Dichter wie die ganze Weltliteratur immer wieder aufs neue ins Japanische übersetzt. Wie ist es nun mit der japanischen

Literatur in Deutschland? Durchschnittlich werden etwa 15 Werke pro Jahr ins Deutsche übersetzt, leider meist als doppelte Übersetzung aus dem Englischen. Ein großer Nachholbedarf besteht hier auf deutscher Seite. Die Amerikaner, die Russen und die Franzosen übersetzen die japanische Literatur weit mehr in ihre Heimatsprache. Die Deutschen nicht. Dabei gilt die Bundesrepublik Deutschland nach Statistik der UNESCO als das größte Übersetzungsland der Welt. Die USA und die UdSSR kommen dicht dahinter. Japan steht erst an vierter Stelle. Dieses Problem stellt sich in der Bundesrepublik Deutschland als ein dreifaches dar:

- 1) Die Leistung der Übersetzung wird nicht richtig eingeschätzt und eher unterbewertet.
- 2) Das Honorar ist gering (1 DIN-A4-Seite ca. DM20,-).
- 3) Den Verlegern stehen nicht genügend Lektoren für die japanische Literatur zur Verfügung (Nachwuchsmangel). Sie sind daher nicht in der Lage, eine entsprechende Reklame zu betreiben.

Dies nur als Zwischenbemerkung; als Schlußbetrachtung scheinen mir einige Worte zu dem berühmtesten Gedicht des größten deutschen Dichters Goethe angebracht.

*Goethes „Wandrer's Nachtlid“*

Über allen Gipfeln	Tabibitono yoruno uta
Ist Ruh.	Mine mine ni
In allen Wipfeln	Ikoï ari
Spürest du	Kozue wo wataru
Kaum einen Hauch;	Soyokaze no
Die Vögelein schweigen im Walde.	Atomo miezu
Warte nur, balde	Kotori wa mori ni shizumorinu
Ruhest du auch.	Mate shibashi
	Nare mo mata ikowan

Dieses kleine Gedicht entstand am 6. September 1780 auf dem Kickelhahn bei Ilmenau in Thüringen. Seit 1775 war Goethe in Weimar. Zunächst als Gast ohne Stellung und Pflichten. Später, als Geheimrat, widmete sich der Dichter der „Leiden des jungen Werthers“ seinen Amtsgeschäften mit voller Hingabe. Da zu seinen Aufgaben auch die Verwaltung des Bergbaus gehörte, studierte Goethe mit großem Eifer Geologie und Mineralogie. Er betrieb alles gründlich und in einheitlichem Zusammenhang.

Die Natur war der große Zusammenhang, dem seine dichterische, zeichnerische und wissenschaftliche Betätigung in gleicher Weise und mit gleichem Wert angehörte. Für ihn begannen Naturverständnis und Naturbetrachtung mit dem unmittelbaren sinnlichen Eindruck, bei dem er aber nicht stehenblieb. Er wußte wohl, daß aus dem unmittelbaren Eindruck dann aus der Sicht des großen Zusammenhangs auch Erkenntnis werden kann.

Dabei bedurfte er als Dichter im wahren Sinne der Bilder, die ein moderner Naturwissenschaftler „sinngabende Strukturen“ nennen würde. Aber gerade hier mußte sich der Weg Goethes von dem der modernen Naturwissenschaft trennen. Denn der Weg zu den Strukturen muß in die Abstraktion führen, vor der sich Goethe fürchtete und die er ablehnte.

Viel mit Spinoza beschäftigt, sah er in allen Erscheinungen die göttliche Natur, die ihm als „ens per se“ Ursache und Wirkung zugleich war. Die Grundlage seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Anschauung bestand eben darin, in allem eine Ordnung zu erblicken, in den mannigfaltigen Naturformen den einheitlichen „Typus“ zu sehen und jedes Einzelne als solches und zugleich als Abwandlung und Metamorphose eines Allgemeinen, eben des Typus, zu betrachten. Auch ein Kunstwerk fordert ein schönes, gesetzmäßiges Ganzes, zu dem alle Teile zusammenstimmen. Diese objektive Einheit und Ganzheit des Kunstwerkes macht seine „innere Form“ aus. „Zu ihr tritt die äußere Form als angemessener Ausdruck hinzu“ (R. Schinzinger).

Das zuvor zitierte Gedicht von Goethe aus dem Jahre 1780, erstmals veröffentlicht 1815 in den „Werken“, hat der greise Dichter selbst am 27. August 1831, also am Tage vor seinem 82. Geburtstag, vor der Holzhütte auf dem Kickenhahn in der Abenddämmerung wieder vor sich hin gesprochen, wie berichtet wird.

Dieses Gedicht ist auch bei uns in Japan sehr bekannt und viel bewundert. Es gibt viele Übersetzungen, die alle trotz der tiefen Verschiedenheit der Sprache gelungen sind. Wenn auch nur in der Übersetzung, kennen bei uns fast alle Schulkinder dieses Gedicht. Goethe ist den Japanern in seiner Naturnähe sehr vertraut.

Aber der Kern des Gedichts erschließt sich dem Japaner und seiner Seinserfahrung nicht leicht. In den ersten sechs Versen wird die Natur in der großen Abendruhe beschrieben, die auch dem Japaner zugänglich ist. Aber in den letzten beiden Zeilen kommt plötzlich die imperative Anrede an den Menschen: „Warte nur.“ Genau betrachtet, geschieht die Anrede nicht ganz so unvermittelt, denn schon im vierten Vers spürt der Mensch, der vom Dichter selbst mit „du“ angesprochen wird, in allen Wipfeln kaum einen Windhauch. Deshalb steigert sich die Anrede in den letzten zwei Versen zum Imperativ: „Warte nur.“

Dem europäischen literarischen Empfinden mag die persönliche Anrede plötzlich vorkommen, da der Mensch von Anfang an als Mensch „allein vor der Natur steht“ („Faust“ II). Aber gerade das ist für das ostasiatische literarische Empfinden der Japaner fremd, zumal das Personalpronomen als Subjektiv in der japanischen Übersetzung verschwinden muß, wie im Lateinischen.

Zunächst einmal muß man fragen, welcher Mensch da steht. Ist er ein einsamer Wanderer, der sich von allen menschlich-gesellschaftlichen Verpflichtungen losgelöst hat und aus dem komplizierten Leben in die Natur entflieht?

Oder ist er ein alter gebrochener Mann, der die ewige Ruhe im Tod erwartet? Was für ein Mensch steht da und betrachtet die Natur?

Die imperative Anrede „warte“ setzt einen Menschen voraus, der nicht wartet. In ihm tobt die heiße Leidenschaft und die nie zu stillende Sehnsucht. Die Stürme der Jugend brausen in seinem Herzen. Er kann nicht warten, nie an einer Stelle ruhig stehenbleiben. Voller Unruhe und Ungeduld, voller Kraft und Energie steht ein junger Mensch da, der sich nach dem Frieden des Herzens sehnt, denn die ungeduldige Unruhe ist charakteristisch gerade für einen jungen Menschen.

Der Imperativ, an einen jungen Menschen gerichtet, der sich nach Frieden und Ruhe sehnt, träte unvermittelt auf, wäre nicht dieses „nur“, das die Anrede eher besänftigend in die allgemeine Stimmung des Ganzen hineinführt.

Immerhin klingt dieser Anruf an den Menschen auch dem Japaner zwar verständlich, aber doch noch irgendwie fremd. Für das japanische literarische Empfinden bedeutet ein Anruf an den Menschen nach der Beschreibung der Fülle und Größe der Natur, ihrer Schönheit und Vergänglichkeit, einen Bruch. Je reiner ein Gedicht in sich kristallisiert ist, desto stärker sollte die alles umfassende Symbolik sein, so denkt der Japaner.

Ein japanisches Gedicht, z. B. ein Haiku, beschreibt nur die Natur und läßt in der Naturlandschaft auch die menschliche Seele ungenannt sich spiegeln. Das menschliche Dasein kommt vom Ganzen der Natur und kehrt in das Ganze der Natur zurück, das auch zugleich „Nichts“ ist. Das japanische Mensch-Sein taucht in die Natur ein, schmilzt, löst sich darin auf und wird zum Schluß eins mit der Natur.

Das Mensch-Sein, das sich von der Natur frei macht und sich die Natur zum „abständigen Gegenstand“ machen will, gibt es in der japanischen Dichtung nicht. Das menschliche Ich, das sich mit der Natur, mit dem Schicksal und mit Gott auseinandersetzt und in der Auseinandersetzung mit allem sich selbst behauptet, ist zwar in der europäischen Literatur selbstverständlich, nicht aber bei uns.

Hier kommt ein großes *Aber*.

Denn von diesem Stand des modernen europäischen Geistes, der „die Außenwelt seinen Zwecken mit einer Energie unterwirft, welche ihm die Herrschaft der Welt gesichert hat“ (Hegel, W. IX, 174), ist es nur ein Schritt bis in die bedrohliche Gefahr der endlosen Abstraktion aller Erscheinungen, vor der sich Goethe gerade fürchtete.

In einem Vortrag über Goethe („Das Naturbild Goethes“, gehalten in der O. A. G., Tokyo, 1965) zitierte Werner Heisenberg einen Abschnitt aus der „Farbenlehre“ und formulierte im Anschluß daran die bedrohlichen Folgen der Tendenz zur reinen Abstraktion folgendermaßen: die Entseelung, die Entpersönlichung der Arbeit, das Absurde der modernen Waffen oder die Flucht in den Wahn, der die Form einer politischen Bewegung angenommen hat.

„Der Teufel ist ein mächtiger Herr. Aber der lichte Bereich, den Goethe überall durch die Natur hindurch erkennen konnte, ist auch in der modernen Naturwissenschaft sichtbar geworden, dort wo sie von der großen einheitlichen Ordnung der Welt Kunde gibt.“

Wie sieht die Welt in dem Gedicht „Über allen Gipfeln“ aus? Der Mensch steht allein vor der Natur. In dem Menschen, der nicht warten kann, ist die Unruhe, in der Natur herrscht die Ruhe. Besteht auch hier der typisch europäische Gegensatz von Mensch und Natur?

Die Antwort lautet ja und nein.

Die beiden stehen sich zwar gegenüber, aber im allerletzten Vers heißt es: „Ruhest du auch“. Die Natur und auch der Mensch finden jetzt die große Ruhe, nach der sich der jüngere Goethe nach 1776 auf dem Ettersberg inbrünstig gesehnt hatte:

„Der du von dem Himmel bist,/

...../

Süßer Friede,/

Komm, ach komm in meine Brust!“

Dieser sehnsüchtige Wunsch ist hier erfüllt, und der Dichter denkt jetzt an die große einheitliche Ordnung der Welt und des Mensch-Seins. Deshalb dieses Schlußwort „auch“.

Wenn Werner Heisenberg gesagt hat, daß wir von Goethe heute noch lernen können, daß wir nicht zugunsten „des einen Organs“, der rationalen Analyse, alle anderen verkümmern lassen dürfen, um wieviel mehr müssen wir in Ost und West uns eben darum bemühen, „mit allen Organen, die uns gegeben sind, die Wirklichkeit zu ergreifen“ und uns darauf zu verlassen, „daß diese Wirklichkeit dann auch das Wesentliche, das ‚Eine, Gute, Wahre‘ spiegelt!“

### *Anmerkungen*

1. *Nishida, K.*, Philosoph (1870–1945), Hauptwerk: „Studien über das Gute“ (*Zen no Kenkyū*), 1911, und *Schinzinger, R.*: „Die intelligible Welt“, Berlin 1943; „Intelligibility and Philosophy of Nothingness“ von K. Nishida, translated by R. Schinzinger, Tokyo 1958, Honolulu 1966, London 1973.
2. *Kaempfer, E.*: „Geschichte und Beschreibung von Japan“. Unveränderter Neudruck des 1777–1779 erschienenen Originalwerkes, Stuttgart 1964; Heidelberg 1980. – Erste Ausgabe in Englisch, London 1727. Japanische (verbesserte) Übersetzung, Tokyo 1966.
3. *Varenius, B.*: „Descriptio Regni Japoniae“. Amsterdam 1649. Deutsche Übertragung durch E.-Chr. Volkmann, Darmstadt. *Alexander von Humboldt* schreibt dazu: „Das überaus wichtige Werk des Varenius ist im eigentlichen Sinne des Wortes eine physische Erdbeschreibung. Seit der vortrefflichen Naturbeschreibung des Neuen Continents, die der Jesuit Joseph de Acosta entwarf, waren die telluristischen Phänomene nie in solcher Allgemeinheit aufgefaßt worden.“ *Kosmos*, Bd. I, S. 74 (1845).
4. *Siebold, Ph. F. B. v.*: „Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan“, Würzburg 1832. Neudruck Berlin 1930–31. Reprint Tokyo 1984.
5. *Mishima, Y.* Letztes Werk: „Das Meer der Fruchtbarkeit“, dessen Erster Teil mit dem Titel „Schnee im Frühling“ von S. Schaarschmidt übertragen worden ist. München 1985.

# Alexander von Humboldt in Griechenland. Auszüge aus dem 6. Band des ‚Kosmos‘

GEORGIOS PANTELIDIS

Es war damals, als ich im Rahmen des Programms „Wissenschaftspolitik und internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit“ aus Berlin über Bonn nach Athen kam. Das war keine Expedition im wirklichen Sinne des Wortes, sondern eine Expedition, um aufzuspüren, wie die Mitglieder des griechischen Zweigs der Alexander von Humboldt-Dynastie im eigenen Land leben und wirken.

Es regnete an diesem Nachmittag. Ich stellte meinem Begleiter, der mich abgeholt hatte und stolz seine Erkennungskrawatte zeigte, die Frage, ob es auch in Griechenland regnete. „Ja“, antwortete er, „es regnet auch in Griechenland, aber nicht zur richtigen Jahreszeit“, und er erzählte mir, wie einmal eine deutsche Delegation auf der Insel Hydra an Ostern kein Lamm, nach der griechisch-orthodoxen Sitte, im Freien grillen konnte, weil es sehr stark regnete. So half die deutsche Technologie in Gestalt eines Elektroherds.

Am nächsten Morgen saßen wir in einem Café direkt vor meinem Hotel am Syntagma Platz, wo sich das Grabdenkmal des Unbekannten Soldaten und der ehemalige Palast des Königs Otto befinden. Wenn man aber heute den Palast als eine Stätte der Ruhe aufsuchen will, wird man enttäuscht sein, denn inzwischen ist aus dem neoklassizistischen Gebäude das Zentrum der politischen Leidenschaft geworden, nämlich das Parlament.

Gemäß dem Motto des ersten Teiles unseres Programms ‚Wissenschaftspolitik‘ haben wir unsere ‚Expedition‘ mit dem Besuch des Parlaments begonnen.

Wir wurden von einer eleganten Dame und einem ihrer Kollegen geführt, die zu den Parlamentariern zählen, wobei es offen bleiben mußte, warum gerade diese Parlamentarier, die zur Alexander von Humboldt-Familie gehören, beide Strafrechtler waren. Die Führung war ausführlich, allerdings betraf sie weniger das Parlament als vielmehr die damalige politische Situation. Dies war verständlich, denn es handelte sich um zwei bedeutende Vertreter der beiden größten politischen Parteien.

Die Hauptstraße entlang gehend, kamen wir am Haus Heinrich Schliemanns vorbei. Ob seine Ausgrabungen (1870–1885) in Troja, Mykene, Orchomenos und Tyrins auch von der „Alexander von Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen“ gefördert worden waren, weiß ich nicht mehr. Mein Begleiter ahnte meine Frage und sagte: „Ich weiß es auch nicht, aber eines steht fest: 23 griechische Archäologen sind von der Alexander von Humboldt-Stiftung gefördert worden, die als Nachfolger von Schliemann betrachtet werden können und die mit ihren erfolgreichen Ausgrabungen das historische Bild von Griechenland zu vervollständigen suchen. Man kann sagen: die Alexander von Humboldt-Stiftung hat Griechenland ausgegraben.“

Auf der gleichen Seite der Straße befindet sich ein Gebäude, das mich an Berlin, München oder Wien, sogar auch an das klassische Athen, erinnerte. Es war die Akademie der Wissenschaften. Ich betrachtete das schöne Gebäude, die Statuen von Sokrates, Plato, Apollo und Athene und fragte mich, ob sie echt seien. So merkte ich nicht, daß zwei ältere Herren aus der Akademie herauskamen und mich und meinen Begleiter herzlich grüßten. „Ja“, sagte der eine, „Sie erinnern sich vielleicht nicht an mich. Ich führe jetzt meine theologischen Studien hier in meiner Heimat fort, nachdem ich mein Studium, das von der Alexander von Humboldt-Stiftung gefördert wurde, in München durchgeführt habe.“ „Ich habe es im Fach Botanik durchgeführt“, sagte der andere Herr. Mein Begleiter, ein Mathematiker, benutzte die Gelegenheit, um auf die bei der letzten Regionaltagung aufgeworfene Idee, die Alexander von Humboldt-Stiftung möge einen Carathéodory-Preis für griechische Mathematiker stiften, zurückzukommen. Er meinte, die Stiftung und die Akademie sollten sich in Verbindung setzen. Es sei nicht auszuschließen, daß Carathéodory für die Ministerien unbekannt sei, der freilich im Gründungsausschuß der Akademie der Wissenschaften von Athen gesessen hat, eines ihrer ersten Mitglieder war und bis zu seinem Tode in Deutschland gewirkt hatte.

Nach der Akademie macht man nur wenige Schritte zum Universitäts-Hauptgebäude, das ebenfalls ein neoklassizistisches Gebäude ist. Im Senatssaal trugen die Herren die Erkennungskrawatte nicht, denn man hat mir erklärt, daß es heutzutage in der Universität nicht als progressiv gilt, Krawatten zu tragen. Ich merkte aber gleich, daß ich auch hier zuhause war unter sehr vielen Humboldt-Familienmitgliedern, die mich erkannten. Denn Rektoren, Dekane und Senatsmitglieder kamen auf mich zu und bekundeten, wie sie in ihrer Jugendzeit Deutschland „mit der Seele“ gesucht hätten.

Die Zeit war schon vorgeschritten, und so wurden die Gespräche einfach auf den schon längst geplanten gemütlichen Abend vertagt. Die gemütlichen Abende in Griechenland beginnen mit einem „unschuldigen“ Getränk und enden mit einem langen Gespräch, vielleicht, wenn es gut geht, um vier Uhr morgens. Das Essen erfolgt zwischendurch. Bei Einladungen steht nie eine bestimmte Zeit für den Anfang (es steht z. B.: Kommen Sie morgen abend), für das Ende sowieso nicht. In der Antike hieß es „Symposion“, wo die Griechen aßen, tranken und miteinander diskutierten. So merkte ich nicht, daß ich an diesem „gemütlichen“ Abend mit sehr vielen Universitätsprofessoren, Philosophen, Mathematikern, Ärzten, Juristen, Ingenieuren, Archäologen, Sprachwissenschaftlern und Pädagogen gesprochen habe, die meinen Namen auf der Erkennungskrawatte trugen. Jeder wollte mir erzählen, wo er in Deutschland studiert, wie und mit welchen deutschen Gelehrten er seine Vorbereitungen getroffen habe und daß er dank der Alexander von Humboldt-Stiftung mit ihrer Eliteförderungs- und Nachkontaktprogramme sein Lebensexpeditionsprogramm durchführen könne.

Am nächsten Morgen wurde ich von den Archäologen-Stipendiaten mit „Gewalt“ auf die Akropolis geführt. Dies passiert jedem Gast in Griechenland und es ist zwecklos, sich dagegen zu wehren. Ich stellte fest, daß die Entführung nur ein Vorwand war. Denn sie wußten, daß ich sowieso auf die Akropolis gegangen wäre. Viele von ihnen waren Professoren und Ephoren aus verschiedenen Regionen und leiten ihre eigenen Ausgrabungen und Museen und verpflichteten mich, ihre Wirkungsstätte zu besuchen. Daher mußte ich später überall hingehen, vom Grab des

Königs Phillip II. in Vergina über Dion zu den byzantinischen Monumenten von Thessaloniki und zum Berg Athos.

Es war auf dem Athos, dem Heiligen Berg, wo ich einen Professor, Bischof der orthodoxen Kirche, mit einem markanten grauen Bart und seinen strahlenden Augen traf. Er war soeben von einer Missionsreise in Afrika zurückgekehrt. Er trug natürlich auf der schwarzen Kutte die Erkennungskrawatte nicht, gehörte trotzdem zur Familie, und studiert hatte er die Religionsgeschichte seines afrikanischen Missionsgebietes in Marburg.

Ich wollte auch die griechischen Landschaften kennenlernen, so fuhr ich nach Ioannina im Epirus, nach Thrakien und über Naxos, Amorgos nach Santorini und Kreta. Ich kam aber nicht dazu, die Pflanzen, Schluchten, die Berge oder Grotten zu studieren, denn überall wo ich hinkam, wurde ich von den vielen Mitgliedern der Humboldt-Familie – Ärzten, Botanikern, Archäologen, Pädagogen – empfangen. Sie benutzten die „gemütlichen“ Abende, um mir von ihren Forschungsvorhaben und von ihrer Zusammenarbeit mit den deutschen Kollegen zu erzählen. Einige ehemalige Stipendiaten betrachteten eine Erweiterung oder Intensivierung der Informationsbesuche in den Forschungsinstituten, wo sie früher waren, als notwendig, denn nach einigen Jahren verliert man den Kontakt, auch durch die Emeritierung des deutschen Professors, bei dem man gearbeitet hat.

Nun, meine „Expeditionsreise“ ging zu Ende, und ich stellte fest, daß der griechische Zweig der Humboldt-Dynastie im wissenschaftlichen und kulturellen Leben des Landes dominiert. Mein Begleiter meinte: Dies sei eine natürliche Folge der gewissenhaften Förderungspolitik der Alexander von Humboldt-Stiftung, denn nach Heinrich Pfeiffer: „Eine Forschungsförderungspolitik, die bei der Auswahl ausschließlich den Maßstab der Leistung anlegt, verschafft sich Respekt und allein dadurch schon Ausstrahlungskraft.“

Am Ende meiner Griechenlandreise stellte ich fest, daß alle diese Erlebnisse nicht nur eine Folge der, nach meinem Begleiter, gewissenhaften Förderungspolitik der Stiftung waren, sondern auch von etwas anderem: überall, wo ich hinkam, wurde ich mit einer Herzlichkeit überschüttet, die aus einer Mischung bestand, angesichts derer man nicht mehr genau sagen konnte, ob es die griechische Gastfreundschaft war oder die Wärme der Humboldt-Familienmitglieder, die den Ausschlag gab.

„Nun“, sagte mein Begleiter, „das kann nicht nur die berühmte griechische Gastfreundschaft gewesen sein, denn sie haben sicher solche Erlebnisse auch in anderen Ländern. Sie finden vielleicht die Antwort, wenn Sie meine Geschichte hören: Ich bin kein typischer Fall, aber einer der vielen. Bei der Alexander von Humboldt-Stiftung gibt es überhaupt keinen typischen Fall. Jeder Fall ist für sie ein persönlicher Fall, und so wird es immer betrachtet. Ich bin seit zwanzig Jahren Humboldt-Stipendiat. Noch heute erinnern wir alle uns an die Einführung in die Humboldt-Familie, den Besuch beim Generalsekretär der Stiftung (an seinen durchdringenden Blick), an die herzliche Aufnahme durch die Mitarbeiter der Stiftung, an den Einzug in das Gästehaus in Bad Godesberg, die Geburt unseres Nikos (damals bekam ich die erste Buchspende ‚Der Vater und sein erstes Kind‘), an die gemeinsamen gemütlichen Abende nach den Tischtennispielen, an . . . Dann hat die Stiftung mit einem Glas Wein meine Habilitation gefeiert (Moselwein war meine Vorliebe), dann bekam ich meine Professur in Griechenland. ‚Endlich!‘ hat man in der Jean-Paul-Straße (damals Schiller-Straße) gesagt, ‚Einen sind wir los.‘ Aber nein. Dann

begann die zweite lebenslängliche Humboldtstipendiaten-Periode, die sogenannten Nachkontaktprogramme. Was heißt das? Das heißt, daß man in der Jean-Paul-Straße immer zuhause ist, daß jeder ‚hilflose‘ Stipendiat, der wie ich die Dienstzeit nicht einhalten kann, immer die Gelegenheit findet, Herrn Heinrich Pfeiffer oder einen seiner Mitarbeiter, bis hin zum Hausmeister, für seine Probleme ‚einzuschalten‘ (Ich schwöre! Ich habe den Präsidenten, Herrn Professor Paul, niemals ‚eingeschaltet‘), z. B. für kurzfristige Informationsbesuche, für Kongreßbeihilfen, für wissenschaftliche Literatur (Buchspenden genannt) und Geräte, für Fachsymposien in Deutschland... Man kann sie auch für ein Zimmer in einem Studentenheim für seinen Sohn ‚einschalten‘.

Um es einfach zu sagen: die Stiftung ist immer da, wenn man sie braucht. Ein guter Freund und Berater, immer bereit zu hören und zu helfen.“ Ich muß gestehen, daß dies die Erklärung meiner Erlebnisse in Griechenland sein könnte.

Ich fand, daß es Zeit war, ihn, meinen Begleiter, zu fragen: Wie konnte die Stiftung die internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit durch ihre Förderungspolitik zu einem „wirkungsvollen Beitrag zum Frieden“, nach den Worten von Werner Heisenberg, umwandeln?

Die Antwort kam schlagfertig und überraschend und erklärte, wieso die Stiftung in der internationalen Welt der Wissenschaft und über alle Landesgrenzen hinweg eine Dynastie unter seinem Namen etablierte.

„Sehen Sie diese Familienbilder – er meinte die Humboldt-Familie – und diese Bilder in den ‚Mitteilungen‘. Überall wo Stipendiaten stehen, ist immer ein Mitarbeiter der Alexander von Humboldt-Stiftung dabei. Er weiß, wie er sie ‚anzufassen‘ und wie er ein Gespräch anzufangen hat. Sei es über die Wissenschaft, sei es über die Heimaten und ihre Probleme oder auch nur über das schlechte Wetter in Deutschland, das aber, wie er behauptet, geeignet für wissenschaftliche Arbeit sei. Denn man kann ja nicht im Regen oder in der Kälte spazieren gehen, besonders wenn man aus dem warmen Süden kommt. Sie, die Mitarbeiter, finden immer ein Thema, sei es ein Witz, um eine heitere Diskussion zwischen Griechen und Türken, Amerikanern und Sowjetbürgern, Japanern und Chinesen anzufangen. Das Lachen ist das zweite Erkennungsmerkmal der Stiftung, das Heinrich Pfeiffer ‚angeordnet‘ hat.

Sie werden auf diesen Bildern niemals einen sturen Mitarbeiter sehen und auch nicht zwei oder drei zusammen, die ihre eigenen Probleme diskutieren. Sie sind, wie Aristoteles sagen würde, eine freundlich denkende, unauffällig arbeitende, jeden leeren Raum zwischen den Stipendiaten füllende ‚Materie‘. Eine ‚Inter-Nationen Materie‘.

Wenn es irgendeinmal nichts zum Lachen gibt, weil ein schwieriges Problem einen Stipendiaten quält, zeigt ein unauffälliges Lächeln der Mitarbeiter der Stiftung, was er denkt: ‚Ja, schon gut, Heinrich wird schon eine Lösung finden!‘“

# Dem Botschafter des guten Willens

NADA PIPAN

Die Idee, Heinrich Pfeiffer zum Lebensjubiläum ein Buch zu schenken, in dem die Gedanken und Meinungen von Humboldt-Stipendiaten aus der ganzen Welt gesammelt werden, birgt in sich eine große Herausforderung, da jedem der dazu Eingeladenen die Wahl, was er sagen will, überlassen wurde. Es macht Freude, an dieser Festschrift mitzumachen, es ist aber auch eine große Verantwortung, im Namen mehrerer Hundert zu sprechen. Die Statistik sagt aus, daß bis jetzt aus Jugoslawien 164 Geisteswissenschaftler, 199 Wissenschaftler aus den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften und 42 Ingenieurwissenschaftler (insgesamt also 405 Forscher) durch die Alexander von Humboldt-Stiftung für ihre eigene wissenschaftliche Laufbahn an deutschen Universitäten und Instituten arbeiten konnten. Es ist eine für sich sprechende imponierende Zahl, und hinter jeder Zahl und jedem Namen steht die eigene spezifische Erfahrung, die bestimmt für keinen ohne Bedeutung geblieben ist. Ich werde also in dieser Geburtstagsfestschrift für Heinrich Pfeiffer, den man weitgehend mit der Alexander von Humboldt-Stiftung gleichsetzen kann, meinen Beitrag so gestalten, daß das Wichtigste auch für alle anderen gesagt wird.

Der Geburtstag ist die Gelegenheit, bei der unser Jubilar erfahren kann, wie sein Konzept und seine Bemühungen von der „anderen Seite“ gesehen wurden, aber nicht ganz offiziell, wie man es bei solchen Festen meistens macht, sondern einfacher, und deswegen hoffe ich, menschlicher. Ich will es in diesem Sinne versuchen.

Als „Ehemalige“ schon im dritten Jahrzehnt, kann ich zu den Anfängen Heinrich Pfeiffers bei der Stiftung etwas sagen, besonders deswegen, weil ich meine Stipendiatenzeit in Bonn verbracht habe. Um es sofort zu betonen, er fühlte und wußte wie nur wenige, mit Menschen umzugehen und wie man Tausende von Wissenschaftlern aus der ganzen Welt zusammenbringen und -halten kann.

Aufgrund der Gutachten meiner Professoren wurde mir das Humboldt-Forschungsstipendium bewilligt. Mit dem festen Vorsatz, meinen großen Wunsch, Zytologin zu werden, endlich zu verwirklichen, bin ich im Oktober 1957 nach Bonn gekommen. In jener Nacht, als ich nach Deutschland reiste, wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen Jugoslawien und der Bundesrepublik Deutschland abgebrochen. Als ich nach Ankunft in die Nassestraße ging, wo die Alexander von Humboldt-Stiftung damals ihren Sitz hatte, um zu erfahren, was ich in der entstandenen Situation machen sollte, traf ich einen lachenden Heinrich Pfeiffer, der mir lebhaft und freundlich erklärte, daß die Alexander von Humboldt-Stiftung damit nichts zu tun hätte und daß ich, wenn ich meinerseits der gleichen Meinung sei, ruhig meine Wissenschaft treiben sollte. Um mir meine Verlegenheit zu nehmen, drückte er mir beim Abschied noch ein Paket in die Hand, weil er selbst die Tagespost mit

seinem VW noch schnell abtransportieren wollte. So habe ich den von guter Laune überschäumenden und große Pläne für die Welt der Wissenschaft ohne Grenzen schmiedenden Heinrich Pfeiffer kennengelernt. Bald danach versammelte die Einführungstagung der Stiftung die damals sehr kleine Gruppe jugoslawischer Stipendiaten. Wir wurden besonders freundlich empfangen, begrüßt und betreut. Ich bin überzeugt, daß das keiner von uns vergessen hat.

Die mehr als zwei Jahre dauernde Stipendiatenzeit endete für mich mit der Promotion. Damals stand die Alexander von Humboldt-Stiftung jungen Wissenschaftlern, die am Anfang waren, weit offen, da die Möglichkeiten in vielen Ländern noch sehr dürrig waren. Das galt besonders für Natur- und Ingenieurwissenschaften. Es war die Zeit, in der die große Migration der Menschen anging, und die Möglichkeit, ein anderes Land und dessen Menschen kennenzulernen sowie die Menschen aus der ganzen Welt, was die Stiftung immer förderte, war ein enormer Vorteil. Ich habe es sehr genossen, und damals geschlossene Bekanntschaften, fachliche Kontakte und Freundschaften halten noch heute. An Schwierigkeiten fehlte es auch nicht, denn die zwei Jahre, die man als äußerste Grenze der Stipendiatenzeit vor sich hatte, waren für die Aneignung der biologischen Elektronenmikroskopie und Ultrastrukturforschung, die mit der Promotion enden sollte, keine sehr lange Zeit.

In allen Situationen konnte man sich an die Stiftung und an Heinrich Pfeiffer wenden, und davon habe ich manchmal auch Gebrauch gemacht. Damals fand er noch die Zeit, die Probleme einzelner Stipendiaten persönlich zu lösen, und meistens gelang ihm das auch. Obwohl die Regeln anspruchsvoll waren und man wußte, daß man Ergebnisse haben sollte, um weitermachen zu können, fühlte man sich geborgen. Dies war und ist immer noch die Kunst, die man bei der Stiftung wirklich beherrscht und für die ich Heinrich Pfeiffer „verantwortlich“ mache. Als dann die erfolgreiche Beendigung meiner Arbeit und das Examen kamen, freute er sich und zeigte das auch. Bei der großen Feier, die zugleich meine Abschiedsparty war, machte er auch mit.

Wenn ich jetzt zum wichtigsten übergehe, was mir die Stipendiatenzeit gebracht hat, kann ich ganz kurz sagen: *sehr viel!* Die nötigen Kenntnisse für die Gründung des Labors für Elektronenmikroskopie und die Möglichkeit, die Zellforschung auf ultrastruktureller Ebene zu betreiben und zu entwickeln. In den folgenden Jahren ist daraus eine Arbeitsgruppe geworden, die sich mit Zelldifferenzierung und Membranforschung befaßt, die noch viele Pläne hat. Für meine Laufbahn als Zellbiologin, Professorin und Institutsleiterin war diese Zeit entscheidend. Das Institut für Zytologie und Mikromorphologie in Bonn ist für immer eine Stätte offener Türen geblieben.

Der Kreis der Fachkollegen in Deutschland hat sich in den Jahren natürlich vergrößert und erweitert, wobei die Kontakte durch die Alexander von Humboldt-Stiftung weitgehend erleichtert wurden und werden. Man bekam Hilfe bei der Ausrüstung. Als Ehemalige ist man nie ganz vergessen. Im Laufe der Zeit haben sich verschiedene andere Möglichkeiten eröffnet. Permanente Kontakte zwischen Wissenschaftlern verlaufen jetzt auch in anderer Richtung. Kollegen aus Deutschland kommen auch nach Jugoslawien. Man mußte sich schließlich beiderseits in eigenem Lande kennenlernen.

Bei dieser Retrospektive wird mir noch ein Problem bewußt, mit dem sich bestimmt viele von uns damals und auch heute noch auseinandersetzen müssen. Man gewöhnt sich während der Stipendiatenzeit an gute Arbeitsbedingungen, und wenn

man Erfolg hatte, steht man vor der Frage: bleibt man in Deutschland und macht weiter in günstigeren Verhältnissen, oder versucht man, im eigenen Lande neue Wege zu ebnen. Beide Möglichkeiten standen Humboldt-Stipendiaten offen, und die Stiftung hat immer geholfen. So sind ehemalige Stipendiaten im eigenen Lande, in Deutschland oder woanders in der Welt. Das ist bestimmt richtig, denn das Wichtigste ist, die eigene Sache gut zu machen. So macht man seinem Land Ehre und nützt ihm und denjenigen, die einem ermöglicht haben, eigene Talente optimal zu entwickeln und damit der Wissenschaft einen Schritt oder ein Schrittchen weiterzuhelfen. Die Lebendigkeit und Aktualität der Stiftung hat sich auch dadurch erwiesen, daß die Bewerbungsbedingungen dem Stand der Wissenschaft in den einzelnen Ländern folgen. Die Grundtendenz ist aber gleichgeblieben; mit gutem Forschungsplan bekommt jeder Bewerber die Möglichkeit, weiterzumachen, wenn er dies im eigenen Institut oder in seiner Universität nicht mehr kann.

Daß man den wahren Stand der Dinge an Ort und Stelle am besten beurteilen kann, verstehen Heinrich Pfeiffer und seine Mitarbeiter sehr gut. So haben sie fast den ganzen Erdball durchquert und dabei ein paarmal auch den Weg zu uns nach Jugoslawien gefunden. Man hat uns immer wieder zusammengebracht und immer die Hilfe angeboten, die nachher auch realisiert wurde. Nicht zuletzt sind es auch die Treffen, bei denen man sich wohlfühlt. Die Art Heinrich Pfeiffers, mit Menschen umzugehen, ermöglicht es, die Jahre, die man sich nicht gesehen hat, vergessen zu machen.

Als ich diesen Geburtstagsbeitrag vorbereitete, tagte eine kleine Gruppe der „Ehemaligen“. Es waren Vertreter der Geistes-, Natur- und Ingenieurwissenschaften, ganz im Sinne Heinrich Pfeiffers. Ich wollte nämlich erfahren, ob ich etwas Wichtiges vergessen habe und ob ich auch im Namen anderer sein Werk beschrieben und zusammengefaßt habe. Es sollte, wie ich am Anfang betonte, keine richtige große Festschrift daraus werden. Ich versuchte dies so, wie wir uns mit Heinrich Pfeiffer zuletzt in einem bescheidenen slowenischen Dorf trafen: ohne Reden, nur als Menschen, die sich immer etwas zu sagen hatten und sich als Freunde fühlen. Wir waren uns alle einig, daß wir uns über viele Treffen mit ihm in der Zukunft freuen, bei uns oder in Deutschland und daß wir ihn für den besten Botschafter des guten Willens halten. Auf sein erfolgreiches Leben, in dem er so vielen geholfen hat, kann er mit Stolz zurückblicken, und wir alle wünschen ihm herzlichst noch viele ähnliche Jahre.

# Der Außenhandel in der Ernährungswirtschaft zwischen Bulgarien und der Bundesrepublik Deutschland

TODOR POPOV

Der Außenhandelswarenaustausch entwickelt sich auf Grundlage der Außenwirtschaftsbeziehungen zwischen einzelnen Ländern und spielt eine wichtige Rolle bei der internationalen Arbeitsteilung. Unter den Bedingungen der sich dynamisch und widersprüchlich entwickelnden gegenwärtigen Weltwirtschaft trägt er zu einer vollständigen und effektiveren Nutzung natürlicher und wirtschaftlicher Ressourcen der einzelnen Länder, zur allseitigen Entwicklung der Wirtschaft in den verschiedenen geographischen Gebieten, zur Durchsetzung der Prinzipien der friedlichen Koexistenz der Länder mit verschiedenen sozial-ökonomischen Systemen sowie zur Festigung und Erweiterung der allseitigen internationalen Zusammenarbeit bei und leistet einen wesentlichen Beitrag für das gegenseitige Kennenlernen und die Verständigung zwischen den Völkern.

Die Außenhandelsbeziehungen zwischen Bulgarien und der Bundesrepublik Deutschland weisen tiefe ökonomische Grundlagen auf. Im südöstlichen Teil des europäischen Kontinents gelegen, jedoch mit Mittel- und Westeuropa durch die wichtigste Wasserverkehrsader, die Donau, verbunden, sucht und findet Bulgarien noch im 19. Jahrhundert Absatzmärkte für seine Erzeugnisse (damals fast ausschließlich landwirtschaftlichen Ursprungs) in den entwickelten Industrieländern dieser Regionen, was durch den Bau auch einer Eisenbahnlinie unterstützt wird. Diese Beziehungen erweitern sich besonders stark nach der Befreiung Bulgariens vom türkischen Joch (1878), als der nationale Markt entsteht und die Grundlagen der industriellen Entwicklung des Landes gelegt werden. Aus Mittel- und Westeuropa führt es die für den Aufbau der nationalen Wirtschaft benötigten Industriegüter ein – Ausrüstungen für die entstehende Industrie und Waren des Massenkonsums.

Zu der positiven Entwicklung der Außenhandelsbeziehungen Bulgariens mit den mitteleuropäischen Ländern tragen in dieser Zeit hauptsächlich zwei Faktoren bei:

- a) der unterschiedliche Entwicklungsstand der Produktivkräfte;
- b) die unterschiedlichen Produktions- und Exportstrukturen der nationalen Wirtschaften.

Diese Faktoren äußern sich besonders deutlich in den wirtschaftlichen Wechselbeziehungen zwischen Bulgarien und Deutschland und tragen Anfang unseres Jahrhunderts und insbesondere in den zwanziger und dreißiger Jahren zur erheblichen Erweiterung des gegenseitigen Warenaustausches bei. Es wird von der Tatsache unterstrichen, daß sich die Gesamtausfuhr Bulgariens nach Deutschland im Zeitraum 1925–1939 von 1,1 Mrd. Lewa auf 4,1 Mrd. Lewa (3,6mal) erhöht und die Einfuhr deutscher Waren von 1,4 Mrd. auf 3,4 Mrd. Lewa (2,4mal) ansteigt.

Die Situation ändert sich grundlegend nach dem Zweiten Weltkrieg, als zwei

deutsche Staaten gegründet werden. Die Beziehungen mit der Deutschen Demokratischen Republik entwickeln sich unter den Bedingungen der internationalen sozialistischen Arbeitsteilung und die mit der Bundesrepublik unter Einhaltung der Prinzipien der EWG im Handel mit „Drittländern“. Aber unabhängig von den gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Hintergründen, auf denen sich die Außenhandelsbeziehungen Bulgariens mit beiden Staaten entwickeln, muß die Tatsache unterstrichen werden, daß die DDR ständig der zweitwichtigste Handelspartner im Rahmen des RGW und die Bundesrepublik der wichtigste im Handel mit den entwickelten marktwirtschaftlichen Ländern ist.

Die Gründe hierfür sind vor allem in den eingetretenen tiefen Veränderungen in der bulgarischen Wirtschaft zurückzuführen. Die nach einer fortschreitenden Industrialisierung und der sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft gerichtete Politik erhöht erheblich das Produktionspotential des Landes<sup>1</sup>.

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wird die bulgarische Maschinenbau-, Metall-, Chemie- und Kautschukindustrie, die Eisenerzmetallurgie u. a. entwickelt. In der Produktionsstruktur erscheinen neue Produkte, wie z. B. Stahl, Gußeisen und Ferrolegierungen, Elektromotoren, Akkumulatoren, Verbrennungsmotoren, Stickstoff- und Phosphordüngemittel, kalzinierte Soda und ähnliches.

Eine wesentliche Steigerung hat die Produktion einiger in der Vergangenheit traditioneller Erzeugnisse aufzuweisen und insbesondere landwirtschaftlicher Roh- und Fertigprodukte. Die Fleischproduktion steigt von 49,7 Tsd. t im Jahr 1939 auf 518,2 Tsd. t im Jahr 1984, die Produktion von Pflanzenölen von 39,8 Tsd. t auf 101,86 Tsd. t, von Butter von 0,7 Tsd. t auf 24 Tsd. t, von Weißkäse von 3,5 Tsd. t auf 28 Tsd. t usw. an. Die durchschnittliche Jahresproduktion der traditionellen bulgarischen Tabakwaren (hauptsächlich Zigaretten) steigt von 3,9 Tsd. t auf 92,1 Tsd. t an.

Unter den gegenwärtigen ökonomischen und sozialen Bedingungen hat die nationale Wirtschaft die Aufgabe, vor allem die Bedürfnisentwicklung der Bevölkerung zu decken. Die Industrialisierung des Landes benötigt enorme Mengen an mannigfaltiger Technik, Rohstoffen und Zwischenprodukten. Die steigende Bevölkerungszahl und vor allem der anwachsende Lebensstandard erheben hohe Ansprüche an die Massenkonsumwaren.

Trotzdem überschreiten die Produktionsmengen in vielen Fällen den nationalen Bedarf und sichern einen erheblichen Exportüberschuß. Gleichzeitig verstärkt die planmäßige und beschleunigte Entwicklung der nationalen Wirtschaft und des Bedarfs der Bevölkerung die Notwendigkeit eines höheren Warenimports aus Ländern mit höherentwickelter Industrie- und Produktionsstruktur.

Entsprechend der Politik der Vertiefung der internationalen sozialistischen Arbeitsteilung und vor allem der Produktionsspezialisierung im Rahmen des RGW richtet Bulgarien den Hauptteil des nationalen Exports in die Mitgliedsländer des RGW und an erster Stelle in die UdSSR. Andererseits bilden die Waren aus diesen Ländern den Hauptteil des nationalen Imports. Während der letzten drei Jahrzehnte wird  $\frac{2}{3}$  bis  $\frac{3}{4}$  des Außenhandelswarenumsatzes mit den sozialistischen Ländern erzielt. Der restliche Teil davon ( $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{3}$ ) erfolgt mit den nichtsozialistischen Ländern und hauptsächlich mit den entwickelten marktwirtschaftlichen Ländern aus Mittel- und Westeuropa. Der relativ bescheidene Prozentsatz des Außenhandelswarenaustausches mit diesen Ländern gibt jedoch keine Vorstellung über die wirklichen Maßstäbe, da das Volumen des Handelsaustausches erheblich steigt.<sup>2</sup>

Die Bundesrepublik ist unter den Marktwirtschaften der wichtigste Handelspartner Bulgariens, obwohl sie einen relativ bescheidenen Platz einnimmt – von 1,7 % bis 2,6 % in der Struktur des bulgarischen Exports. Andererseits ist ihre Bedeutung in der Importstruktur größer und variiert von 2,6 % bis 4,1 %.

In den letzten fünfzehn Jahren erhöht sich der Außenhandelswarenaustausch Bulgariens mit der Bundesrepublik 6,2mal, wobei die Ausfuhr 3,7mal und die Einfuhr 8,8mal steigt. 1970 werden in die Bundesrepublik 60,4 Mill. Lewa<sup>3</sup> exportiert, dies steigt 1984 auf 226,2 Mill. Lewa an. Im gleichen Zeitraum erhöht sich die Einfuhr aus der Bundesrepublik von 57,2 Mill. Lewa auf 505,7 Mill. Lewa.

Die traditionellen Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern in der Vergangenheit werden vor allem durch die gute Aufnahme, welchen die deutschen Industrieerzeugnisse in Bulgarien finden, sowie durch die Popularität der bulgarischen Lebens- und Genußmittel unter den deutschen Verbrauchern bestimmt. Dies ist der Grund dafür, daß insbesondere in den 50er und 60er Jahren beträchtliche Mengen bulgarischer frischer und verarbeiteter landwirtschaftlicher Erzeugnisse exportiert werden.

In den 70er und 80er Jahren aber leistet der Gesamtexport bulgarischer Waren landwirtschaftlichen Ursprungs und besonders an Nahrungsmitteln einen geringeren Beitrag zur Entwicklung des Außenhandelswarenaustausches zwischen den beiden Ländern. Es werden gewisse Mengen von frischem und gekühltem Fleisch, Salzlaken-Weißkäse, Sonnenblumensaat, Hartkäse und orientalischem Tabak exportiert. Beträchtlicher ist das Exportvolumen an Weinen vom Faß und in Flaschenabfüllung sowie an frischem und konserviertem (sterilisiertem) Gemüse.

Unterstrichen werden muß der Export von Heilkräutern, welche besonders in den letzten fünf Jahren großes Interesse hervorrufen. In den einzelnen Jahren werden auch Bienenhonig, Fruchtkompotts, tiefgefrorene Früchte, Fruchtsäfte u. a. m. in die Bundesrepublik exportiert.

Die Analyse der Daten über den Außenhandelswarenaustausch mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen und Nahrungs- und Genußmitteln zwischen Bulgarien und der Bundesrepublik Deutschland zeigt, daß in den letzten Jahren auf diesem Gebiet wesentliche Veränderungen eingetreten sind. Die wichtigsten davon laufen auf folgendes hinaus:

*Erstens.* Aus den Märkten der Bundesrepublik sind eine Reihe von in der Vergangenheit traditionellen und von den Verbrauchern hochbewerteten Nahrungsmitteln, wie Tafelweintrauben und Pfirsiche, ausgefallen. Während der 60er Jahre erreichen die in die Bundesrepublik exportierten Tafelweintrauben beträchtliche Mengen – bis 21,7 Tsd. t (1965), frische Pfirsiche bis 3247 t (1970), Tomaten bis 3191 t (1970). Während der letzten Jahre nahm diese Ausfuhr kraß ab. Ausgefallen ist auch der Export von Pfefferminzöl, der 1970 5000 kg beträgt.

*Zweitens.* Die Exportmengen verschiedener Nahrungs- und Genußmittel in den letzten fünf Jahren weisen erhebliche Schwankungen auf. Die Exportmengen der Weintraubenweine vom Faß schwanken zwischen 7,8 Tsd. t und 12,4 Tsd. t, der Flaschenweine – 92 t und 397 t, des Bienenhonigs – 376 und 1693 t, der tiefgefrorenen Früchte zwischen 337 t und 2748 t, bei den konservierten (sterilisierten) Gemüsen zwischen 3,8 Tsd. t und 11,9 Tsd. t usw. Diese Schwankungen werden auch bei vielen anderen in die Bundesrepublik exportierten Industrieerzeugnissen beobachtet. Die Anzahl der ausgeführten Elektromotoren variiert in den einzelnen Jahren zwischen

6,7Tsd. Stück und 103,5Tsd. Stück, der Kabel und elektrischen Leiter – 281Tsd. Lewa und 1311Tsd. Lewa, der Schreibmaschinen zwischen 39 Stück und 17Tsd. Stück, des groben Blechs zwischen 52,0Tsd. t und 110,5Tsd. t usw.

*Drittens.* Bulgariens Import von wichtigen Industrieerzeugnissen aus der Bundesrepublik zeigt eine steigende Tendenz. So z. B. erhöht sich in den letzten fünf Jahren der Import an Werkzeugmaschinen von 5,1Mill. Lewa auf 19,6Mill. Lewa, an Anlagen für die Lebensmittelindustrie von 1,1Mill. Lewa auf 10,96Mill. Lewa, an Anlagen für die Textilindustrie von 3,6Mill. Lewa auf 6,9Mill. Lewa usw. Einen wirklichen Sprung hat der Import von Schiffen, Schiffshebe- und Taucheranlagen von 525Tsd. Lewa auf 9712Tsd. Lewa erfahren.

*Viertens.* Die aus der Bundesrepublik importierten Ausrüstungen für die chemische Industrie, obgleich sie gewissen jährlichen Schwankungen unterworfen sind, verbleiben auf einem mittleren Stand – 16,3Mill. Lewa (1981) und 16,1Mill. Lewa (1982). Stabilität ist auch bei dem Import von Fernmeldeausrüstungen zu beobachten, welcher von 3,7Mill. Lewa (1980) bis 5,1Mill. Lewa (1984) variiert.

Der Vergleich der Daten über den Export und Import zwischen beiden Ländern zeigt, daß der bulgarische Warenimport aus der Bundesrepublik unvergleichbar stabiler ist im Vergleich zum bulgarischen Warenexport auf die westdeutschen Märkte. Dabei ist wesentlich der Export von Nahrungs- und Genußmitteln diesen Schwankungen unterworfen.

Die in den letzten Jahrzehnten zu beobachtenden Strukturveränderungen in der bulgarischen Wirtschaft und spezieller die sich verstärkenden Positionen der Industriezweige prägen die Exportstruktur Bulgariens und werden sie auch in Zukunft kennzeichnen, wodurch auch der Warenaustausch mit der Bundesrepublik mitbestimmt wird. In derselben Richtung wird auch die gutbekannte Preisschere zwischen den Industrie- und Agrarprodukten auf den internationalen Märkten die Handelsströme beeinflussen. Die intensive Entwicklung des bulgarischen Maschinenbaus, der Elektronik, der Chemie und der anderen wissenschaftsaufwendigen Zweige wird auch zukünftig die steigende Bedeutung dieser Waren in der Exportliste Bulgariens bedingen.

Dies bedeutet jedoch nicht, daß die Exportmöglichkeiten für Nahrungs- und Genußmittel gemindert werden, insbesondere für solche mit hohem biologischem Wert, zu deren Produktionssteigerung die günstigen klimatischen und Bodenbedingungen der Balkanhalbinsel sowie die modernisierte bulgarische Nahrungsmittelindustrie beitragen.

Die Nahrungswirtschaft Bulgariens ist imstande, dem anspruchsvollen westdeutschen Markt den Mengen nach nicht große, jedoch biologisch wertvolle Nahrungs- und Genußmittel zu liefern. Sie ist auch in der Lage, ein Angebot an solchen Qualitäten zu sichern, die manche Konkurrenzfirmen noch nicht besitzen.

Den gestiegenen Anforderungen der Verbraucher und dem Bestreben zur Diversifizierung des Angebots kann auch durch den Import gewisser bulgarischer Nahrungs- und Genußmittel entgegengekommen werden. Dies trifft besonders auf Gewächshautomaten, Gurken, Paprika, frische Erdbeeren, Pflirsiche, tiefgekühltes Obst und Gemüse, speziell zubereitete Fleischartikel, Wurstwaren, Filets, Dörrfleisch u. a. Delikatessen, die nach ihren Geschmacksqualitäten einzigartig in Bulgarien und den westdeutschen Touristen gut bekannt sind, zu. Die Erweiterung des Handels um solche Erzeugnisse wird den gemeinsamen Warenaustausch auch mit

anderen Warengruppen fördern, was zur Steigerung des Außenhandelsumsatzes zwischen den beiden Staaten beitragen wird, um so mehr, da gegen jede aus Bulgarien exportierte Werteinheit aus der Bundesrepublik ein doppelt so hoher Import getätigt wird.

Das Erreichen dieses Zieles stößt jedoch auf immer größere Schwierigkeiten, welche die gemeinsame Agrarpolitik der EWG beim Import von Waren aus den sozialistischen Ländern errichtet. Andererseits schafft der neue ökonomische Mechanismus in der Leitung der bulgarischen Volkswirtschaft den einzelnen Wirtschaftsunternehmen erhebliche Möglichkeiten zum direkten Zugang zu den inneren und insbesondere zu den äußeren Märkten.

Dieser Mechanismus birgt wesentliche Reserven für eine weitere Festigung und Erweiterung der Außenhandelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern in der Ernährungswirtschaft. Jedoch ist er den westdeutschen Firmen noch unbekannt, und seine Möglichkeiten werden von den bulgarischen Wirtschaftsunternehmen nicht voll ausgenutzt.

### *Anmerkungen*

1. Im Vergleich zu 1939 steigt 1984 das gesellschaftliche Gesamtprodukt auf das 22fache, das Nationaleinkommen jedoch – in vergleichbaren Preisen – auf das 14fache an. Die Gesamtindustrieproduktion steigt 89mal an, darunter die Produktion an Produktionsmitteln auf das 254fache.
2. In vergleichbaren Preisen steigt der Außenhandelswarenaustausch des Landes im Zeitraum 1939–1984 59mal, wobei der Export 83mal und der Import 39mal ansteigt. Sogar in der Periode der relativ langsameren Entwicklung (1970–1984) steigt der Warenaustausch 3,6mal, davon die Ausfuhr – 4,1mal und die Einfuhr 2,9mal.

*Quellen:* Die statistischen Angaben für die Jahre bis 1940 entstammen sämtlich dem Статистически годишник на Царство България; Statističeski godišnik na Zarstwo Bulgaria, diejenigen nach dem Zweiten Weltkrieg überwiegend dem Статистически годишник на НРБ; Statističeski godišnik na NRB.

3. 1 Lew = 1 US-\$.

# Nach 28 Jahren

*Als Humboldtianer über die griechisch-deutschen Wissenschaftsbeziehungen*

PANAJIOTIS J. RENTZEPERIS

Geburtstagsfeiern sind immer ein guter Anlaß zum Nachdenken, Abrechnen, Kritisieren und Würdigen. Schon im Normalfall ist das keine leichte Aufgabe. Wenn aber die Rede von einem genialen und in jeder Hinsicht in seiner Mission erfolgreichen Menschen wie Dr. Heinrich Pfeiffer ist, dann wird die Sache recht schwierig. Sein erstaunliches Wirken in verschiedenen Bereichen der Wissenschaftsförderung und der Verständigung zwischen Wissenschaftlern hat mit Recht der Alexander von Humboldt-Stiftung den verdienten Ruhm eingebracht, eine der besten Organisationen ihrer Art in der Welt zu sein. Ohne Übertreibung könnte man wohl sagen, daß es ihm durchaus gelungen ist, die Tradition Alexander von Humboldts, „kultureller Gesandter Deutschlands“ zu sein, aufrechtzuerhalten. Da aber auch die gerechte Würdigung seines Wirkens auf seine bekannte Bescheidenheit stoßen würde, bleibt einem nichts mehr übrig als dem guten Freund Heinrich Pfeiffer zu seinem 60. Geburtstag den tiefgefühlten Wunsch in der Muttersprache auszusprechen:

„χρόνια πολλά, με υγεία και χαρά“

– er möge viele Jahre in bester Gesundheit und Freude weiterleben!

Es sind schon 28 Jahre vergangen, seit ich als junger Humboldt-Forschungsstipendiat an der Universität Frankfurt am Main eintraf und mich eifrig auf die Kristallforschung stürzte. Einer langen deutschen Tradition folgend, war die Kristallstrukturanalyse mit Röntgenstrahlen wieder in vollem Aufschwung in Deutschland, und das Wirtschaftswunder der damaligen Zeit erlaubte die Ausrüstung vieler Institute mit modernster Apparatur. Außerdem hatte die erste Nachkriegsgeneration junger Akademiker gerade den Punkt erreicht, eine führende Rolle in der Forschung zu übernehmen, der Enthusiasmus für neues Wissen war groß, und es war wirklich ein Vergnügen, an Seminaren, Colloquia und Tagungen aktiv teilzunehmen. Auf diese Weise war es möglich, schnell einen guten Überblick über die wichtigsten Probleme im Bereich der Kristallforschung zu gewinnen und viele interessante und erleuchtende Diskussionen mit anderen Forschern zu führen. Mit den meisten deutschen Kollegen dieser Zeit besteht noch eine enge Freundschaft.

Auch in dieser Hinsicht war die Rolle der Alexander von Humboldt-Stiftung durchaus entscheidend: nur durch die großzügige Bereitstellung von Reisebeihilfen war die Teilnahme an nationalen und internationalen wissenschaftlichen Veranstaltungen möglich. Oft war die bloße Tatsache, Humboldt-Forschungsstipendiat zu sein, schon genug, um die damals übliche Zurückhaltung der Deutschen gegenüber den Ausländern zu beseitigen und die menschlichen Beziehungen auf eine gemeinsame Basis zu bringen. Nicht zuletzt sollte man sich an den kleinen Personalausweis mit der Unterschrift Heisenbergs erinnern, welcher hin und wieder dazu beigetragen

hat, manche bürokratische Türen zu öffnen und das Leben in Deutschland zu erleichtern. Dauernd spürte man Beweise einer schützenden, jedoch diskreten Betreuung, welche das Privatleben, die Traditionen und die Weltanschauung jedes einzelnen Stipendiaten völlig respektierte. Darin lag, vielleicht mindestens zum Teil, das Geheimnis des weltweit anerkannten Erfolgs der Alexander von Humboldt-Stiftung und der Entstehung eines starken Zusammengehörigkeitsgefühls zwischen den Stipendiaten, welches sich durch die Gründung so vieler Humboldt-Clubs ehemaliger Stipendiaten in aller Welt manifestiert hat. Man könnte wohl sagen, daß diese Betreuung einen transzendenten Charakter aufweist, indem sie auf Dauer durchsetzt: Publikationen, Buch- und Gerätespenden, kurzfristige Wiedereinladungen, Regionaltagungen. Noch nach 28 Jahren bin ich genauso stolz darauf, ein Humboldt-Stipendiat gewesen zu sein wie damals in Frankfurt.

Vieles hat sich geändert in diesen drei Jahrzehnten. Besonders im Bereich der tertiären Ausbildung ist in den meisten europäischen Ländern eine völlig neue Situation entstanden.

Die Universitäten sind immer Institutionen mit multipler Rolle in der Gesellschaft gewesen, deren Hauptziel es ist, neues Wissen durch Forschung zu stimulieren und dieses durch Unterricht und Publikationen zugänglich zu machen. Die Ansiedlung verschiedener Disziplinen breiten Spektrums an den Universitäten machte diese zu einem großen und unersetzbaren Lager der Erfahrung und zur Quelle des von der Industrie und anderen Gesellschaftssektoren benötigten spezialisierten Forschungs- und Verwaltungspersonals. Gleichzeitig haben sich viele Universitäten zu wichtigen kulturellen Zentren entwickelt, welche entscheidend zur Erhöhung des allgemeinen Niveaus der umliegenden Gemeinden beigetragen haben.

In den 50er und 60er Jahren – einer Periode schneller wirtschaftlicher Entwicklung – machte die Finanzierung der Universitäten keine besonderen Schwierigkeiten. Dringende Nachfrage nach höherer Ausbildung führte zur Expansion des Hochschulsystems und zur Gründung neuer Universitäten und anderer Institutionen höherer Ausbildung. Gleichzeitig wurde mehr Geld für die wissenschaftliche Forschung bereitgestellt, weil Wissenschaft und Technologie alles zu versprechen schienen und die Forschung als der Schlüssel zu einer besseren Zukunft betrachtet wurde. Logischerweise wurde die Universität als die natürliche Stätte für Grundlagenforschung angesehen, und der traditionelle und bewährte Glaube an die Einheit von Forschung und Lehre wurde nicht bezweifelt oder herausgefordert.

Diese Situation änderte sich drastisch im nächsten Jahrzehnt. Mitte der 70er Jahre wurde die Expansion aus verschiedenen Gründen gebremst, die Rezession setzte ein. Die schwierige wirtschaftliche Lage, in welcher sich alle europäischen Länder befanden, führte zu Sparprogrammen mit stark negativem Einfluß auf die Universitätsetats und die Finanzierung der Forschung. Außerdem forderte die sich schnell fortsetzende technologische und sozio-wirtschaftliche Entwicklung die Universitäten heraus, ihre Rolle und ihre Beziehung zur Gesellschaft, vor allem der Industrie, vom Anfang an zu betrachten.

Verschiedene internationale Konferenzen haben festgestellt, daß die wichtigsten Probleme der tertiären Ausbildung nicht national bedingt sind, sondern daß sie den beschleunigten technologischen Fortschritt, die Bedürfnisse und Aspirationen des Individuums und die Einheit der menschlichen Gesellschaft reflektieren.

Das alles sowie andere Faktoren führten zu mehreren Experimenten zwecks

Reformen, welche das frühere Bild mehr oder weniger veränderten. Weil diese Reformen in vielen Ländern noch im Gange sind und von Zeit zu Zeit revidiert werden, ist es noch zu früh, ihren endgültigen Wert und ihren wahren Einfluß auf die weitere Entwicklung der Universitäten objektiv einzuschätzen.

Mitte der 80er Jahre scheint die Situation an deutschen Universitäten stabil genug zu sein, um eine positive Entwicklung und einen Fortschritt zu gewährleisten. In anderen europäischen Ländern haben die Reformen zu unbefriedigenden Resultaten geführt. Vielleicht werden auch sie in absehbarer Zeit die richtige Antwort auf die Herausforderung unserer Zeit finden.

Die wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Griechenland und Deutschland sind immer sehr eng gewesen. Nicht nur haben zahlreiche griechische Akademiker in Deutschland studiert oder sich spezialisiert, sondern schon seit anderthalb Jahrhunderten wurde das griechische Hochschulsystem im wesentlichen nach deutschem Vorbild errichtet. Sogar das neue griechische Hochschulrahmengesetz von 1982 enthält zahlreiche Elemente der an deutschen Universitäten im vorigen Jahrzehnt durchgeführten Reformen.

Zur Zeit studieren mehr als 6000 griechische Studenten an deutschen Universitäten. Entsprechend groß ist die Anzahl derjenigen, die ein Aufbaustudium absolvieren oder eine Promotion anstreben. Sicherlich werden diese jungen Kräfte im Rahmen der Zusammenarbeit der Europäischen Gemeinschaften eine besondere Rolle spielen. Die etwa 250 Humboldt-Forschungsstipendien, die in den letzten 30 Jahren an griechische Wissenschaftler verliehen wurden, haben in dieser Richtung sehr viel geholfen.

Auch die Zusammenarbeit im Bereich der Forschung ist eng. Zahlreiche griechische und deutsche Institute haben seit langer Zeit gemeinsame Forschungsprogramme durchgeführt, größtenteils finanziert von internationalen oder deutschen Stiftungen und Institutionen. Die Wechselwirkung des beteiligten Personals sowie auch die gegenseitigen Expertenbesuche tragen entscheidend zur Erhöhung des beiderseitigen Forschungsniveaus bei.

Natürlich liegen die Schwerpunkte in den 80er Jahren wieder ganz anders als in den 50er Jahren. Dabei üben die in den letzten drei Jahrzehnten entstandenen großen deutschen Wissenschaftszentren ersten Ranges eine Anziehung auf junge griechische Wissenschaftler aus. Man könnte wohl sagen, daß in den kommenden Jahren die Alexander von Humboldt-Stiftung einer erhöhten Anzahl von Anträgen aus Griechenland entgegensehen kann.

Die Rückschau auf die letzten drei Jahrzehnte darf nicht beendet werden, ohne den allgemeinen Eindruck zum Ausdruck zu bringen, daß die von der Stiftung geleistete Arbeit den Visionen Alexander von Humboldts für die Zukunft bestens entgegengekommen ist. Letzten Endes ermöglicht sie ja den Stipendiaten, dem Humboldtschen Ideal – den großen Zusammenhang der Dinge zu erfassen und klarzumachen – durch die Forschung näher zu kommen.

# A Skillful Bridge Builder

*The Very Model of a Modern Secretary General*

WALTER A. ROSENBLITH

To have been asked to contribute to a Festschrift for Heinrich Pfeiffer on the occasion of his sixtieth birthday is already a source of pleasure. To have lived sixty years often reminds *das Geburtstagskind* of how old he is, but if Heinrich Pfeiffer should feel that way, he would be outvoted by his colleagues, friends and admirers who know how young he really is. One cannot be acquainted with Heinrich Pfeiffer without being amazed by his energy, his imagination, and his cosmopolitan friendships. All of these traits are related to his vision of the role of the Alexander von Humboldt-Stiftung in creating bonds and partnerships between scientists and scholars of all ages on this globe.

My acquaintance and friendship with Heinrich Pfeiffer results from having met at international meetings both inside and outside the Federal Republic of Germany. These encounters have been sufficiently numerous so one has to select only a few recent ones for illustrative purposes. Even though I have been neither a Humboldt Fellow or Awardee, I have had the privilege of being invited by the Foundation to the three bi-national colloquia held in the United States: at the Princeton Institute for Advanced Study (1981), Stanford University (1983), and Northwestern University (1985). These unique transatlantic interchanges of the two scientific communities are contributing significantly to future cooperation and to the building of personal relations in an hospitable atmosphere of mutual trust and respect that bears the stamp of Heinrich Pfeiffer, and they exude, like he does, a measure of seriousness and of fun.

I also remember the 1981 Workshop in Lisbon on “International Mobility of Scientists and Engineers” to which Heinrich Pfeiffer contributed significantly by asking penetrating questions – thereby demonstrating again that it is sometimes better to know some of the questions than all of the answers.

But in addition to these gatherings, I learned much from Heinrich Pfeiffer in one-to-one conversations in which we exchanged views on issues of science policy, on the best ways of strengthening international cooperation and exchanges, in which he gave freely his own perceptions of the many U. S. institutions he had dealt with and whose strong and weak sides he had come to know.

To me, Heinrich Pfeiffer is a highly skillful bridge builder, an ambassador accredited to many nations. Permit me to modify a well-known Gilbert and Sullivan phrase: he is the very model of a modern secretary general. At this festive occasion of his sixtieth birthday, I offer my very best wishes. It is a pleasure to say: *vivant sequentes!*

# Literarischer Kulturaustausch zwischen Brasilien und Deutschland

ERWIN THEODOR ROSENTHAL

Der Kulturaustausch zwischen den Völkern erweitert den ästhetischen, geistigen und künstlerischen Erfahrungshorizont der Gemeinschaft und trägt zu einer immer engeren Verständigung bei; er entspricht genau dem Begriff, den Heinrich Pfeiffer mit dem Motto ‚Verstand zur Verständigung‘ so eindrucksvoll gemünzt hat. Das Vermitteln kultureller Werte, über Raum und Zeit hinweg, wirkt sich befruchtend und entfaltend auf die Eigenheiten der jeweiligen Nationalität aus, und sein Gelingen wird mitgetragen vom Übersetzer als unentbehrlichem Mittler, der eine bekannte Welt mit einem unbekanntem Universum koppelt. „Beim Übersetzen muß man bis ans Unübersetzliche herangehen; alsdann wird man aber erst die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr“ (Goethe).

Hier soll vom literarischen Austausch zwischen Brasilien und Deutschland die Rede sein, und so muß der Übersetzungen gedacht werden, denen es gelingt, diesen Brückenschlag von der einen zur anderen Welt zuwege zu bringen, und die um so bedeutender in ihrer Wirkung sind, je mehr sie sich der fremden Kultur annähern und sich befruchtend in das Gesamtbild integrieren lassen. Denn Fremdheit kann zu Eigenart werden, wie es beispielsweise der Eiffelturm in Paris belegt, der heute aus dem Stadtbild nicht mehr wegzudenken ist, Wahrzeichen von Paris! Der Eiffelturm ist das Symbol einer ganzen Epoche, über den sein Schöpfer, der Ingenieur Gustave Eiffel, kurz nach der Einweihung 1889 schrieb: „Ich habe zum Ruhme der modernen Wissenschaft und zur Ehre der französischen Industrie einen Triumphbogen bauen wollen, der ebenso eindrucksvoll sein sollte, wie jene, die frühere Generationen für die Eroberer errichtet haben.“ Doch als das Projekt, zwei Jahre zuvor, bereits konkrete Formen angenommen hatte, veröffentlichten große und einflußreiche Künstler Frankreichs, zu denen Alexandre Dumas fils, Leconte de Lisle, Guy de Maupassant und viele andere zählen, ein Manifest, das folgendermaßen anhub: „Wir Schriftsteller, Bildhauer, Architekten und Maler, leidenschaftliche Liebhaber der bisher unversehrten Schönheit von Paris, erheben im Namen des mißachteten französischen Geschmacks, im Namen der bedrohten Kunst und Geschichte Frankreichs mit all unseren Kräften, all unserer Entrüstung Protest gegen die Errichtung des nutzlosen und monströsen Eiffelturms mitten in unserer Hauptstadt.“ Sie haben die Uhr nicht zurückdrehen können, und bis heute ist der Eiffelturm das Wahrzeichen der „cité-lumière“, fast organisch eingereiht in die beängstigende Vielfalt der Baudenkmäler, die trotzdem den Eindruck eines harmonischen Ganzen erwecken. Auch literarische Einflüsse, wenn auch anders bemerkbar und unterschwelliger eingefügt, verändern die kulturelle Perspektive und stellen ein neues Bild dar, das aber ebenso haltbar sein kann, wenn es auf sicherem Boden gründet.

Octavio Paz, zweifelsohne einer der wachsamsten und klügsten Literaturvermittler Iberoamerikas, vertritt die Meinung, daß die lateinamerikanische Literatur „die jüngste der zeitgenössischen Literaturen der Welt“ sei, und so findet sie auch erst sehr spät ein Verhältnis zum deutschsprachigen Leserkreis. Brasilianische Dichtung wird zwar schon im späten achtzehnten Jahrhundert erwähnt, unter anderem bei Goethe, der drei Übersetzungen aus dem brasilianischen Kulturkreis angefertigt hat<sup>1</sup>, doch der Anschluß an den deutschsprachigen Leser gelingt eigentlich erst in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts. Bald danach war es der brasilianischen Literatur in Deutschland gegeben, dank einer kurzlebigen Begeisterung, als neue Offenbarung betrachtet zu werden und einige große Erfolge zu verbuchen, und noch ist ungewiß, ob das Schrifttum, das von dieser „Neuen Welt“ dem deutschen Sprachraum zukommt, sich nicht wirklich einbürgern wird, als die große Revelation des ausgehenden Jahrhunderts.

Meinungen, Eindrücke, Standpunkte stehen immer im Zeichen der veränderbaren Welt, und in der Jetztzeit darf behauptet werden, daß die lateinamerikanische Literatur, und mit ihr als wichtige Komponente die brasilianische, schon in das Bewußtsein des deutschen Lesers eingedrungen ist. Angefangen hat dieser Vormarsch der Literatur Brasiliens im Jahre 1960, als im vielbeachteten *Museum der modernen Poesie* (hg. von Hans Magnus Enzensberger) ein Gedicht von Jorge de Lima, einem der eigenwilligsten und markantesten brasilianischen Lyriker der Moderne, erschien.<sup>2</sup> Ab 1961 sind es dann die Kleinbände der Serie *rot-texte*, in denen immer wieder modernste brasilianische Lyrik zu Worte kommt, und brasilianische Lyriker beginnen ebenfalls in Einzelausgaben zu erscheinen, so Manuel Bandeira, Carlos Drummond de Andrade und João Cabral de Mello Neto. Curt Meyer-Clason ist häufig der kongeniale Übersetzer und stellte 1975 eine Anthologie unter dem Titel *Brasilianische Poesie des 20. Jahrhunderts* zusammen. Bereits vor 1960 hatte die Verbreitung von übersetzten Stücken aus dem Theaterrepertoire Brasiliens in Deutschland eingesetzt, und hier sollen genannt werden Pedro Bloch (1955), Joracy Camargo (1957) und Antonio Callado (1958) sowie in den sechziger Jahren Guilherme de Figueiredo und Ariano Suassuna, die die Lebendigkeit des brasilianischen Theaters belegen. In Ostberlin ist 1971 eine vielbeachtete Sammlung *Brasilianischer Dramen* vorgelegt worden.

Der große Erfolg blieb allerdings der übersetzten Prosa vorbehalten, und da muß, wenn an moderne Autoren gedacht wird, an erster Stelle Jorge Amado erwähnt werden. 1912 im Staate Bahia als Sohn eines kleinen Kakaopflanzers geboren, gilt er heute als weitverbreitetster Schriftsteller Lateinamerikas. Die Gesamtauflage seiner Werke, die in 35 Sprachen übersetzt und auch weitgehend verfilmt wurden, dürfte zwanzig Millionen Exemplare überschritten haben. In den deutschsprachigen Ländern sind neunzehn seiner Romane zwischen den Jahren 1950 und 1983 übersetzt worden, acht darunter in der Bundesrepublik Deutschland. Amados vielschichtiges Werk, das vom gesellschaftskritischen bis zum individualistischen und zum Schelmenroman in immer neuen Tönen die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt, artikuliert wesentliche Aspekte der kulturellen Identität des Landes. Ein weiterer unter den großen brasilianischen Epikern der Moderne ist Erico Varíssimo, der zwar bedeutend weniger Übersetzungen als Jorge Amado erfahren hat, doch dessen Roman *Die Zeit und der Wind* sehr erfolgreich gewesen ist. Von ihm liegen übersetzt sechs Bände (aus einer überreichen Produktion) vor, aber da man ihn als einen unpolitischen Morali-

sten eingestuft hat, dem es vor allem um die sittliche Entscheidungsfreiheit geht, war seinem Werk, das vor allem dem bürgerlichen Schicksal in seiner Heimatprovinz Rio Grande do Sul gewidmet ist, nicht die Popularität vergönnt, die andere brasilianische Autoren in Europa erreicht haben.

João Guimarães Rosa (1908–1967), dieser „authentische Brasilianer aus den Weiten der Minas Gerais“, dessen Werk auch in der Bundesrepublik als „das brasilianische Gipfel- und Meisterwerk“ (G. W. Lorenz) gepriesen wurde, mit dem „eine neue Epoche der brasilianischen Literatur“ angebrochen sei, ist durch Bücher berühmt geworden, deren eigenwillige Diktion und unübliche Struktur dem Leser große Schwierigkeiten bereiten. Als Diplomat hat er einige Zeit in Hamburg verbracht (1938–1942), sich von Kafka, Musil und Thomas Mann angesprochen gefühlt und ist häufig schon dem deutschen Leserpublikum vorgeführt worden, meist in Übersetzungen von Curt Meyer-Clason, der auch seine Korrespondenz mit dem Dichter veröffentlicht hat. Mit Hilfe von Guimarães Rosa ist es dem Übersetzer gelungen, die meisten Interpretationsfallen des Riesenwerks erfolgreich zu meistern. *Grande Sertão*, das rätselhafteste und doch bekannteste Romanwerk dieses Autors, hat in der Bundesrepublik die Auflageziffer von 30 Tausend überschritten und konnte auch in der DDR erscheinen, mit Nachwort von Anna Seghers. Daneben sind noch weitere acht seiner Bücher auf den deutschen Markt gekommen.

Neben Jorge Amado hat der Nordosten Brasiliens noch viele bekannte Dichter hervorgebracht, die häufig die Merkmale des kargen Bodens, des dürftigen Brotes und der dünnen Weiden ihrer Landstrecken in ihre Erzählungen einbauen. Einer jener Dichter war Graciliano Ramos, der auch durch die gesellschaftlich-politische Brisanz seiner Bücher sich im Ausland einen Leserkreis schuf. Allerdings ist er in der Bundesrepublik erst nach seinem Tode bekannt geworden, durch die Übersetzung von *São Bernardo* (1957), auf die *Nach Eden ist es weit* (1966) und *Angst* (1978) gefolgt sind. José Lins do Rego, der äußerst erfolgreiche Epiker aus dem gleichen Landstrich, ist in Deutschland hauptsächlich durch *Cangaceiros (Rhapsodie in Rot)* aus dem Jahre 1958 bekanntgeworden. Willy Keller, der in Brasilien sehr viel für die Verbreitung des deutschen Theaters getan hat und in Deutschland für die brasilianische Literatur warb, hat Graciliano Ramos übersetzt, José Luis do Rego wurde von Waldemar Sonntag übertragen. Ein weiterer Schriftsteller aus Bahia, der häufige Übersetzungen ins Deutsche erfuhr, ist Adonias Filho (1915). Vielbeachtet wurde sein Roman *Corpo Vivo* aus dem Jahre 1962, unter gleichem Titel sieben Jahre später von Meyer-Clason übersetzt, und *Das Fort*, ebenfalls 1969 in der Bundesrepublik erschienen, vom selben Übersetzer betreut. Das zentrale Anliegen dieser Romane ist die Bewältigung des Schicksals durch den einzelnen. Wahnsinn, Grausamkeit und Rache treten bei ihm auf, als wären sie Grundformen zur Darstellung der menschlichen Existenz in der häufig unwirtlichen Natur des nordöstlichen Brasiliens.

Eine Reihe anderer brasilianischer Epiker sind in der Bundesrepublik, in der Deutschen Demokratischen Republik, in Österreich und in der Schweiz übersetzt vorgelegt worden, und unter ihnen seien hier hervorgehoben Lúcia Benedetti, Ignácio de Loyola Brandão, José Candido de Carvalho, Josué de Castro, José Condé, Autran Dourado, Carolina Maria de Jesús, Clarice Lispector, João Mohana, Vinícius de Moraes, Alina Paim, Dalton Trevisan, José Mauro de Vasconcelos, Osman Lins, João Ubaldo Ribeiro und Lygia Fagundes Telles, deren Erzählwerk jetzt gerade Thema einer Promotionsarbeit an der Universität Köln geworden ist, wo häufig über

brasilianische Literatur gearbeitet wird, seit der Leiter des dortigen Portugiesisch-Brasilianischen Instituts, Helmut Feldmann, vor einundzwanzig Jahren mit seiner Dissertation zu Graciliano Ramos den Anstoß zur akademischen Beschäftigung mit der brasilianischen Literatur gab<sup>3</sup>.

Wie verhält es sich andererseits mit der deutschen Literatur auf dem brasilianischen Buchmarkt? Welche Bedeutung kommt der deutschsprachigen Literatur unter dem Kreuz des Südens zu? Hier wird selbstverständlich nicht der Anspruch erhoben, auch nur ein annäherndes Verzeichnis übersetzter Autoren zu liefern, was auch in dem schmalen Rahmen dieser Ausführungen gar nicht möglich wäre und außerdem eine äußerst ermüdende Aufstellung abgeben würde. Es sei darauf hingewiesen, daß Goethe, Schiller und E. T. A. Hoffmann schon im vorigen Jahrhundert Verbreitung in Brasilien gefunden hatten, meist aus Übersetzungen, die über französische Übertragungen nach Brasilien gekommen waren.

Allgemeine Aufstellungen und Verzeichnisse von übersetzten Autoren und Werken existieren spätestens seit dem *Kritischen Repertorium der Deutsch-Brasilianischen Literatur*, von Oscar Canstatt 1902 in Berlin herausgegeben und 1906 durch einen *Nachtrag* vervollständigt. Weitere Teilverzeichnisse deutscher Literatur über Brasilien folgten, doch erschienen auch bald die ersten Aufstellungen über in Brasilien übersetzte deutsche Literatur, von der Friedrich Sommer in seinem *Literarischen Austausch zwischen Deutschland und Brasilien* (1941) 338 aus dem Deutschen übersetzte Titel anführt. Siebenunddreißig Jahre später erschien bei *Inter Nationes* eine Bibliographie zu den Übersetzungen aus den Jahren 1945–1978, *Deutschsprachige Literatur in portugiesischer Übersetzung*, von João Barrento (aus Lissabon) besorgt, in der den brasilianischen Veröffentlichungen deutschsprachiger Literatur ein größerer Raum zugestanden wird als den portugiesischen.

Es werden 2053 in Brasilien verlegte Titel deutschsprachiger Literatur erfaßt, und an diese Bibliographie schließt die Arbeit von Christl Brink, São Paulo, an, die für die Jahre 1978–1983 weitere 286 Titel anführt, darunter 34 Theaterstücke. Diese Auflistung ist in der Zeitschrift *Tradução e Comunicação* (São Paulo) erschienen, wo in Nummer 8 (1986) eine weitere Angabe von 70 Titeln folgt, die sich auf die Jahre 1984 und 1985 bezieht. Eine Untersuchung dieser Aufstellungen ergibt, daß Hermann Hesse, Thomas Mann, Franz Kafka, Berthold Brecht und Stefan Zweig zu den meistübersetzten Autoren der letzten vierzig Jahre gehören, doch auch Stefan Andres, Josef Bauer, Walter Benjamin, Thomas Bernhard, Peter Bichsel, Heinrich Böll, Elias Canetti, Tankred Dorst, Friedrich Dürrenmatt, Hans Magnus Enzensberger, Rainer Werner Fassbinder, Max Frisch, J. W. Goethe, Günter Grass, Peter Hacks, Peter Handke, Gerhart Hauptmann, Heinrich Henkel, Werner Herzog, Ernst Jünger, Heinar Kipphardt, Franz Xaver Kroetz, Jakob Michael Reinhold Lenz, Siegfried Lenz, Emil Ludwig, C. F. Meyer, Christian Morgenstern, Robert Musil, Lili Palmer, Ulrich Plenzdorf, Erich Maria Remarque, R. M. Rilke, Luise Rinser, Brigitte Schwaiger, Jürgen Thorwald, Ernst Toller, Peter Weiss werden aufgezählt, und immer wieder erscheinen Veröffentlichungen zur deutschen Literatur, was das allgemeine Interesse ja wohl am besten belegt. Die Qualität der Übertragungen, sowohl aus dem Portugiesischen ins Deutsche wie auch umgekehrt ist natürlich sehr unterschiedlich, doch wenn es auch bedauerlich ist, daß einzelne Übersetzer das Original zerstückeln und sogar manchmal unlesbar machen, müssen auch die ausgezeichneten Leistungen von beispielsweise Curt Meyer-Clason, Willy Keller und, in jüngster

Zeit, Ray-Güde Mertin in Übertragungen aus dem Portugiesischen hervorgehoben werden, so wie sich in entgegengesetzter Richtung Herbert Caro, Sergio Paulo Rouanet und Lya Luft berechtigterweise einen hervorragenden Namen gemacht haben.

Wie sich nun hüben und drüben die Rezeption auswirkt, inwieweit sie sich dann in eigenständigen literarischen Arbeiten niederschlägt, eine Tatsache, die unbedingt aufweisbar ist, muß noch erforscht werden, obgleich auch in dieser Richtung bereits reichhaltige Ansätze existieren. Jedenfalls darf behauptet werden, daß der Kulturaustausch zwischen Brasilien und der Bundesrepublik (und, in weiteren Grenzen gesehen, mit dem gesamten deutschsprachigen Bereich) gerade auf dem Gebiet der Literaturvermittlung von Jahr zu Jahr intensiver wird.

Als im Jahre 1978 die Alexander von Humboldt-Stiftung eine Auswertung der Übersetzungstätigkeit ihrer ehemaligen Gastwissenschaftler veröffentlichte<sup>4</sup>, kam Herausgeber Kurt-Jürgen Maaß zu folgendem Fazit: „Der Brückenschlag des Wortes (...) verdient Bewunderung und Dank. Er gibt denen Recht, die sich weigern, auswärtige Kulturpolitik vorwiegend unter kurzfristigen Erfolgsaussichten zu betreiben.“ In dieser Aufstellung der Resultate von Übersetzungstätigkeiten, die von den Förderungsprogrammen der Humboldt-Stiftung angeregt wurden, aber nur die Leistungen bis 1978 erfaßt, wird belegt, daß die geförderten Wissenschaftler „ohne Auftrag, freiwillig, zusätzlich zur eigenen Forschertätigkeit und ohne finanzielle Unterstützung von deutscher Seite [...] in 25 Jahren 1863 Übersetzungen deutscher schöngestirter und wissenschaftlicher Literatur gemacht [haben] – ja, wahrscheinlich sogar über 2000, denn die Auswertung hat nur einen Teil dieser ‚Nebentätigkeit‘ erfassen können“ (Heinrich Pfeiffer).

Damit ist aber der vielleicht wichtigsten Aufgabe der Alexander von Humboldt-Stiftung in der heutigen Zeit entsprochen worden, die der Altpäsident Professor Werner Heisenberg 1968 folgendermaßen präzisiert hat: „Daher haben wir also doch ein gutes Gewissen, wenn wir junge Wissenschaftler aus aller Herren Länder, auch aus Gebieten sehr verschiedener Weltanschauung zu uns einladen; wir haben das seit vielen Jahren getan und werden es weiterhin tun. Aber ich betone nochmals: nichts wäre uns unangenehmer, als wenn Ihre Begegnung mit unserem Land Ihre Loyalität gegenüber Ihrem eigenen irgendwie gefährden könnte. Wir wünschen, daß Sie wieder in Ihre Heimat zurückkehren und daß Sie gerade als Wissenschaftler lernen, die Spannung auszuhalten, die zwischen verschiedenen Weltanschauungen oder auch zwischen Wissenschaft und traditioneller Weltanschauung besteht. Gerade das ist vielleicht der wirkungsvollste Beitrag zum Frieden, den Sie leisten können; denn er würde helfen, die Einsicht zu verbreiten, daß zwar die Formen des Denkens in verschiedenen Teilen der Erde sehr verschieden sein mögen, daß aber der Inhalt, der in diese Formen gefaßt werden soll, letzten Endes der gleiche ist.“

Tatsächlich muß die Intensivierung der internationalen Beziehungen von Wissenschaften und Wissenschaftlern in diesem Kontext betrachtet werden, was übrigens im Grundprinzip wissenschaftlicher Forschung angelegt ist. Denn dem Wissen an sich, selbst dem wissenschaftlichen Wissen, kommt keine Bedeutung zu, so lange die Gesellschaft als solche oder wenigstens die Wissenschaftsgemeinschaft davon keine Kenntnis genommen hat, so lange das Wissen also nicht wissenschaftlich angewendet werden kann. Nur durch die Vermittlung der Erkenntnisse, in jeder erdenklichen Weise, wird der notwendige Wissenschaftsprozeß ausgelöst, der „per definitionem“

keine politischen Grenzen kennt und durch den kritischen Rezeptionswillen der Wissenschaftler gekennzeichnet ist. Auch soll ja die Forschung und das Wissen nicht nur den wissenschaftlichen Erkenntnisstand der Menschheit erweitern und vertiefen, sondern dazu beitragen, allseitige Lebens- und Arbeitsbedingungen zu verbessern. Das entspricht den Erwartungen der demokratischen Gesellschaft unserer Zeit, und um solchen Forderungen zu genügen, werden weltweite Verbindungen geschaffen, die eine fachliche, wissenschaftliche und menschliche Zusammenarbeit gewährleisten, als Beweis des zitierten „Verstandes zur Verständigung“, den wir alle zu entwickeln vermögen.

Seit Wiedererrichtung der Alexander von Humboldt-Stiftung am 10. Dezember 1953 und bis einschließlich 1984 konnten 9794 Wissenschaftler gefördert werden. 143 von ihnen kommen aus Brasilien (darunter 27 Geisteswissenschaftler, 100 Naturwissenschaftler und 16 Ingenieurwissenschaftler), und wenn die Fachbereiche genauer angesehen werden, so wird festgestellt, daß unter den Geisteswissenschaftlern die Juristen dominieren (11), unter den Naturwissenschaftlern die Mediziner (30) und unter den Ingenieurwissenschaftlern die Maschinenbauer und Verkehrsfachleute (5).

Doch seien hier noch einige Bemerkungen aus persönlicher Erfahrung hinzugefügt. Auf das überaus lohnende Stipendium, dem der Referent das Thema und die Vorstudien zu der damals noch obligatorischen Lehrstuhl-Thesis verdankt, ist eine Nachbetreuung gefolgt, die bis heute andauert und die in der Rückschau wohl als ausschlaggebender Faktor für die Wirksamkeit der Humboldt-Forschungsstipendien und die dadurch entstandene Bindung nicht nur zur Stiftung, sondern zu den führenden Wissenschaftszentren und Wissenschaftlern in Deutschland gelten darf. Im Rahmen dieser Nachbetreuung verfügt die Stiftung über Förderungsinstrumente, die unmittelbar der Forschungstätigkeit ihrer früheren Stipendiaten und deren konkreter wissenschaftlichen Zusammenarbeit mit deutschen Fachkollegen nützlich sind. Die Gerätespenden, die nominell an den „Ehemaligen“ gehen, in Wirklichkeit aber seiner Institution zugute kommen; die Buchspenden, die unter Umständen entscheidend die Weiterarbeit auf seinem Forschungsgebiet prägen; die Wiedereinladungen in die Bundesrepublik, die eine persönliche Kooperation mit den deutschen Kollegen ermöglichen, und vieles mehr, beeinflussen seine gesamte wissenschaftliche Existenz und zeitigen Nachwirkungen, die zwar nicht präzise meßbar sind, doch deren Wichtigkeit nicht unterschätzt werden kann.

Auch Fachsymposien und Reginaltagungen können durch den Gedankenaustausch einzelne Forschungsarbeiten befruchten, doch soll auch der Beihilfen gedacht werden, die die Stiftung für jene „Ehemaligen“ aufbringt, die wissenschaftliche Kongresse ihres Fachgebiets besuchen wollen, eine Art der Nachbetreuung, die beispielsweise für die brasilianischen „Humboldtianer“ von immenser Bedeutung ist. Hand in Hand damit gehen die von der Stiftung selbst veranstalteten, vielfältigen Sondersymposien, während derer die „Ehemaligen“ vor ihren Fachkollegen laufende und beabsichtigte Forschungsprojekte diskutieren können. In allen Fällen werden den früheren Stipendiaten außergewöhnliche Vorteile eingeräumt, zum Zwecke der Förderung internationaler Beziehungen im wissenschaftlichen (aber auch menschlichen) Bereich.

Der Verfasser hat das große Glück, seit 1960 dem Verband der „Alexander von Humboldt-Familie“ anzugehören, ein guter Stern, der die gesamte wissenschaftliche Existenz seiner Angehörigen mitbestimmt. Die Ausstrahlungen sind, wie bekannt,

auf den hier gefeierten Jubilar zurückzuführen, dessen unzählbarer Einsatz für die Erfüllung der Erwartungen und Ziele, die 1953 die Stiftung wiederentstehen ließen, sprichwörtlich ist, und dem auch aus Brasilien hiermit der Dank zukommen soll, zugleich mit der Hoffnung, daß er noch viele Jahre lang sein Werk zu weltweiten Förderung der Wissenschaftsbeziehungen und der Völkerverständigung fortsetzen möge!

### *Anmerkungen*

1. Wolfgang Hoffmann Harnisch hat in seinem Beitrag *Goethe e o Brasil*, im ersten Heft der Zeitschrift *Cultura*, Rio de Janeiro, 1, pp. 139–162, aus dem Jahre 1948, wohl zum ersten Mal auf die drei Gedichte hingewiesen, die Goethe dem „brasilianischen Kulturkreis“ entnommen hat: *Liebeslied eines Wilden*, 1782; *Todeslied eines Gefangenen*, 1782 und *Brasilianisch: Die Schlange*, 1825/1826. Die ersten beiden Gedichte stellen eine gereimte Übersetzung aus dem Französischen dar; Goethe lernte sie in Prosaform bei Montaigne kennen (Michel de Montaigne, *Essais*, 1, cap. XXXI).
2. Jorge de Lima, *Gedicht über eine beliebige Jungfrau (Poema de qualquer virgem)*.
3. Helmut Feldmann, *Graciliano Ramos*. Eine Untersuchung zur Selbstdarstellung in seinem epischen Werk, KRA, 32, Genève/Paris, 1965, 135 pp.
4. Kurt-Jürgen Maaß, *Sprachen als Mittler*, Bonn (AvH), 1978, 149 pp.

# Ein Markenzeichen

WALTER SCHEEL

Ein Markenzeichen unserer auswärtigen Kulturpolitik ist die Alexander von Humboldt-Stiftung. Der Name ihres Generalsekretärs, Heinrich Pfeiffer, ist längst zu einem Synonym für diese Institution geworden, und es wundert niemanden – den „Betroffenen“ hingegen ehrt es –, wenn er kurz „Mr. Humboldt“ genannt wird.

Andererseits – *nomen est omen* – scheint es nicht ganz abwegig, seinen Namen mit der deutschen Redensart „nach jemandes Pfeife tanzen“ zu assoziieren. Heinrich Pfeiffer selbst versteht sich als „Diener der Wissenschaft“, und dies steht nicht einmal in Widerspruch zu der Beobachtung seiner Freunde, daß er, nunmehr mit Wolfgang Paul, unter dem dritten Präsidenten „herrscht“. Im 31.(!) Jahr lenkt er unermüdlich und unbürokratisch mit viel Einfühlungsvermögen und Überzeugungskraft die Geschäfte der Stiftung. Von seinen Mitarbeitern verlangt er hohen Einsatz, aber er weiß sie dazu auch zu motivieren – nicht zuletzt durch das eigene Vorbild.

Eine wichtige Eigenschaft Heinrich Pfeiffers hat bewirkt, daß ich nicht nur Respekt für seine Leistung habe, sondern auch viel Sympathie für ihn hege: seine Fröhlichkeit. Alle bedeutenden Menschen, die ich in meinem Leben getroffen habe, waren ernst *und* froh.

Mein Urteil über Heinrich Pfeiffer beruht auf langjähriger Zusammenarbeit. Als Bundesminister des Auswärtigen habe ich fünf Jahre lang dem Vorstand der AvH angehört, und während meiner Amtszeit als Bundespräsident gehörte es zu den wirklich angenehmen Pflichten, jedes Jahr einen ganzen Jahrgang von „Humboldtianern“ nach Bonn einzuladen. Unvergessen ist mir allein schon das farbenfrohe Bild, wenn Forschungsstipendiaten aller Hautfarben, zum Teil in Nationaltracht und nicht selten mit der ganzen Familie, im Garten der Villa Hammerschmidt versammelt waren; unvergessen aber nicht minder die anregenden Gespräche mit und unter ihnen, die sich ja ihrerseits oft erst bei dieser Gelegenheit kennenlernten. Und Heinrich Pfeiffer unter ihnen, der *pater familias*, der sie so gut wie alle mit Namen anzureden wußte, ein persönliches Wort für alle hatte!

Bei den Besuchen der Humboldt-Stipendiaten hat der Bundespräsident gewissermaßen die Welt zu Gast, und ich hatte sie gern zu Gast. Gibt es eine angenehmere Möglichkeit, die Internationalität der Wissenschaft bewußt und sichtbar zu machen? Es ist eine der schönsten Gegebenheiten wissenschaftlicher Arbeit, daß sie an keine Grenzen gebunden ist. Die wissenschaftlichen Formeln sind in allen Ländern der Welt dieselben, die statischen Berechnungen der Ingenieure werden überall nach denselben Merkmalen angestellt, und die Geisteswissenschaftler haben zumindest

die Gemeinsamkeit, daß sie an dergleichen Grundproblemen basteln. Um solche von der Sache her gegebene Internationalität kann der Politiker die Wissenschaftler nur beneiden.

In einer Welt, die fast nichts so sehr braucht wie Verständigung und Zusammenarbeit über die Grenzen, liegt es nahe, die Internationalität der Wissenschaften als Schrittmacher für die Verbesserung und Förderung der politischen Bindungen zwischen den Völkern zu nutzen. Damit wird der Wissenschaft und der Politik gedient. Das natürliche Bestreben der Wissenschaftler nach freiem Austausch von Erkenntnissen und Erfahrungen wird so gefördert. In der Begegnung von Menschen unterschiedlicher Nationalität werden zugleich Vorurteile und Mißverständnisse abgebaut. Damit sind die Ziele der Alexander von Humboldt-Stiftung umschrieben: Sie gibt jungen Wissenschaftlern aus allen Ländern die Möglichkeit, den Stand der Forschung an deutschen Hochschulen und wissenschaftlichen Einrichtungen kennenzulernen, in der Erwartung, daß auch unsere Gäste ihr Wissen und ihre Erfahrungen in die gemeinsame Arbeit einbringen. Damit allein hat es aber noch nicht sein Bewenden. Ohne daß es ausdrücklich als Studienfach ausgewiesen ist, lernen sie dabei und mit ihrer Arbeit die besonderen Probleme unseres Landes und die Gedanken und Empfindungen seiner Menschen kennen.

Aus unserer Sicht hat der Aufenthalt der Forschungsstipendiaten in Deutschland den gewünschten Zweck erreicht, wenn sie mit dem Gefühl in ihre Heimat zurückkehren, bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit Fortschritte gemacht zu haben, und gewiß sind, auch menschlich und politisch ihren Horizont erweitert zu haben. Möglicherweise ergeben sich aus den Erfahrungen und Begegnungen eines Jahres in der Bundesrepublik persönliche Freundschaften, die ein ganzes Leben dauern. Vielleicht ist sogar etwas wie eine innere Bindung und ein Vertrauen zum Deutschland von heute entstanden.

Nutznieser der Humboldt-Stipendien sind natürlich in erster Linie die Forschungsstipendiaten. Aus eigener Erfahrung möchte ich aber unterstreichen, daß auch wir, die Gastgeber, aus der Begegnung mit den Stipendiaten Gewinn ziehen. In den Gesprächen mit ihnen habe ich immer wieder viel lernen können, insbesondere auch über uns Deutsche. Meist erst auf Nachfrage haben sie mir gesagt, was ihnen nicht gefällt. Von außen sieht man zwar nicht unbedingt mehr, auf alle Fälle sieht man es jedoch anders. Gleichzeitig ist es faszinierend, die Ähnlichkeit der Probleme in vielen Ländern und die Verschiedenheit der Lösungsmöglichkeiten zu erfahren. Man gewinnt dabei immer die Erkenntnis, daß man nicht über den Stein der Weisen verfügt, daß es auch ganz anders geht.

Aber die geistige Begegnung zwischen den Völkern birgt weit mehr Möglichkeiten als die Erörterung moderner Zivilisationsprobleme. Sie lehrt uns das richtige Verstehen anderer Kulturen, sie lehrt, daß wir unsere Vorstellungen nicht an das Fremde herantragen, daß wir es nicht mit unseren Kategorien messen sollen, sondern daß wir es nur aus seinen eigenen geschichtlichen und natürlichen Voraussetzungen verstehen können.

Tun wir das, sind wir auch in der Lage, in uns zunächst unverständlich erscheinenden Dingen einer fremden Kultur „Meisterstücke“ zu erkennen, dann erst begreifen wir die Gleichrangigkeit der großen Kulturen dieser Erde. So hat auch Alexander von Humboldt die Welt gesehen. Er versuchte, nicht nur die Kulturen, sondern auch jedes Ding der Natur aus seinen eigenen Voraussetzungen zu verstehen. Gelingt es,

dieses Verstehen zu lernen, in Ost und West, in Nord und Süd, dann sind wir auch der größten und wichtigsten Wahrheit, die Frieden heißt, ein Stück näher. Die Arbeit der Alexander von Humboldt-Stiftung ist konkrete Friedensarbeit in diesem Sinne. Ich wünsche ihr weiterhin Erfolg. Heinrich Pfeiffer begleiten zu Beginn des zweiten Seniorenjahrzehnts meine besten Wünsche.

# Ein Freund

RENATE SCHOSTACK

## *Das Bauwerk*

*Der Verkrüppelte wurde am Eingang eines der Haupttempel zur Schau gestellt. Der Bau türmte sich, schwarz hing er über uns, wuchernd überzogen von Menschen-, Tier- und Götterleibern. Diese Architektur, in der ein Zierat aus dem andern herauswuchs, war ein Spiegel der maßlosen Natur, der Tempel war ein Naturwesen, ein Gebirge, in dessen Spalten und Ritzen Krüppel, Bettler, Priester, Besucher umherhuschten, erdfarben und bunt wie Insekten, er war ein Dschungel des Unbekannten, durch dessen finstere Säulenhallen wir, die Touristen, barfuß und ängstlich dahinstreiften. Der Fußboden war schlüpfrig von vielen Füßen, es roch scharf nach dem Kot von Fledermäusen. Im Halbdunkel glänzten mit Fett bestrichene Phallussteine. Groteske Figuren, halb Mensch, halb Tier, warfen überlebensgroße Schatten. In erleuchteten Winkeln rezitierten Priester Sanskrit-Texte. Es waren gesunde, gut gewachsene junge Männer, die über dem nackten Rücken die Brahmanenschnur trugen.*

## *Die Frau*

*Ja, das ist sie, da sitzt sie, auf dem weißen Korbstuhl, der einen gesattelten Löwen vorstellt, keinen Schuß weit von mir entfernt. . . Sie sitzt, sie lastet sozusagen auf dem geflochtenen Rohrstuhl, der, sobald sie das Gewicht verlagert, ein ächzendes Geräusch von sich gibt. . . Obwohl sie heute schwarz gekleidet ist, wirkt sie korpulenter als in dem kardinalsroten Abendkleid, das sie gestern abend anhatte. Der schwarze Pullover spannt über der großen Brust, die sich weich unter der Strickwolle abzeichnet, statt einer Halskette heute eine Blumenrispe, kleinblütige weiße Lilien, eine Zigarette zwischen den gespreizten Fingern, die in spitzen, zyklamenfarbenen lackierten Nägeln auslaufen, sitzt sie da, der Gießbach schwarzer Locken. . . fällt über ein kaffeebraunes Ohr auf die Schulter herab.*

## *Die Landschaft*

*Sie stiegen. . . zwischen Haselnußhecken bergauf. Auf einer abschüssigen Bergwiese rechte ein alter Mann Heu zusammen. Sein weißes Hemd, über das die Hosenträger ein geometrisches Muster zogen, leuchtete in der Sonne. Sie kamen an einigen über die Hänge verstreuten Bauernhöfen vorbei, neben denen hoch und schmal die alten, von der Sonne dunkelbraun gebeizten Getreidehäuser standen. Auf den Galerien blühten Geranien, in der Luft hing der Geruch von Heu und Mist. Ein Kind kam aus einem Hausgang gerannt, es stürzte und schrie. Die Stimme eines Mannes sprach beruhigend auf das Kind ein. Mit scheppernder Halsglocke hielt eine Ziege, die an einem Zwetschgenbaum festgebunden war, das Maul ins Gras. Hinter einem Holzhaufen lag träge ein Hund. Er nahm von den beiden Wanderern keine Notiz.*

Drei Beispiele, drei Zitate aus Erzählungen, deren Realien, bedenkt man es recht, ich Heinrich Pfeiffer verdanke. Ja, vermutlich sammelte ich die Materialien, notierte ich die Fakten, während er neben mir saß, im Bus auf der Fahrt durch die grüne, palmenbestandene südindische Ebene, im üppigen, künstlich bewässerten Garten eines ägyptischen Hotels, auf einer Holzbank in den österreichischen Alpen. Er vermittelte mir Schreib- und Lebensstoff in Fülle.

Mit der Literatur fing ich an. Doch unsere Bekanntschaft begann nicht auf der schriftstellerischen, sondern auf der journalistischen Ebene. Ich erinnere mich genau an den heißen Sommertag im August 1976, als ich auf einer Parkbank in Bad Godesberg saß und meine Interviewfragen noch einmal durchging. Zu berichten war über die AvH. Ich hatte den Vormittag mit den ängstlichen und übereifrigen Herren einer politischen Stiftung im Bonner Regierungsviertel verbracht. Was würde jetzt kommen? Ein Manager mit verwaltungstechnischem, mit wissenschaftlichem Fachjargon? Es war eine Zeit, in der es heikel war, für Eliten, auch für wissenschaftliche, zu plädieren. Wie würde der Befragte ihre Propagierung vertreten? Entschuldigend? Herunterspielend? Auftrumpfend? Diese Fragen erledigten sich von selbst, sobald das Gespräch begann. Da war einer, dessen Sprache, dieses Enthüllungsinstrument par excellence, für ihn einnahm. Er gab Überblicke, schlug Schneisen, formulierte zupackend, bildkräftig, dennoch differenziert, er interpretierte, kritisierte den Zeitgeist, ohne zu versimpeln. Das Journalistenhirn notierte, was die stenografierenden Finger nicht aufschrieben: Fachliche Kompetenz, menschliche Substanz.

Die Arbeitsbegegnungen weiteten sich aus zu journalistischen Beobachtungsreisen in die Welt. Dreimal begleitete ich, der großzügigen Einladung der Stiftung folgend, deutsche Wissenschaftler nach Indien, China, Ägypten. Heinrich Pfeiffer machte mich auf Bücher, auf Menschen, auf Zusammenhänge aufmerksam, die das Gesichtsfeld der Feuilleton-Chronistin vom Ästhetischen ins Naturwissenschaftliche, vom Europäischen ins Globale ausweiteten und, siehe oben, zum Literarischen hinführten.

Heinrich Pfeiffer, Gesprächspartner in Bonn und Frankfurt, in Pforzheim und München, Anreger in Hyderabad und Kyoto, in Peking und Assuan, wurde zum Ratgeber, zum Freund. *Freunde haben*, so schreibt der weltkluge Jesuit und Hofmann des siebzehnten Jahrhunderts, Balthasar Gracian, – *es ist ein zweites Dasein*. . . . Das *Meiste* und *Beste*, was wir haben, hängt von andern ab. Wir müssen entweder unter Freunden oder unter Feinden leben. Jeden Tag suche man einen zu erwerben, nicht gleich zum genauen, aber doch zum wohlwollenden Freunde: einige werden nachher, nachdem sie eine prüfende Wahl bestanden haben, als Vertraute zurückbleiben.

Nicht ob *er*, Heinrich Pfeiffer, dessen beste Eigenschaft eine heute höchst seltene ist, nämlich die Fähigkeit zur Freundschaft, die Prüfung bestanden habe, ist heute die Frage, sondern: ob *wir* standgehalten haben? Dies muß er selbst beantworten. Wir rufen ihm an seinem Geburtstag zu mit Joachim Ringelnatz, dessen *Kutteldaddeldu* uns in Schanghai so viel Vergnügen machte:

Ach wie schön, daß Du geboren bist!  
 Gratuliere uns, daß wir Dich haben,  
 Daß wir Deines Herzens gute Gaben  
 Oft genießen dürfen ohne List.

# Der historische Faden einer meteorologischen Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Australien

PETER SCHWERDTFEGER

Australien war zu Lebzeiten Alexander von Humboldts noch zum größten Teil ein unbekannter Kontinent. Bei der Gründung der ersten Siedlung (Sydney) im Jahre 1788 war die Küste des Landes insgesamt noch nicht bekannt, denn die erste Umsegelung Australiens wurde von Kapitän Flinders erst 1802 beendet. (Etwa 165 Jahre später wurde der zweiten Universität Süd-Australiens sein Name verliehen.) Wegen der langen Seefahrt von Europa war die Kenntnis des Wetters und der damit verbundenen Winde unterwegs von großer Bedeutung. Auch wurden Leben und Wirtschaft des neuen Landes stark davon beeinflusst, denn sowohl die Herstellung von Nahrungsmitteln wie auch die Konstruktion der Häuser mußten den fremden atmosphärischen Bedingungen angepaßt werden. Aus diesen Gründen wurden schon frühzeitig einfache meteorologische Beobachtungen in verschiedensten australischen Orten begonnen, und so verfügt zum Beispiel Adelaide bereits seit 1837 über Niederschlagsdaten, während die meisten europäischen Städte sehr viel später Informationen darüber aufbereiteten.

Man kann annehmen, daß von Humboldt gerne Australien besucht hätte, denn es blieb bis zum 20. Jahrhundert ein Land mit einer Fülle geographischer und klimatischer Rätsel. Von Humboldt sollte den südlichen Kontinent jedoch nicht zu sehen bekommen, aber mehrere deutschsprachige Wissenschaftler und Landesforscher suchten Ziele, die auch ihn gereizt hätten. Georg von Neumayer war einer jener, die 1864 mit deutschen Mitteln, welche er als Folge einer der letzten Empfehlungsschreiben von Humboldts bekommen hatte, ein geophysikalisches und meteorologisches Observatorium in Melbourne gründete. Alexander von Humboldt hat zweifellos vielen jungen Wissenschaftlern mit Ratschlägen und Empfehlungen geholfen. In diesem Fall aber kann die Tatsache, daß er einer der Gründer der Klimatologie als Wissenschaft war, nicht ganz unbedeutend sein. Nach einigen Jahren kehrte Neumayer wieder nach Deutschland zurück und gründete dort den Wetter-Dienst, der heute als die Deutsche Seewetterwarte weltbekannt ist. Die australischen wissenschaftlichen Tätigkeiten des ersten Direktors sind im Eingangsfloor des heutigen Gebäudes in Hamburg in Form einer Messingtafel kurz zusammengefaßt. Neumayers Melbourners Observatorium verschwand noch im 19. Jahrhundert, aber seine sorgfältig dokumentierten meteorologischen Beobachtungen lagen bis 1950 in einer dunklen Schublade, wo sie von Fritz Loewe und seinem damaligen Kollegen Dr. Uwe Radok noch gerade rechtzeitig vor einer Sperrmüllsammlung gerettet und in ihr Meteorologisches Institut an der Universität Melbourne gebracht worden sind. Als nach 1972 ein neues Gebäude für die Erdkunde an dieser Universität eingerichtet wurde, sorgte Radok in einer seiner letzten Taten als Direktor des Meteorologischen Instituts dafür, daß der meteorologische Hörsaal zu Ehren Neumayers nach diesem benannt wurde.

Dr. Fritz Loewe war ein vielseitiger und vielgereister Wissenschaftler. Er nahm an Alfred Wegeners großer Grönland-Expedition teil, überlebte einen harten Winter in der Inlandstation „Eismitte“ und erfuhr erst später bei Rückkehr nach Deutschland vom Tod Wegeners. Hier hatte sich inzwischen die politische Lage stark verändert. Zum Glück konnte Loewe zunächst nach England und schließlich 1937 nach Australien flüchten, wo er das Meteorologische Institut an der Universität Melbourne gründete. Während der folgenden 20 Jahre half er bei der Ausbildung vieler bekannter, auch später leitender Mitglieder des australischen Wetteramtes. Die Graduierung zum Doktor (der Philosophie) wurde in Melbourne erst ab 1950 möglich, und deshalb bekam Loewe während seiner australischen Dienstjahre bloß einen einzigen Doktoranden, der ebenfalls infolge der politischen Lage Deutschland verlassen hatte. Uwe Radok hatte es in München bis zur Ingenieur-Diplom-Prüfung gebracht. Daß er mehr als 15 Jahre eine unerwünschte Weltreise erleben mußte, waren die Folgen der Kriegsjahre. Obwohl Dr. Loewe seine Polarinteressen durch Reisen zur Antarktis, insbesondere mit der französischen Expedition nach Port Martin in den Jahren 1950–51, weiterentwickelte, verdanken wir die wichtigsten australischen Leistungen auf den Gebieten der Gletscherkunde und Glazialmeteorologie den langjährigen Arbeiten von Dr. Radok.

Im Jahr 1962, infolge des damals steigenden Interesses an der Antarktis, wurde ich, nach drei Jahren in der kanadischen Arktis (als Doktorand an der Universität McGill in Montreal), von Radok ans Meteorologische Institut der Universität Melbourne eingeladen. Diesem Institut wurden von der australischen Antarktis-Expedition alle Vorbereitungen für die Gletscherkunde wie auch die Ausbildung der zuständigen Expeditionsteilnehmer überlassen. Schon damals gab es drei australische Stationen auf dem antarktischen Kontinent, und man konnte über viele wissenschaftliche Fortschritte berichten. Das Wachstum des Meereseises und der komplizierte Wärmeaustausch der Grenzschichten zwischen Atmosphäre, Schnee, Eis und Ozean gehören zu den interessantesten Beispielen. Mein Mitarbeiter während mehrerer dieser Untersuchungen war Gunter Weller, ebenfalls ein deutscher Flüchtling aus Palästina. Für seine Arbeit wurde ihm 1968 der Doktorgrad der Universität Melbourne verliehen. Meine erste Gelegenheit, in Deutschland über einige neuerworbene Ergebnisse aus der Antarktis zu berichten, erhielt ich 1965 bei der Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Polarforschung in Hamburg. Diese Tagung war mein erster wissenschaftlicher Besuch Deutschlands, und dort begannen meine beruflichen wie auch persönlich wertvollen Freundschaften mit vielen deutschen Kollegen.

Da Australien eine günstige geographische Lage für die Antarktisforschung bietet, mußte sich das bis 1971 einzige australische universitäre Meteorologische Institut auch mit mehr nur auf Australien ausgerichteten Aufgaben beschäftigen. Wegen der Wichtigkeit der Mikrometeorologie (oder der Meteorologie der bodennahen Luftschicht) für die Meereseisbildung wie auch der Metamorphose des Schnees suchte ich Anwendungsmöglichkeiten in Australien und fand sie nicht nur im winterlichen Schnee der Berge, sondern auch im Gebiet der Agrarmeteorologie. Die meteorologische Untersuchung von Getreidefeldern zum Beispiel verwendete viele der ursprünglich für die Antarktis entwickelten Meßmethoden der bodennahen Wärmeströme und Windscherungen. Auch die Streuung der Sonnenstrahlung durch Schnee- beziehungsweise Blätterschichten zeigt viele Ähnlichkeiten.

Die Entwicklung der Mikrometeorologie (die Studie der atmosphärischen Grenz-

schicht) war die Lebensarbeit von Professor Dr. Rudolf Geiger an der Universität München. Daß nach seinem berühmten Buch „Das Klima der bodennahen Luftschicht“ nach 40 Jahren noch häufig gefragt wird, ist zum großen Teil seinem ehemaligen Assistenten Gustav Hofmann, heute Ordinarius für Meteorologie an der Universität München, zu verdanken. Als die Universität Melbourne mir 1969 eine längere akademische Beurlaubung gestattete, bat ich Professor Dr. Hofmann, bei der Alexander von Humboldt-Stiftung meinen Wunsch zu befürworten, an seinem damals neuen Institut der Universität Köln zu arbeiten. Das verliehene Stipendium und mein Aufenthalt in Köln waren für mich von größter Bedeutung. Im Laufe von sieben Monaten konnte ich viele der bekanntesten Meteorologen und Glaziologen der Bundesrepublik Deutschland wie auch Österreichs kennenlernen. Viele dieser beruflich entstandenen Kontakte führten später zum Austausch von Fachkräften mit meinem neuen „Institute for Atmospheric and Marine Sciences“, als ich 1971 auf den ersten australischen Lehrstuhl für Meteorologie an der Flinders-Universität bei Adelaide in Süd-Australien berufen wurde.

Weil für Ozeanographie und Meteorologie in der Flinders-Universität gleichwichtige Rollen vorgesehen waren, war die langfristige Abwesenheit (1972 bis 1974) eines Ordinarius für Ozeanographie für das Institut ungünstig. Das Wirken von Professor Dr. Gunter Krause aus Kiel (später Direktor des Meeresforschungs-Institut in Bremerhaven) als Gastprofessor während der Jahre 1974 bis 1976 war daher sehr zu begrüßen sowie auch der folgende Besuch einer der australischen Doktoranden des Flinders-Instituts in Kiel und Bremerhaven. Die Forschungsinteressen und Methoden Krauses bei seinen Untersuchungen der einzigartigen Küstenlagune (Coorong) an der Mündung des größten australischen Flusses (Murray) waren noch nach zehn Jahren als wichtiger Anteil an den weiterführenden Forschungsarbeiten des Flinders-Instituts zu erkennen.

Als ich 1976 das Manuskript meines Buches „Physical Principles of Micrometeorological Measurements“ anfertigte, suchte ich einen ungestörten sechsmonatigen Arbeitsplatz, welchen mir dann Professor Dr. Helmut Kraus an der Universität Göttingen anbot. Mit der erneuten Unterstützung der AvH war ich in der Lage, diese freundliche Einladung in eine traditionsreiche Universitätsstadt anzunehmen. Während dieser Zeit wurde meine Lehrtätigkeit in Australien von Dr. Gerd Tetzlaff vom Institut für Meteorologie und Klimatologie der Universität Hannover übernommen. Tetzlaff blieb schließlich 13 Monate an der Flinders-Universität und fand großen Anklang bei Studenten und Doktoranden. Seine eigenen Forschungsinteressen wurden von seinen Erfahrungen mit der Sahara-Wüste beeinflusst, so daß die großen Wüsten und Sanddünen in Süd-Australien seine wissenschaftliche Aufmerksamkeit erregten. Weil in dieser Zeit der normalerweise trockene große Salzsee im Landesinneren (Lake Eyre) unter einer Überschwemmung stand, was in 100 Jahren kaum noch einmal zu erwarten war, beschäftigte sich Tetzlaff auch mit den ungewöhnlichen klimatischen Folgen. Er konnte zum Beispiel beweisen, daß die alte australische „Volkshoffnung“, den im allgemeinen kärglichen Niederschlag durch künstliche Überschwemmung des Lake Eyres zu steigern, aussichtslos wäre.

Nach seiner Rückkehr an die Universität Hannover beschäftigte sich Dr. Tetzlaff mit Messungen für das deutsche Windkraft-Programm. Er und sein Institutsdirektor, Professor Dr. Rainer Roth, auch ein ehemaliger Gastwissenschaftler in Australien (1968–69 bei der C. S. I. R. O.), sorgten für eine Assistentenstelle für Dr. Peter Cop-

pin, der bei mir in Australien promoviert und auch mit Tetzlaff gearbeitet hatte. Coppin lernte rasch Deutsch und blieb zwei Jahre (1977–79) in Hannover, das erste mit australischer und dann mit deutscher finanzieller Unterstützung. Für das australische Wissenschaftsministerium war dies einer der ersten Fälle der Anwendung des Australisch-Deutschen Wissenschaftsabkommens.

Anlässlich der 25-Jahrfeier der Wiedererrichtung der AvH in Bonn hatte ich Gelegenheit, mit Professor Dr. Kraus (nun Ordinarius für Meteorologie an der Universität Bonn) über zukünftige Zusammenarbeitsmöglichkeiten zu sprechen. 1981 wurden diese Pläne durch eine zweijährige Assistentenstelle an der Flinders-Universität für Dr. Jörg Hacker, Assistent von Kraus in Bonn, verwirklicht. Hackers Erfahrungen lagen im Gebiet der Flug-Meteorologie, und 1982–83 ist es ihm gelungen, mit Hilfe eines „Ultra-Light“-Flugzeugs allgemeine Begeisterung für aeronautische Meßmethoden im meteorologischen Forschungsprogramm der Flinders-Universität zu wecken. Zum Glück erhielt ich 1984 außerordentliche Forschungsmittel, hauptsächlich durch die Großzügigkeit und das Interesse eines privaten südaustralischen Bürgers, Herrn Don Schultz. Ende 1984 kehrte Hacker nach Bonn zurück, mit dem festen Auftrag, für das Flinders-Institut ein geeignetes Flugzeug in Deutschland zu kaufen. Das bleibende Interesse von Professor Kraus sorgte für einen weiteren Arbeitsplatz für Dr. Hacker, während er sich der komplizierten Aufgabe, ein Flugzeug in Sonderanfertigung bei der Firma „Grob“ konstruieren zu lassen, widmen konnte.

Später brachte Hacker den neuen G109-B Motorsegler zur DFVLR nach Oberpfaffenhofen, wo durch großzügige Hilfe viele Meßinstrumente eingebaut wurden. In der gleichen Zeit wurde an der Flinders-Universität an der Entwicklung eines hochwertigen Datenerfassungsgerätes gearbeitet. Anfang 1985 brachte Hacker den G109-B (im Container) nach Australien, und im Laufe des Jahres wurde für die Anfertigung und Verkupplung der verschiedenen Technologien sowie auch für die besondere Zulassung, welche für das in Australien ungewöhnliche Flugzeug erforderlich wurde, gesorgt.

Im kleinen „Flinders Institute for Atmospheric and Marine Sciences“ (F. I. A. M. S.) ist man jetzt auf dieses in Australien einzigartige meteorologische Meßsystem sehr stolz und dankbar für die vielen Hilfsmaßnahmen aus zwei Kontinenten. Die Ergebnisse der Meßflüge für die ersten Forschungsvorhaben, einschließlich der Bestimmung der Verdunstung und des Wärmeübergangs zur Atmosphäre vom Korallenmeer (im südwestlichen Stillen Ozean beim Barrier-Riff) sind erfreulich. Ebenfalls die Tatsache, daß unter den vielen internationalen Bewerbern um Doktoranden-Stipendien der Flinders-Universität drei Diplom-Meteorologen der Universitäten Bonn, Berlin und Hannover erfolgreich waren. So bleibt voraussichtlich die schon längere Tradition der meteorologischen Zusammenarbeit zwischen Australien und Deutschland erhalten. Im letzten Jahrhundert spielte dabei das Beispiel Alexander von Humboldts und heute das der seinen Namen tragenden Stiftung eine entscheidende Rolle.

# Die Krawatte oder: „Pfeiffer weiß Auswahl zu treffen“

MARIAN SZYROCKI

Nach Abschluß des Studiums der Kunstgeschichte arbeitete ich in einem Modehaus und bemerkte bald, daß der Wahl der Krawatte eine wichtige Rolle zukommt, kann sie doch über den Erfolg eines Anzuges, eines Mannes entscheiden. Manchmal sagt sie sogar etwas über den Menschen selber aus.

Als ich vor einem Vierteljahrhundert, kurz nach der Habilitation in Germanistik, zum ersten Mal als Stipendiat ein Jahr lang im Adenauer-Bonn lebte – in der Politik herrschten damals Achtzigjährige<sup>1</sup> –, saßen meine um einige Jahre jüngeren deutschen Bekannten fleißig an ihren Dissertationen und studierten gleichzeitig eifrig die Regeln des guten Benehmens. Sie trugen dunkle Sommermäntel, bevorzugten weiße Nylonhemden und ausdruckslose graue Krawatten. Die Studentinnen in klassischen Kostümen, weißen Blusen und Schuhen mit nageldünnen Stöckelabsätzen unterhielten sich, falls sie es durften, mit ihren Kollegen über hermetische Dichtung und Heideggers Philosophie. Diese jungen Menschen kleideten sich wie die Alten, ahmten sie nach und wollten um keinen Preis auffallen.

1967 zog ich als Humboldt-Forschungsstipendiat nach Göttingen, vom jungen Fixstern der Germanistik, Albrecht Schöne, „mächtig angezogen“ (Goethe). Ich kam in eine heile Welt. Die Wissenschaft wurde hier ganz hoch gehalten, die Fachdiskussionen waren ein Genuß, die Arbeit in der Bibliothek ein Abenteuer, die Germanistik faszinierend. Ich prägte den Satz: „Assistent in Göttingen (bei Schöne) zu sein ist mehr als Ordinarius an einer anderen Universität“.

Doch bald brachen die ersten Unruhen an den Hochschulen aus (sie waren nicht mein Werk), und es begannen die Jahre der „verkehrten Welt“, wie man im 17. Jahrhundert, in dem ich damals fleißig herumstocherte, gesagt haben würde. Die Ordinarier-Universität wurde zum Trampelobjekt. Und als der krawattenlose Rudi Dutschke, wie ein erleuchteter Wanderprediger durch die Lande ziehend, nach Göttingen kam, wurde er, dessen krächzende Stimme Abertausende in seinen Bann zog, kurz danach aus der Politik weggeschossen.

Anfang der siebziger Jahre – Alexander von Humboldt machte es wieder möglich – genoß ich die leicht verbrauchte Luft der westdeutschen Bibliotheken. Bei einem Abendempfang fand ich meine alten Bekannten aus Bonn wieder, um ein Dutzend Jahre gealtert und zu Professoren avanciert. Jetzt trugen sie lange, ausgelassene Jeans, Pullover oder Freizeithemden. Auch einige ehemalige Bonner Studentinnen waren dabei. Obwohl durch das vergangene Wirtschaftswunder aufgepäppelt, versuchten sie nun, sich der jungen Pop-Mode anzupassen, verzichteten auf graue Kostüme und „Triumpfmieder“-Zwang, waren streng darauf bedacht, die Kleider modisch hautnah zu tragen und erreichten damit das „antikularische“ Aussehen,

das erst Jahre später die Feministinnen von den Frauen forderten. Nicht die Fettpolster stimmten mich nachdenklich, sondern die Beobachtung, daß ich es mit Vertretern einer Generation zu tun hatte, die nie ihren eigenen Stil finden konnte. Zuerst ahmte sie in Kleidung und Anschauungen die Alten nach, nun die Jugend. Jetzt lehnte sie freilich auch die Krawatte ab und scheiterte schließlich zusammen mit den Jungen mit ihrer Revolte, vielleicht deshalb, weil sie nicht bedachte, daß ein Mann mit Krawatte die größte Revolution aller Zeiten durchgeführt hat.

Möglicherweise zog ein anderer Mann, der Jahr für Jahr in der Welt nach den vierhundert größten Begabungen Ausschau hält, die Konsequenz daraus und dachte sich eine Krawatte aus, die dunkelgrün, diskret gestreift, nicht von Yves Saint Laurent, sondern von Alexander von Humboldt signiert ist, sozusagen als Garantie des wissenschaftlichen Erfolgs. Diese Krawatte (die Damen erhielten einen Schal), deren Farbe Frau von Papritz, der Knigge von Bonn, besonders empfiehlt, wird gern getragen. Bei uns in Polen tragen sie auch Minister und Akademie-Mitglieder, Rektoren und Professoren, Wirtschaftsmanager und Theologen, Senioren, deren Bücherregale unter ihren eigenen Werken stöhnen und unruhige junge Geister, die an neuen Entdeckungen tüfteln. Manche bescheiden, andere dezent, wieder andere wie Hähne, stolz auf das Qualitätszeichen.

Im „Odra“-Express nach Warschau lernte ich eine Frau von seltener Schönheit kennen. Das Gespräch ergab, daß sie klug, belesen und phantasievoll war. Die lästige Fahrt verging wie im Fluge. Die Schönheit kannte sich bestens in Wissenschaft, Kultur und der Welt aus und war trotzdem rätselhaft wie eine Sphinx. Bei der Einfahrt des Zuges in den Warschauer Bahnhof begann ich zu bedauern, nicht jünger zu sein. Ich reichte meiner Reisegefährtin ihren Mantel – da zog sie aus dem Ärmel den dunkelgrünen Humboldt-Schal.

Zum Abschied sagte ich nur: „Pfeiffer weiß Auswahl zu treffen!“ Sie schien glücklich verlegen, und eine leichte Röte überzog ihr Gesicht.

### *Anmerkungen*

- 1 Die Ausnahme, der vierzigjährige Franz Josef, galt als *Enfant terrible* in der Regierung.

# Plädoyer für Heinrich Pfeiffer

HIKARU TSUJI

Ich bin bekannt als ‚böse Zunge aus Japan‘ – und man weiß nicht, daß ein Mensch mit einer bösen Zunge vielleicht auch küssen kann.

Ein ehemaliger begabter deutscher Lektor für Germanistik in Japan klagt heute sehr darüber, daß er bei seinem langjährigen Dienst für die Germanistik drüben nichts leisten konnte, daß er umsonst dort gewesen war, da sich die fernöstlichen Literaturforscher im Inselreich im schon wegzublätternden zwanzigsten Jahrhundert immer noch mit solchen orchideenduftenden Themen beschäftigten: Rilke und Japan, Mein Heinrich von Kleist, Ich und Novalis – und nicht zuletzt Goethe und Ich.

Und diejenigen, die als Stipendiaten längere Zeit in Deutschland studieren durften, lächeln oder lachen sogar über solche Themen, arbeiten weiter in Japan als Schüler von Herren Professoren Doktoren NN und NN, die alle natürlich deutsche Professoren sind – wo sonst tragen sie einen so großartigen Titel auf dem Namensschild? –, finden aber ein Echo weder drüben noch hier und geben alles sehr rasch auf – leider mit Recht: wer kann noch auf ewig im Niemandsland wohnen, wo überhaupt keine Rückkoppelung zwischen Menschen und Gesellschaft stattfindet?

Die Ich-und-Goethe-Atmosphäre verseucht einen so rasch, daß man einerseits zu seiner Genugtuung extrem positivistisch (ungefähr so wie: „Er läuft den Tatsachen nach wie ein Anfänger im Schlittschuhlaufen, der überdies irgendwo übt, wo es verboten ist“ – Kafka), andererseits zur Genugtuung der Masse extrem subjektiv forscht oder besser vorgeht, damit schließlich die europäische Geisteswissenschaft im großen und ganzen doch noch als ein einigermaßen stabiles Paradigma erscheint, obwohl sie sich im Vergleich zu der mächtigen Mafia namens Naturwissenschaft und Technik im Verschwinden befindet.

Was sage ich dazu als Japaner, als japanischer Germanist –? Nichts; ich habe schon alles gesagt, was ich meine.

Ein recht begabter deutscher Lektor für Philosophie in Japan klagt sehr darüber, daß drüben überhaupt nichts zur geistigen Konfrontation kommt: Die Regierung regiert ohne jeglichen Logismus, während die Intellektuellen ohne jegliches Soziobewußtsein arbeiten. Alle Fragen, die den Geist international aktuell in Anspruch nehmen, begegnen drüben einem unwahrscheinlich geschickt formulierten Desinteresse, das vorzuwerfen niemand sich trauen kann.

Auch eine philosophische Debatte ist ausnahmslos eine kleine Vorspeise für das zierliche Essen, zu dem ein bekannter deutscher Professor, ja einmal auch Habermas, eingeladen wird. Alles zerfließt in einer undurchsichtig emsigen Zeremonie, bei der man nie weiß, was wozu geschieht, sondern bis zum Heulen und Erbrechen explizit ausgedrückt spürt, daß die Zeit vergeht. Geisteswissenschaftler genießen nur falsch

und heimlich die wirtschaftliche Gipfelposition Japans und verhalten sich genau so wie ihr Premierminister, den nicht zu mögen sie alle vorgeben.

Kritik, also realer Geist, der einen gesund hält, womöglich heiter kritisierender Geist, der die Wissenschaft ermöglicht, den gibt es drüben nicht, es gibt nur noch Vergeisterungen zum Ritualen. Ich werde in Japan verrückt!

Was sage ich dazu als Japaner, als eine Intelligenz, zu der ich mich zu rechnen wage –? Nichts. Ich habe schon alles gesagt, was ich meine – sonst hätte ich die Tragik der deutschen Kollegen in Japan hier nicht angeführt. Nur füge ich klagend hinzu, daß die japanischen Kollegen von dieser ewigen Wiederkehr der tragischen Deutsch-Japanischen Begegnung kein bißchen Ahnung haben – und Sie wissen natürlich alle, daß ich nur angeblich speziell über Japan erzählt habe.

Nun, da ich aber Japaner bin, muß ich selbstverständlich über Heinrich-und-mich reden – Heinrich und ich, wenn er zufällig nicht Herr Faust heißt.

Ich bin von klein auf schwermütig. Das muß ich vorausschicken. Ich wollte als kleines Kind gerne von meinem Klassenlehrer bevorzugt werden, doch als ich es dann war, spürte ich den Neid anderer Kinder so schmerzlich reflektiert an meinem Leib, daß aus mir unvermeidlich ein schwermütiger Junge werden mußte. Dazu kamen die äußeren Bedingungen, die ich eben geschildert habe. Wie könnte man da noch als japanischer Germanist nicht schwermütig sein?

Ich bin außerdem von klein auf leichtsinnig. Als kleines Kind wollte ich immer gerne alles, was mir gefiel, anderen Kindern schenken. Wenn ich das aber tat, merkte ich leider jedesmal, daß die Freude des Beschenkten längst nicht so groß war, wie ich erwartet hatte. Da erkannte ich selber unter Herzenschmerzen für allen Verlust, daß ich leichtsinnig gewesen war, und schwor mir jedesmal, daß ich das nie mehr tun würde. Das heißt: ich tat es immer wieder und tue es immer noch. Wie sonst könnte man auch solche schädlichen Schilderungen der japanischen und deutschen Geisteswissenschaftler in öffentliche Schriften bringen, ohne leichtsinnig zu sein. Es ist doch zu wahr, auch wenn es für Heinrich Pfeiffer ist.

Weil ich so leichtsinnig bin, brauche ich eben meine Schwermut. Nur wenn ich mit einem Bein fest in der Schwermut verankert bin, kann ich mit dem anderen Bein tanzen.

So werde ich immer auf komische Weise schwermütig, wenn ich an die Alexander von Humboldt-Stiftung denke und besonders an Heinrich Pfeiffer. Denn meine Heiterkeit wird hier, wie sonst nirgendwo, nicht gestört. Es gibt in der Welt keine Institution, der ich ohne jeglichen Vorbehalt dankbar sein kann, außer dieser Stiftung. Als ich von der Universität Tokyo emeritiert wurde, der ich 32 Jahre lang gedient hatte, kam ich dem Angebot eines Ehrentitels nur deswegen gerne entgegen, um eines Tages Präsident eines möglichen Bürgervereins zwecks Zerstörung dieser Uni werden zu können. Auch in meiner jetzigen Universität spiele ich an meinem einzigen Leib-und-Seele-Zwiespalt tagtäglich den Pro-und-Kontra-Tanz. Dabei bin ich ausnahmsweise der Humboldt-Stiftung so eintönig dankbar, daß ich bei jedem Krieg, den sie führt, gerne für sie fallen werde. Das ist aber nicht gesund, und ich werde wegen meines erwünschten und in Wirklichkeit fehlenden Maßes an Schwermut recht schwermütig.

Daß man beim Gedanken an Heinrich Pfeiffer schwermütig angehaucht wird, versteht sich. Denn man kann nicht umhin, wenigstens nachdenklich zu werden beim Anblick seiner absoluten Heiterkeit (nur wenige wissen, daß dazu die tagtägliche

schweißtriefende Lektüre in aller Morgenfrühe ein notwendiger Anlaß ist), beim Anblick aller von Herzen kommenden Hilfsbereitschaft, beim Anblick der schlecht und gut gespielten Streiche und Mephisto-Rollen, beim Anblick aller kleinen Mißverständnisse und Irrtümer, beim Anblick des reinen Willens zum Zusammenhalten der Welt im Namen der AvH, kurz beim Anblick des bedingungslosen Optimismus für die Zukunft der Stiftung.

Unsinn wäre es, seine zehntausend Fehler hier aufzuzählen. Denn dieser Heinrich Pfeiffer ist die Person, die überhaupt leicht zu falsifizieren ist. Er schenkt z. B. so leichtsinnig das Du – besonders wenn es sich um eine Exstipendiatin handelt –, nimmt aber dieses Du beim nächsten Zusammentreffen ohne weiteres zurück: weil er es eben vergessen hat. Die betreffende betroffene Person könnte sich stundenlang überlegen, was sie mal inzwischen verbochen haben könnte, weil Heinrich Pfeiffer sie nicht mehr duzt. Er verwechselt außerdem die Leute so oft, weil er sich bei zehntausenden Stipendiaten und Exstipendiaten umsonst bemüht, jeden an seiner Eigenschaft zu erkennen. So hat er einmal die zierliche Frau eines ehemaligen japanischen Stipendiaten im Übermut einer ausgelassenen Gesellschaft sehr lange auf seinen Knien sitzen gehabt, um sie aber am nächsten Tag mit meiner aggressiven Tochter zu verwechseln – usw., usw. – und ewig undsoweiter. So möchte ich hier als schwermütiger Mensch nur zwei Hauptsünden Heinrich Pfeiffers, die miteinander zusammenhängen, klar angeben.

Heinrich Pfeiffer hat im zwanzigsten Jahrhundert eine gewisse Apartheid in die Welt eingeführt. Das ist nämlich die Apartheid der Humboldt-Stiftung. Diese Apartheid bzw. Apartheid geht manchmal so weit, daß sie uns zwangsläufig an die Ontologie des Parmenides erinnert. Bei Parmenides heißt es: Denn es ist IST; und nichts ist NICHT IST. In der ganzen Welt heißt es: Denn es sind Humboldt-Stipendiaten, und nichts sind NICHT-Humboldt-Stipendiaten. So ist einmal ein japanischer Ex-Forschungsstipendiat auf seiner Reise durch Südamerika beinahe tödlich verunglückt durch einen Verkehrsunfall, brachte noch mit Mühe, bevor sein Bewußtsein verging, zwei Worte hervor: „Humboldt-Stiftung! Heinrich Pfeiffer!“ Seht! Ein Ex-Stipendiat, Chirurg daselbst, ist im Nu zur Stelle, die Nachricht rannte telefonisch rasch um die Welt, der Verunglückte wurde wunderbar gerettet. Ich kann nicht umhin zu denken, daß der japanische Ex-Stipendiat bestimmt nicht mehr am Leben wäre, wenn er seine bekannte Universität oder den DAAD oder sonst irgendeine Institution genannt hätte, um nicht auf diesen bestimmten Namen Heinrich Pfeiffer zu kommen.

Heinrich Pfeiffer hat auf solche Weise die Erdkugel sehr klein, ja, allzu klein gemacht. Das ist die zweite Hauptsünde von ihm. Ich erinnere mich bei jedem Anblick einer Maschine, nämlich eines Flugzeugs, an Heinrich Pfeiffer. Pfeiffer und Flugzeug – das hat die Erde unter dem Namen der Wissenschaft und Technik zu einem kleinen Leberknödel gemacht, dessen Zügel jetzt die Mafia der Ex-Stipendiaten in der Hand halten will. Tatsächlich ist Heinrich Pfeiffer ständig überall da auf diesem Leberknödel. Und wenn er mal längere Zeit nicht da ist, z. B. in Tokyo, funktionieren seine Vertretungen automatisch; auch ich muß als einer seiner Agenten ganz spontan 'was leisten. Wenn dieser Heinrich Pfeiffer einmal dazu gekommen wäre, seine spontanen Vertretungen in der Welt zur Spionagetätigkeit zu benützen – bei diesem Gedanken allein werde ich eben schwer krank schwermütig. In meiner Kindheit, in den zwanziger Jahren, als ich Heinrich Pfeiffer noch nicht kannte, war die Erde noch wunderbar groß, das Meer allein glänzte ohne Leber- und Fett-

Bällchen in seiner unvorstellbaren Größe: Ich sehne mich oft schwermütig danach zurück.

Diese zwei Hauptsünden Heinrichs – er könnte jetzt auch Faust heißen – rühren von der Erbsünde her, nämlich von der Bewegung, d. h. der Dynamik des Lebens. Kleine Fehler, alltägliche Irrtümer, unüberlegte Bemerkungen, hastige Verwechslungen – wenn sie sich auch zu Bergen häuften und häufen, sie werden einfach richtiggestellt durch diese Bewegung, die schlechthin für die AvH geschieht. In diesem Sinne spottet er zwar nicht mit seinem Bekenntnis, aber doch mit seinem Leben aller statischen Wissenschaften, die manchmal zum Bürokratismus neigen oder abarten.

Als einmal diese Bewegung beinahe stillstand, d. h. als er wegen einer Hirnhautentzündung durch Viren – es soll sich um ungeheuer dumme Viren gehandelt haben – vom Stuhl seines Zahnarztes hinunterrutschte und dann drei Tage lang bewußtlos dalag, geriet ganz Japan in voreilige Trauerstimmung. Als die Halbmastflagge das Land beinahe zu bedecken schien, teilte ich vorsichtshalber der Deutschen Botschaft in Tokyo mit, daß der Geschäftsführer der AvH momentan so gut wie im Sterbebett liege. Nach zwei Stunden bekam ich von dieser Vertretung einen Anruf: der mögliche Tod von Herrn Dr. Heinrich Pfeiffer sei ein Privattod. Die Vertretung könne nichts unternehmen.

Ich glaube, daß alle Generale, die in der Geschichte auf dem Feld der Ehre gefallen sind, schließlich doch den eigenen Privattod starben – denn ich weiß von keinem Menschen, der den eines anderen, geschweige denn einen offiziellen Tod gestorben wäre. Damals habe ich mich höflich für die Stellungnahme bedankt und erklärt, daß wir nichts von der Deutschen Botschaft erwarteten, sondern sie nur benachrichtigen wollten: sie könne ja selbst womöglich in Verlegenheit geraten, wenn sie nicht wüßte, wie groß die allgemeine Beunruhigung in Japan geworden wäre – wir würden außerdem gerne tagtäglich Nachricht über sein Befinden geben, weil wir dafür extra einen heißen Draht zwischen Bonn und Tokyo hätten. In diesem Augenblick der beherrschten Erklärungen ist mir unerwartet klar geworden, wie anders die Menschen der Bewegung sind als die stehenden Menschen, nämlich der Homo erectus, der doch 98 Prozent der gesamten Menschheit ausmacht.

Den Dachsturz, der diesem Zusammenbruch nicht viel später folgte, wollte Heinrich aus Schamgefühl – denn das hat er noch! – mit aller Gewalt und mit Recht aller Welt gegenüber verheimlichen, obwohl er seinen Arm ganz schön gebrochen hatte.

Nun, als er, wie gesagt, aus dem Stuhl seines Zahnarztes bewußtlos herunterrutschte und während dieses dreitägigen Sterbebetts nur sein Geist zwischen Himmel und Erde schwebte, fragte ich mich sehr schwermütig halblaut: „Wohin kommt er? In den Himmel oder in die Hölle?“ Meine Frau fragte mich besorgt: „Wen meinst du?“ „Heinrich“, gab ich fast erschrocken zurück, „ich meine Pfeiffer.“

„Ach, Pfeiffer!“ sagte sie, „Der kommt in die Humboldt-Stiftung!“

Noch heute weiß ich nicht, ob sie mich mißverstanden oder einfach richtig prophezeit hat, was wir im Grunde alle wissen.

# In dreißig Jahren mancher Tag mit Heinrich Pfeiffer

ALARICH WEISS

Vor ein paar Tagen habe ich mir im Keller unseres Hauses an einer schweren, 40 × 40 × 70 cm großen Holzkiste das Schienbein blutig gestoßen. Die unschuldige Verursacherin des Unfalls brachte mich auf Heinrich Pfeiffer, und das geht so: Die Kiste, eine Seekiste, ist mit großen gelben Zetteln beklebt, die mit blauem Aufdruck sagen "North German Lloyd" und dazu den Absender anzeigen: A. W., Dept. of Chemistry, Indiana University, Bloomington, Indiana, USA. Die Kiste ist 30 Jahre alt, und ich habe sie 1956 im "machine shop" des Chemischen Instituts der Indiana-Universität aus zentimeterdicken Plywoodplatten mit Messingschrauben zusammengebaut, an Samstagabenden, also nach Dienstschluß, wie man bei uns heute sagt.

W. J. Moore, Professor für Physikalische Chemie an der genannten amerikanischen Universität, war im Sommer 1955 in Darmstadt gewesen; er hatte sich angesehen und angehört, was ich so tat, und mich bei dieser Gelegenheit aufgefordert, bei ihm zu arbeiten. Das Angebot war interessant, aber die Finanzierung der Reise nach den USA war eine offene, nicht triviale Frage. Es gab damals wie heute die Möglichkeit eines Reisestipendiums der Fulbright-Stiftung. Ich bewarb mich um ein solches und mußte Anfang 1956 in Bad Godesberg zu einem Interview erscheinen. Das Problem war, daß ich kein Englisch sprach, und mir war recht unwohl, als ein für mich aus Erfahrung sofort als ehemaliger Bataillons- oder Regimentskommandeur in Zivil zu erkennender Herr mit eisgrauem Stiftenkopf (auf Hochdeutsch Bürstenschnitt) auf mich in Englisch einredete und ich nur auf Deutsch antworten konnte.

Das ganze ging nur deshalb gut aus, weil neben dem Major (oder Obersten) ein freundlich lächelnder, rotblonder Mann meiner Altersklasse saß, der des öfteren in diesem Gespräch den Dolmetscher spielte. Nach dem Interview ging ich unruhig vor dem Domizil der Fulbright-Kommission auf und ab; etwa eine Stunde verging so, da kam der rotblonde junge Mann auf mich zu, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Es hat geklappt“. Der hilfreiche Engel, der diese Botschaft brachte, war Heinrich Pfeiffer, zu dieser Zeit die Fulbright-Kommission dirigierend. Die Entscheidung, die damals wohl letztendlich von Heinrich Pfeiffer getroffen wurde und die über ein formal gravierendes Manko – nämlich Unkenntnis der Sprache des Gastlandes – hinwegging, war wohl richtig. Damals schon konnte Heinrich Pfeiffer weniger wichtige Randbedingungen bei der Förderung junger Wissenschaftler hinter die wichtigen einordnen, und das ist bis heute so geblieben.

Neun Jahre später, im Frühjahr 1965, stieß der erste Humboldt-Forschungstipendiat zu meiner Arbeitsgruppe; es war Sippanonda Ketudat aus Thailand, der bei R. V. POUND an der Havard-Universität promoviert hatte. Heinrich Pfeiffer hatte ihm bei der Wahl des Gastlabors geholfen, und so kam ich wieder mit ihm, nun Generalsekre-

tär der Alexander von Humboldt-Stiftung, zusammen. Ketudat hat mir vieles beigebracht – wir beschäftigten uns damals, von der grünen Wiese aus anfangend, mit dem Studium dynamischer Vorgänge in Festkörpern via Deuteriumkernresonanz, einer Methode, die er als Doktorand zusammen mit seinem Doktorvater erfunden hatte.

Ich profitiere heute noch von dieser 1965/66 durch die AvH ermöglichten Kooperation. Sippanonda Ketudat war zu clever, um in dem Geschäft zu bleiben – sein Weg führte ihn in Thailand über den Staatssekretär und Kultusminister zum Vice President of the Thai Olefine Company. Dazwischen war er auch mal wieder Professor, und in Abständen von zwei bis drei Jahren sehen wir uns hier und da.

Jetzt ist der 19. Humboldt-Stipendiat in unserer Arbeitsgruppe. Vieles habe ich mir von ihnen an Wissenschaft abgeschaut, so von S. Ketudat, von D. Nakamura, der mir die physikalisch-chemische Betrachtung der Komplexchemie schmackhaft machte, oder von T. P. Das und von J. Ragle. Jeder der Stipendiaten hat mir einiges beigebracht – und wenn es nur ein bißchen von asiatischer Gelassenheit oder von amerikanischem Selbstbewußtsein war.

Daß die Stipendiaten aber auch gleichermaßen von ihrem Aufenthalt profitiert haben, zeigen die intensiven wissenschaftlichen Kontakte, die bestehen. Dies verdanken die Betreuer der Stipendiaten einer einmaligen Einrichtung, der Nachbetreuung der Stipendiaten durch die Stiftung. Sie macht die Fortführung der Zusammenarbeit nach der aktiven Stipendiatenzeit leicht, und beide Seiten haben daran Spaß und davon Gewinn. Daraus entsteht auch ein Multiplikatoreffekt, der dem wissenschaftlichen Nachwuchs zugutekommt, und dieser kann ja nicht immer „Humboldt-Niveau“ haben.

Gerne möchte ich den Fachkollegen, die ich mag, eine Teilnahme an einer Nachbetreuungsaktion mit H. Pfeiffer als dem Führer des Unternehmens und D. Papenfuß als Reisemarschall gönnen.

Die hohe wissenschaftliche Ausbeute, die sich die AvH an die Fahnen heften kann und die sie unter anderem durch die Bibliographia Humboldtiana jedes Jahr auch aufzeigt, ist eine Seite des Erfolgs, die Seite, die die Wissenschaft immer als ihre Schokoladenseite betrachtet. Solche Erfolgsnachweise, mehr oder weniger ebenbürtig, gibt es auch von anderen Seiten. Was es aber andererseits nicht gibt oder worüber man jedenfalls wenig hört, ist eben dieser Aufbau und diese Pflege intensiver persönlicher Beziehungen zwischen den Gastwissenschaftlern und ihren Betreuern, zwischen Stipendiaten aus verschiedenen Ländern, zwischen Stipendiaten und Stiftung und zwischen Betreuern und Stiftung.

Dieses erfährt man zum Beispiel, wenn man für längere Zeit als Gastprofessor in einem Land mit hoher „Stipendiatendichte“ tätig ist. Die Betreuung der Stipendiaten durch die Stiftung während ihrer Tätigkeit bei uns und die Nachbetreuung werden dann reflektiert, und diese Betreuung kommt nicht nur den früheren Gastgebern, sondern auch „Fremden“ zugute.

Ein Adressenkatalog der Humboldt-Stipendiaten und ein paar Vorausbriefe nützen nach meiner Erfahrung in Asien weitaus mehr als z. B. offizielle Anmeldungen durch das Präsidialamt einer Universität. Man verdankt dies der Gemeinschaft, die sich mit Recht Humboldtfamilie nennt, und Vater und Mutter ist die Stiftung; dies zu wissen, bedarf es keiner Blutgruppenbestimmung. Im Aufbau dieser Familie liegt wohl eines der großen von den vielen Verdiensten, die Heinrich Pfeiffer und die Stiftung haben.

Es ist ein Vergnügen, nicht nur als Betreuer von Stipendiaten, sondern auch im Auswahlausschuß mit Heinrich Pfeiffer und der AvH über viele Jahre hinweg verbunden zu sein. 14 Jahre Mitglied im Auswahlausschuß, das bedeutet mehr als 500 Gutachten und damit auch Vorschläge, um deren Zustimmung man die Kollegen gebeten hat. Die Wissenschaft ist in unserem Land – Gott sei's gedankt! – durch weitgehende Selbstbestimmung gekennzeichnet. Die dafür notwendige Arbeit ist leicht, falls sie Freude macht. Das ist oft nicht so. Zu den Ausschubarbeiten, die aber Freude machen, gehört die Mitarbeit in der AvH. Das hat viele Gründe. Einmal gibt es die hervorragende Vorbereitung der Vorlagen. Dann sind es die Weiterbildung in den Sitzungen und die Schärfung des eigenen Urteilsvermögens. Wo sonst könnte sich ein einigermaßen geradeaus denkender und geradeaus redender Chemiker ein Privatissimum über die fundamentale Bedeutung des abermaligen und abermaligen Nachdenkens verschlungener Gedanken Hegels erlauben? Und wo würde er, den Institutsgeschäften nacheilend, je über das Karman zweigeteilter Regenwürmer in der Erde von Tamil Nadu erfahren? Das sachliche und wirkungsvolle Vorgehen bei den Ausschusssitzungen der Stiftung läßt manch peinvollen Sitzungsverlauf von Hochschulgremien in die Leere fallen. Der äußere Rahmen von Sitzungen bei der Stiftung ist sehr angenehm.

Schließlich und endlich ist es die Absicht und der Zweck, internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit durch Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und mit ihm zu erreichen, die ein Engagement in der AvH gerne bringen lassen.

Heinrich Pfeiffer bedient sich einer geraden, direkten Sprache. Noch nie habe ich von ihm die Einleitung „Ich würde meinen . . .“ gehört. Das macht die Arbeit mit der Stiftung so positiv.

Die AvH macht Wissenschaftspolitik, nicht im ganz großen Rahmen, aber an hervorragender Stelle. Zuerst jedoch fördert sie junge Menschen und die Zusammenarbeit von Wissenschaftlern. Daß diese Zusammenarbeit auch für Nachwuchsforscher aus unserem Lande fruchtbar wird, hat Heinrich Pfeiffer durch die Einrichtung des Lynen-Forschungsstipendiums erreicht. Viele Naturwissenschaftler und Ingenieure können in den USA in der Meisterklasse bei Humboldt-Preisträgern arbeiten und Ideen und Erfahrungen aufnehmen, zurückbringen und hier umsetzen. Gutachter kommen und gehen, Ausschußvorsitzende wechseln den Stuhl, aber ohne Verlust, ja mit stetem Gewinn an Qualität und mit steigender Anerkennung arbeitet die Stiftung. Dieses ist dem Einsatz von Heinrich Pfeiffer und seinen Mitarbeitern zuzuordnen.

Mehr als 30 Jahre, mehr als die Hälfte seines Lebensalters, hat Heinrich Pfeiffer der Förderung von Forschern gewidmet. Ich habe das Glück, in ihm seit vielen Jahren einen guten Freund zu haben und mit ihm und der Stiftung arbeiten zu dürfen.

# Juden und Deutsche 1986

IRVING WOHLFARTH

*Hans von Gluck: Er saugt uns aus, der Jud. Trinkt unser Blut und setzt uns ins Unrecht, weil er Jud ist und wir die Schuld tragen. Ich grüble und grüble und zerre an meinen Nerven und sterbe eigentlich aus. Ich wache nachts auf, und leibhaftig den Tod vor Augen ist mir die Kehle wie zugeschnürt. Das sind Bilder, sagt mein Verstand, Mythen aus der Vorzeit der Väter. (...) Und Schuld hat der Jud, weil er uns schuldig macht, denn er ist da. Wär er geblieben, wo er herkam, oder hätten sie ihn vergast, ich könnte heute besser schlafen. Sie haben vergessen, ihn zu vergassen. Das ist kein Witz, so denkt es in mir.*

(Rainer Werner Fassbinder, Der Müll, die Stadt und der Tod)

Die Surrealisten hätten von „objektivem Zufall“ gesprochen. Die Einladung, an einer Festschrift für Dr. Heinrich Pfeiffer mitzuwirken, die den Titel *Verstand zur Verständigung* tragen sollte, erreichte mich in Jerusalem. Dort beschäftigte ich mich gerade – als Gastprofessor an der, nach langjährigen Widerständen, erst 1977, dank deutscher Förderung, gegründeten germanistischen Abteilung der Hebräischen Universität – auf mehrfache Weise mit dem Problem deutsch-jüdischer Verständigung. Ich lehrte über Nietzsches Zarathustra und das Motiv der Dekadenz, forschte über Gershom Scholem und Walter Benjamin und setzte mich mit einer Diagnose des deutschen Antisemitismus auseinander, von der gleich die Rede sein soll. Das deutsch-jüdische Thema war allgegenwärtig – sowohl in Gesprächen auf der Terrasse der Faculty Club, von wo aus man einen großartigen Blick auf die umstrittenste Stadt der Welt genoß, als auch in den Archiven der jüdischen Nationalbibliothek, deren vielerfahrene Archivare selber zu den unersetzlichsten Quellen gehören.

An dieser Adresse also erhielt ich die Einladung, einen kurzen Erfahrungsbericht über die wissenschaftlichen Beziehungen meines Landes zu Deutschland zu verfassen. Meines Landes? Ich mußte dabei an eine Formel Kafkas denken: „mein Volk – vorausgesetzt, ich habe eins“. Als jüngster Sohn deutsch-jüdischer Emigranten, der, in Nordengland aufgewachsen, in Cambridge und Yale ausgebildet, dann entscheidende Jahre als Humboldt-Forschungsstipendiat im Umkreis der Frankfurter Schule verbracht, und dabei das Land, aus dem seine Familie geflohen war, vorsichtig kennengelernt hatte; der seitdem, zwischen den Vereinigten Staaten und Europa pendelnd, sich am liebsten in jenem Paris aufhält, das Hannah Arendt (in ihrem Aufsatz über Walter Benjamin) eine zweite Heimat für Heimatlose genannt hat – als ein solcher weiß ich mich inzwischen mehr oder weniger nirgends und überall zu Hause.

Mein „Land“ ist, mit anderen Worten, eine weitverstreute Diaspora, welche mittlerweile das Land Israel miteinschließt und deren Beziehungen zu Deutschland keine bloß „wissenschaftlichen“ sein können. Es sei also gestattet, diese Gelegenheit wahrzunehmen, einige exterritoriale Bemerkungen zum heutigen Stand deutsch-jüdischer Beziehungen zu machen.

„Kennen sie den über den alten Juden, der an einem deutschen Bahnhof ankommt? Er kommt mit einem schweren Koffer an, der sein ganzes Hab und Gut enthält, nähert sich einem älteren Herrn, der den Fahrplan studiert, und fragt höflich: „Entschuldigen Sie, sind sie zufällig Antisemit?“ Der Herr antwortet entrüstet: „Wie kommen Sie dazu, mir überhaupt eine solche Frage zu stellen?“ Der Jude entschuldigt sich nochmals, nähert sich diesmal einer Dame und stellt die gleiche Frage mit gleichem Ergebnis. Nachdem sich dieselbe Szene mehrmals abgespielt hat, erteilt ein nett und solide aussehendes Ehepaar schließlich folgende Antwort: „Und ob! Juden können wir nicht ausstehen – die ganze Saubande nicht.“ „Aha“, antwortet der Jude, „welch ein Vergnügen, solch ehrliche Menschen zu treffen. Dürfte ich Sie bitten, auf meinen Koffer aufzupassen?“

Mit dieser skurrilen Geschichte fing ein im Dezember 1985 in der Jerusalem Post erschienener Artikel an, der den Titel trug: *Es denkt in den Deutschen*<sup>1</sup>. Sein Autor, der bekannte deutsch-jüdische Journalist Henryk Broder, nahm die damalige Kontroverse um die Frankfurter Erstaufführung von Rainer Fassbinders Theaterstück *Der Müll, die Stadt und der Tod* zum Anlaß, eine drastische Diagnose der gegenwärtigen Haltung der Deutschen zu den Juden zu stellen. „So denkt es in mir“, heißt es in unserem Eingangszitat. Das Es, das da denkt, wird von Broder kurzerhand mit dem kollektiven Unbewußten der Deutschen gleichgesetzt, das nach der Latenzphase der Nachkriegsjahre heute wieder zum Durchbruch kommt. Mit der Lockerung der Zensur kehrt, Freud zufolge, das Verdrängte wieder. So ungefähr stellt sich Broder die deutsche Nachkriegsgeschichte vor. Das „deutsche“ Es – so ließ sich der Gedanke weiterspinnen – rächt sich schon wieder am „jüdischen“ Überich. Denn der Antisemitismus setzt sich heute – so Broders bedenkenwerte These – nicht *trotz*, sondern *wegen* Auschwitz fort, das damit zum eigenen Alibi verkehrt wird.

Die Schuld der Mörder wird nochmals auf die Gemordeten, die angeblichen Christismörder, rückprojiziert<sup>2</sup>. „Und Schuld hat der Jud“, heißt es bei Fassbinder, „weil er uns schuldig macht, denn er ist da.“ Er – oder vielmehr die wenigen Überlebenden, die es mit einer ganz anderen Schuld zu tun haben: eben der des Überlebenden<sup>3</sup>. Nicht einmal die jüngeren Generationen – zu denen sich der gegenwärtige Bundeskanzler bei seinem Israel-Besuch gerechnet hat, sich dabei die Hände in Unschuld waschend – werden von Broders globaler Diagnose ausgenommen. Die letzten zwanzig Jahre werden vielmehr als eine Art Freudschen „Familienromans“ geschildert, in dem die kritischen Kinder, die gegen ihre kompromittierten Eltern ausgezogen waren, heute über einen suspekten Antizionismus, der – so Broder – lediglich ein verschobener Antisemitismus ist, nach Hause zurückgefunden haben. Schon vor Jahren schrieb Broder der deutschen Linken einen harten Abschiedsbrief, bevor er nach Jerusalem übersiedelte.

Ich werde an anderer Stelle versuchen, mich mit Broders plumpen – aber hier ebenfalls sehr grob wiedergegebenen – Thesen eingehend auseinanderzusetzen. Das wird in brüderlicher Polemik geschehen müssen. Denn sein allzu berechtigter Verdacht gegen angeblich normalisierte Verhältnisse, in deren Untiefen das öffentliche Leben<sup>4</sup> und die private Erfahrung<sup>5</sup> regelmäßig Einblick gewähren, scheint mir dennoch an einen *Rassismus mit umgekehrten Vorzeichen* zu grenzen, der nicht nur eine „Identifikation mit dem Angreifer“, sondern auch den Triumph des Feindes bis in dessen Niederlage hinein bedeuten würde. Es sei an dieser Stelle lediglich auf Broders gewaltige Grundthese aufmerksam gemacht. Der deutsche Antisemitismus soll ein

„vitales Bedürfnis“ sein, das wiederum wie eine schleichende „Erbkrankheit“ jederzeit wieder ausbrechen könne. Solche Vorstellungen – „Mythen aus der Vorzeit“? – erinnern sowohl an das „gesunde Volksempfinden“ der antisemitischen Propaganda als auch an den Roman *Die Pest*<sup>6</sup>. Nur, daß beim Humanisten Camus kein auserwähltes Volk zum bevorzugten Krankheitsträger gemacht wurde. Bei Broder gehört hingegen der Antisemitismus offenbar zum deutschen Wesen – jenem Wesen, an dem das deutsche Volk einst genesen sollte.

Die einzig mögliche Ausnahme, die in seinem Artikel auftaucht, wäre überraschenderweise kein anderer als Rainer Fassbinder, in dem er vielleicht einen wahlverwandten Provokateur erblickt. Weit entfernt, eine eindeutig antisemitische Botschaft zu verkünden, wie so viele jüdische Kommentare voreilig angenommen haben, stimmt Fassbinders Stück tatsächlich in mancher Hinsicht mit Broders Thesen überein. Anstatt aus lauter Berührungsangst, eine tabuierte Problematik stillschweigend in ein neues Ghetto einzuschließen, oder aber – wie im Falle der Fernsehserie *Holocaust* – vermittels einer rührseligen Entladung wieder loszuwerden<sup>7</sup>, stochern beide in der deutsch-jüdischen Wunde erbarmungslos herum. Die virulenten Klischees, die nach wie vor in den Köpfen spuken, werden nicht mehr diskret umgangen, sondern selbst zum Thema gemacht. Die Frage ist jedoch erlaubt, ob sich nicht beide je auf eigene Weise durch solchen hautnahen Umgang mit dem Antisemitismus haben anstecken lassen. Ob nicht Fassbinders umstrittenes Stück vor allem eine Provokation darstellt, die es auf die gespaltene Reaktion, die sie zur Folge haben sollte, auch abgesehen hatte, und durch ihre schillernde Zweideutigkeit jeder und keiner Seite Recht gibt? Ob Broders allzu eindeutige Stellungnahme nicht ihrerseits an jenen Anti-Antisemitismus erinnert, der Gleiches mit Gleichem vergilt und aus dem Spiegelkabinett projektiver Feindbilder nicht mehr herausfindet?

Setzt Fassbinder „den reichen Juden“ in Szene, so geht Broder von der Geschichte eines armen alten Juden aus, der doch eine kaum weniger legendäre, wenn auch viel sympathischere Figur darstellt. Und die „Moral von der Geschichte“ stellt gleichfalls eine massive Provokation dar. Die Deutschen werden stillschweigend in zwei Kategorien aufgeteilt. Sie gelten entweder als *offene* oder als *versteckte* Antisemiten: Antisemiten sind sie allemal. Am unbefangenen kann hier, so scheint mir, ein *anderer* Jude einem Verdikt widersprechen, das jegliche Antwort der Betroffenen selber im Vorhinein *ad acta* legt und ihnen damit in der Tat keinen Ausweg als den Antisemitismus läßt.

„Die“ Deutschen? „die“ Juden? Wie Gershom Scholem am Anfang eines kanonischen Aufsatzes *Juden und Deutsche* festgestellt hat, sind solche Verallgemeinerungen ebenso fragwürdig wie unumgänglich:

*Viele Differenzierungen wären hier am Platz. Denn die Deutschen sind nicht alle Deutschen und die Juden nicht alle Juden – mit der einen unausdenkbaren Ausnahme freilich: denn als diejenigen Deutschen, die wirklich, wenn sie die Juden apostrophierten, alle Juden meinten, die Macht in den Händen hatten, haben sie sie benutzt, um, soweit es an ihnen lag, alle Juden zu ermorden. Seitdem fällt denen, die den Mord überlebt haben oder aus den Zufällen der Geschichte heraus ihm nicht ausgeliefert worden sind, es selber etwas schwer, zu differenzieren<sup>8</sup>.*

Henry Broder ist – wie ich – ein unmittelbarer Erbe jener mit knapper Not Entkommenen. Wäre es ein Wunder, wenn die Schuld der Überlebenden auch bei der *zweiten* Generation, die den Nationalsozialismus nicht am eigenen Leib erlebt hat, nachwirken würde? „Und Schuld hat der Jud (...), denn er ist da.“ Müssen wir Jüngeren

vielleicht irgendwie dafür kompensieren, daß wir damals nicht da waren und es heute noch sind? Wie dem auch immer sei: die schwankende Differenzierungsfähigkeit, die Scholem an sich und seinen Altersgenossen beobachtet, hat sich, so scheint mir, im Falle Broders aus ebenfalls verständlichen, aber weniger legitimen Gründen an die nächste Generation vererbt. Sollte es heute nicht möglich sein, solche Differenzierungen vorzunehmen, ohne dabei apologetisch oder beschwichtigend zu wirken? Es liegt mir fern, ein Mißtrauen ausräumen zu wollen, das ich weitgehend teile. Paranoia ist ohnehin oft hellhöriger als Ausgewogenheit. Aber sie kann einem auch böse Streiche spielen.

*Es denkt*, mit anderen Worten, *auch in den Juden* – wobei *es* sowohl der unaussprechliche Völkermord als auch das jederzeit mitredende Unbewußte ist, das nicht zufällig die Aufmerksamkeit einer „jüdischen Wissenschaft“: der Psychoanalyse, auf sich zog. Daß es auch in Broder denkt, gibt er selber einmal beiläufig zu, nachdem er die Bemerkung hat fallen lassen, er „sollte“ angesichts der Schuld, mit der die Kinder ehemaliger Nazis zu leben haben, „dankbar sein“, daß *seine* Eltern „auf der richtigen Seite des Stacheldrahts gelandet sind“.

Aber das beste Beispiel dafür, daß Broders jüngste Stellungnahme sich am überzeugendsten durch seine eigenen Einsichten korrigieren läßt, bietet ein autobiographischer Aufsatz, den er vor sieben Jahren geschrieben hat. Dort ging er nachdrücklich davon aus, daß der „jüdische Teil“ seiner Existenz etwas sei, das er „nicht in der Hand habe“ und das ihn beherrsche, „wie *es* will“. Wie fruchtbar eine solche ungeschützte Haltung für den ehrlichen Versuch einer gegenseitigen Verständigung sein könnte, scheint mir aus der Fülle von Selbsterkenntnissen hervorzugehen, die ihm dabei bewußt wurden:

*„Es gibt Juden, Paßdeutsche wie ich, die ihren Identitätskonflikt in der Weise lösen, daß sie bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit verkünden, daß sie stolz darauf sind, Juden zu sein. Ich halte das für dummes Gerede von Leuten, die sonst nichts haben, worauf sie stolz sein können. (...) Und wenn ich es mir genau überlege: mir wär's lieber, ich wäre kein Jude. Jedesmal, wenn ich durch eine Landschaft fahre, die so aussieht, als sei sie jenen, die in ihr wohnen, auf Maß zugeschnitten, wünsche ich mir, ich käme von dort und würde da leben (...) es muß auch kein Bauernhof sein, es ginge mir nur darum, die eigene Herkunft mit etwas Konkretem verbinden zu können, auf das man sich beziehen kann, ohne daß es einem schlecht wird dabei. (...) Wie gesagt, ich bin nicht stolz darauf, es ist mir sogar lästig, ich würde es gern ablegen, wenn ich könnte. Und manchmal denke ich: würde ich nicht in Deutschland leben, könnte ich es vielleicht ablegen. Nur – in Deutschland kann ich es mit Sicherheit nicht. Wenn ich auf einem Bahnsteig stehe und eine Durchsage höre, daß ein Zug „planmäßig“ einfährt oder abfährt, dann assoziiere ich automatisch, daß auch die Züge in die KZs planmäßig gefahren sind. (...) Ich weiß, daß mir mit Sicherheit auch ungerechte Reaktionen unterlaufen, daß ich „typisch deutsch“ denke und auch sage bei Erfahrungen, die ich wahrscheinlich auch woanders machen würde. (...) Und ich kenne viele Nichtjuden, Deutsche von Haus und Geburt, die genauso denken und fühlen wie ich, die bei denselben Erfahrungen dasselbe Würgen packt. Ich habe es oft erlebt, daß ich über solche Dinge mit Nichtjuden viel besser und offener reden kann als mit Juden, bei denen sofort ein Verdrängungsmechanismus einsetzt, weil allein schon die Tatsache, daß sie nicht mehr mit einem gelben Stern auf der Brust herumlaufen müssen, von ihnen als ein Beweis für die Normalisierung ihres Lebens genommen wird.“<sup>9</sup>*

Auch dort, wo ich nicht ganz einverstanden bin, fühle ich mich in solchen heimatlosen Sätzen sehr zu Hause.

Es denkt in Juden wie in Deutschen je auf eigene Weise. Es denkt auch zwischen ihnen, und stellt sich meist dazwischen. Die Lehre, die daraus mit und gegen Broder zu ziehen wäre, scheint klar zu sein, wie auch immer sie ins Werk zu setzen ist. „Wo Es war“, schrieb ein deutschsprachiger Jude, „soll Ich werden.“

*Erich hat (...) das positive des deutschen Phänomens wohl nie erfahren, sondern vor Jahren (...) dem Europäischen in einer unvorsichtigen Weise, die für den Sehenden (...) notwendig sich (...) als Irrtum enthüllen mußte, sich verschrieben. Indessen für mich immer begrenzte Volkstümer im Vordergrunde standen: das Deutsche, das Französische. Daß und in wie tiefer Weise ich an das erstere gebunden bin entschwindet meinem Bewußtsein niemals. (...) Nun aber sind einige Instanzen zu nennen, welche Du nicht nach ihrer Tragweite für mich zu wägen scheinst. Ich beginne mit der gegenwärtigen Lage des Deutschtums. Gewiß stehst Du mir heute für das wahre Deutschtum (...). Aber nicht zum ersten Male erfährst Du von mir, daß ich nur ungeheuer widerstrebend, nur mit tiefsten Bedenken, Deine Gefolgschaft mit meiner Person, mit dem Jüdischen in ihr vermehre. (...) Hier, wenn irgendwo, sind wir im Kern der gegenwärtigen Judenfrage: daß der Jude heute auch die beste deutsche Sache für die er sich öffentlich einsetzt, preisgibt, weil seine öffentliche deutsche Äußerung notwendig käuflich (im tiefen Sinn) ist, sie kann nicht das Echtheitszeugnis beibringen. Ganz anders legitim können die geheimen Beziehungen zwischen Deutschen und Juden sich behaupten.<sup>10</sup>*

So Walter Benjamin im Jahre 1923 – demselben Jahr, in dem Gershom Scholem, der ihm seinerseits für „lebendiges Judentum“ stand, nach Palästina ausgewandert ist – an Florens Christian Rang, den protestantischen Freund, der ihn aufgefordert hatte, sich seinem politischen Aufruf an die Deutschen (unter dem Titel *Deutsche Bauhütte*) anzuschließen. Rangs moralischer Appell enthielt für Benjamin eine zweideutige Botschaft. Aus dieser Mahnung an die Deutschen war für den hellhörigen Juden eine andere Mahnung herauszuhören. Benjamin erkannte, daß die *res publica* in diesem Falle nicht *seine* Sache war. Die Aufforderung, an den öffentlichen Angelegenheiten eines Volkes mitzuwirken, dem er nicht wirklich zugehörte, war eine Einladung zum Selbstverrat. Das deutsche Volk stand nicht dahinter. So öffentlich sich die Einladung geben mochte, sie blieb eine private. Und so ehrlich sie auch gemeint war, sie erfolgte in einer falschen Situation, die den Juden zum Judas zu machen drohte, als den ihn die Antisemiten immer schon angesehen hatten. Über solche Abgründe glitt Rangs Aufruf unschuldig hinweg.

Gershom Scholem hat mehrfach geschildert, wie das „Schielen“ so vieler deutscher Juden nach nationaler Zugehörigkeit eine groteske Selbstverleugnung darstellte, die dem Antisemitismus zusätzliche Motive geliefert hat<sup>11</sup>. So gründlich Männer wie Scholem, Benjamin, Kafka und Freud um die Illusion einer „deutsch-jüdischen Symbiose“ Bescheid wußten, so unzertrennlich wußten sie sich gleichzeitig der deutschen Sprache und Kultur verbunden. Von dieser Spannung zeugt ein weiterer Brief, den Benjamin etwas später an Rang geschrieben hat:

*Die Liebe zu Völkern, Sprachen und Ideen gehört für mich zusammen, was nicht hindert, daß zu Zeiten eine Flucht mir not tun kann, um diese Liebe zu retten. Die mir freilich was Deutschland betrifft, durch so entscheidende Lebenserfahrungen gesichert ist, daß ich sie nicht verlieren kann. Doch will ich auch nicht ihr Opfer werden.<sup>12</sup>*

Damals konnte Benjamin noch substantielle Vorstellungen von *Deutsch-* und *Volks-* *tum* gegen die des guten Europäers ausspielen. Heute wollen wir nicht mehr ihr Opfer werden. Seitdem ihre Substanz durch eine Ideologie des *Völkischen* ausgehöhlt wurde, sind die entscheidenden Lebenserfahrungen, die mit ihnen verbunden waren, den Nachgeborenen weitgehend verlorengegangen. Übrig bleibt Broders wehmütig-ironischer Wunsch nach einem Bauernhof, wo er „jeden Tag bei Sonnenaufgang vors Tor treten“ könnte und „gucken, ob noch alle Morgen da sind und auch sonst nichts fehlt.“

Inwieweit dürfen also „begrenzte Volkstümer“ heute noch „im Vordergrunde“

stehen? Und was sollte dann an ihre Stelle treten? Soviel scheint gewiß: Wer „fremd im eigenen Land“ ist, wird dem jüngsten Ringen einer neuen Generation von Entwurzelteten nach deutscher Selbstidentität unbeteiligt gegenüberstehen. *Unsere* Sache ist das nicht. Vielleicht könnten *wir ihnen* diesmal unsere eigene gespaltene Identität als Identifikationsmuster anbieten. *Nous sommes tous des juifs allemands*, rief Daniel Cohn-Bendit 1968 aus, als er beschuldigt wurde, ein fremdländischer Unruhestifter zu sein.

Heute sind die deutsch-jüdischen Beziehungen anders und schwerer belastet als im Jahre 1923. Nach wie vor scheinen jedoch die „geheimen Beziehungen“ am ehesten geeignet, Annäherungen anzubahnen. Der vielberufene deutsch-jüdische Dialog hat, so stellte Scholem 1966 nüchtern fest, niemals „als historisches Phänomen“ zwischen den Völkern, sondern nur zwischen vereinzelt Personen stattgefunden<sup>13</sup>. Wie soll er heute möglich sein, nachdem der deutsche Judenmord einen neuen, schrecklichen Abgrund zwischen uns aufgerissen hat? Noch die Rede von der „unbewältigten Vergangenheit“ gleitet über ihn hinweg. Sie tut, als wäre das Geschehene dank erneuter Tüchtigkeit wieder ungeschehen zu machen. *Bewältigen* läßt es sich aber nie und nimmer.

„Ob wir in diesem Abgrund uns begegnen können“, schrieb Scholem, „weiß ich nicht.“ Öffentliche Beziehungen zwischen Juden und Deutschen wollten jedenfalls „im verborgenen“ vorbereitet werden, sollten sie „nicht von gefälschten Losungen und Forderungen vergiftet werden“<sup>14</sup>. Eine öffentliche Institution ist niemals gegen den Leerlauf offizieller Festakte und amtlicher Floskeln gefeit. Nicht einmal der Name Humboldt scheint in unserem Zusammenhang ein ganz unproblematischer zu sein<sup>15</sup>. Die Stiftung, die nach ihm heißt\*, hat jedoch dem Verfasser dieser Zeilen zu seiner Sache verholfen. Er verdankt ihr die Möglichkeit, sowohl an eine verschüttete deutsch-jüdische Vergangenheit wiederanzuknüpfen, die für ihn kein bloß wissenschaftlicher Forschungsgegenstand ist, als auch seinen kleinen Teil zum tastenden Dialog zwischen Juden und Deutschen beizutragen. Die chancenreichste Formel für diese Begegnung dürfte die gegenseitige Förderung unserer sichtbaren und unsichtbaren Beziehungen sein.

Im Jahre 1936 hat Walter Benjamin, der drei Jahre zuvor emigrieren mußte, unter dem Titel *Deutsche Menschen* eine Briefsammlung herausgegeben, die seine Landsleute an die besten Traditionen ihres gemeinsamen Erbes erinnern sollte<sup>16</sup>. Möge der in diesem Band Gefeierte noch lange die Geschicke der Alexander von Humboldt-Stiftung im Sinne jener anderen Deutschen leiten!

### Anmerkungen

1. Er erschien dann in der Feuilleton-Beilage der Süddeutschen Zeitung vom 18./19. Januar 1986.
  2. Am Schluß des Dokumentarfilms *Shoah* von Claude Lanzmann „berichtet“ ein Pole gegen den Hintergrund einer katholischen Kirche, ein Rabbi habe seiner Gemeinde damals gesagt, sie müßten sich jetzt alle abtransportieren lassen, weil sie das Blut Christi seit zweitausend Jahren an den Händen hätten.
  3. Vgl. die psychologische Studie von William Niederland *Folgen der Verfolgung: Das Überlebenssyndrom* (Frankfurt 1980). Vgl. auch Adorno: „Nicht falsch aber ist die minder kulturelle Frage, ob nach Auschwitz noch sich leben lasse, ob vollends es dürfe, wer zufällig entrann und rechtens hätte umgebracht werden müssen. Sein Weiterleben bedarf schon der Kälte, des Grundprinzips der bürgerlichen Subjektivität, ohne das Auschwitz nicht möglich gewesen wäre: drastische Schuld des Verschonten. Zur Vergeltung suchen ihn Träume heim wie der, daß er gar nicht mehr lebte, sondern 1944 vergast worden wäre, und seine ganze Existenz danach lediglich in der Einbildung führte, Emanation des irren Wunsches eines vor zwanzig Jahren Umgebrachten“ (*Negative Dialektik*, Frankfurt 1966, S. 353–54).
  4. Jüngstes Stichwort: Waldheim-Affäre.
  5. „Ich erkenne sie an ihrem Geruch“, sagte mir während der Stipendiatenzeit eines Tages die Nachbarin.
  6. Broder führt seinerseits Sartres Analyse der antisemitischen „Leidenschaft“ an. Aber seine Grundthesen sind mit den Prämissen einer existentialistischen Bewußtseinsphilosophie gänzlich unvereinbar.
  7. Daß „die Kulturindustrie die Wahrheit über die Katharsis enthüllt“, sahen Horkheimer und Adorno schon 1944 ein. Vgl. *Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt 1971. S. 129.
  8. Gershom Scholem, *Judaica 2*, Frankfurt 1970, S. 21.
  9. „Warum ich lieber kein Jude wäre; – und wenn schon unbedingt – dann lieber nicht in Deutschland“, in: *Fremd im eigenen Land*, Frankfurt 1979, S. 84–86.
  10. Walter Benjamin, *Briefe*, hg. Gershom Scholem und Theodor W. Adorno, Frankfurt 1966, S. 309–10.
  11. Scholem, l. c. S. 26–27.
  12. Benjamin, l. c. S. 317.
  13. Scholem, l. c. S. 40.
  14. Scholem, l. c. S. 45–46.
  15. „Wo Deutsche sich auf eine Auseinandersetzung mit den Juden in humanem Geiste eingelassen haben, beruhte solche Auseinandersetzung stets, von Wilhelm von Humboldt bis zu George, auf der ausgesprochenen und unausgesprochenen Voraussetzung der Selbstaufgabe der Juden (...). Die entschlossensten Kämpfer für die Sache der Juden unter den Nichtjuden waren gerade die, die am bewußtesten und artikuliertesten mit dem Verschwinden der Juden als Juden rechneten, ja, dieses Verschwinden der jüdischen Volksgruppe als Gruppe für eine Vorbedingung ihres Eintretens für die Sache der Juden hielten, wie etwa Wilhelm von Humboldt“ (Scholem, l. c. S. 9 und 26).
  16. Vgl. dazu Albrecht Schöne, „Diese nach jüdischem Vorbild erbaute Arche‘: Walter Benjamins *Deutsche Menschen*“, in: *Juden in der deutschen Literatur*, hg. Stéphane Moses und Albrecht Schöne, Frankfurt 1986. S. 350–365.
- \* Mißverständnis: Die Alexander von Humboldt-Stiftung ist nach Alexander von Humboldt benannt.  
– Anm. d. Hrsg.

# Kleine Anmerkung zur literaturwissenschaftlichen Einzeldisziplin

VIKTOR ŽMEGAČ

Sehr verehrter, lieber Herr Pfeiffer,

es geschieht gar nicht so selten, daß einem Beitrag zu einer Festschrift die Form eines persönlichen Schreibens gegeben wird. Das ist ein altes Mittel rhetorischer Tarnung. Zugegeben, auch diese kleine Festgabe, die ich meinen herzlichen Geburtstagswünschen mit auf den Weg gebe, läßt wahrscheinlich den Verdacht aufkommen, Rhetorik von der angegebenen Art sei am Werk. Nun, diesmal handelt es sich eben nicht nur um bloße Verpackung. Vielleicht erinnern Sie sich noch, lieber Herr Pfeiffer, an ein Gespräch, das Sie vor einiger Zeit mit einer Gruppe von Literarhistorikern, geeichten „Humboldtianern“ natürlich, in privatem Kreise führten. Ich war dabei und entsinne mich noch lebhaft an die von Ihnen an alle gerichtete Frage, wie es heute eigentlich mit der Literaturwissenschaft stehe, wie ihre Interessen, Methoden und Ziele zu beurteilen seien. Die Frage konnte damals nicht beantwortet werden – es kam ein neuer Gast hinzu, und die Begrüßung ließ den Faden abreißen.

Ich bin nach wie vor von dem Umstand beeindruckt, daß diese Frage keineswegs konventionell war. Es darf zwar angenommen werden, daß der intellektuellen Neugier des Leiters einer großen Stiftung Grenzen gesetzt sind, wenn es um eine Einzeldisziplin geht. Denn wer kann schon Dutzende von Wissenschaften überblicken? Wie dem auch sei, eine Frage, die einer wirklichen – wenn auch nicht immer zu befriedigenden – Wißbegier entspricht, sollte auch eine Antwort finden. Eine solche darf hier, so gut es geht, formuliert werden: in der gebotenen Kürze und ohne wissenschaftlichen Theaterdonner, gleichsam als eine späte Fortsetzung des Gesprächs von damals. Damit kein falscher Eindruck erweckt wird, sei noch gesagt, daß dieser Versuch nichts mit einer „Unterweisung“ zu tun hat – eher mit einer Plauderei unter Kollegen, wo man sich dann von dem Vertreter eines entfernten Faches die Systematik einer Disziplin kurz erläutern läßt.

Geht es um das Fach „Literaturwissenschaft“, so sollte, meine ich, aus heutiger Sicht zu dessen Systematik folgendes gesagt werden. Seit längerer Zeit ist es üblich, den gesamten Bereich in drei Teilbereiche zu gliedern: Literaturtheorie, Interpretation (mit der die Grundlage bildenden Hermeneutik) und Literaturgeschichte sind die gängigen Benennungen dafür. Gefestigt hat sich diese – freilich keineswegs sakrosankte – Triade infolge der Wirkung, die von Welleks und Warrens *Theory of Literature* ausgegangen ist (wo dafür die Begriffe *literary theory*, *criticism* und *history* gebraucht werden). Wellek betont, daß diese Sektoren ohne Interdependenz nicht vorstellbar seien, d. h. daß Überlegungen oder Forschungen in jedem dieser Bereiche die Heranziehung von Kategorien und Erkenntnissen aus den beiden anderen voraus-

setzt, auch wenn der Theoretiker/Historiker den Zusammenhang nicht explizit darlegt.

Gegen die Dreizahl ist nichts einzuwenden, wenn auch die Häufigkeit dreigliedriger Typologien nachgerade den Verdacht weckt, es sei eine Form rationaler Magie im Spiel. Allerdings erscheint es sehr wohl notwendig, im Lichte seither gewonnener Einsichten die praktizierte Systematik neu zu überdenken. Vor allem kommt es darauf an, durch eine genauer gefaßte Terminologie unnötige Mehrdeutigkeit zu vermeiden. Selbst ein so zentraler Begriff wie Literaturtheorie ist durch inflatorischen Gebrauch höchst ungenau geworden, denn es werden damit sehr oft ganz unterschiedliche sprachliche Meta-Handlungen, wie Poetik, Programmatik, Methodologie u. a., bezeichnet.

Der erste Hauptbereich kritischer (rationaler, wissenschaftlicher) Beschäftigung mit Literatur ist durch einen reduzierenden Blick gekennzeichnet: Wertungen und historische Relativierungen sind weitgehend ausgeschlossen, Texte werden primär auf ihre Zugehörigkeit zu sprachlichen bzw. mentalen Systemen befragt. Die relativ überhistorischen (wenn auch keineswegs ahistorischen) Konstanten der Literatur, in erster Linie die Grundbegriffe der Textgestaltung sowie die kategorialen Unterschiede zwischen Fiktion und Nicht-Fiktion, sind hier der eigentliche Gegenstand. Am anspruchsvollsten tritt die kritische Argumentation in diesem Bereich in Form einer allgemeinen Texttheorie und allgemeinen Gattungslehre in Erscheinung. Der Strukturalismus, namentlich in seiner französischen und russischen Ausprägung, hat hier sein wichtigstes Arbeitsgebiet. Nichts macht die intellektuelle Intention dieser Problemwahl so deutlich wie der orthodox ausgerichtete Vorschlag, das Ziel sei als eine „Grammatik der Literatur“ anzuvisieren. Viel mehr für sich hat allerdings der durch Käte Hamburger in Umlauf gebrachte Begriff einer „Logik“ überindividueller Strukturen: er benennt ebenfalls den Systemcharakter, schließt aber störende Vorstellungen (Grammatik = vorschreibende Norm) völlig aus.

Sind nicht Systeme gemeint, sondern Einzelwerke, so tritt ein Umgang mit Literatur in Kraft, der wohl universal genannt werden kann, denn er erfaßt ja das Verhalten *aller* Leser, ob sie nun fachkundig sind oder nicht. Universal, im Sinne von unerschöpflich, ist auch die Welt, die uns in literarischen Werken mehrerer Jahrtausende entgegentritt. Ist der Leser (welcher Art auch immer) mit der Komplexität eines bedeutenden Werkes konfrontiert, so versagt der methodologische Grundsatz der Systemforschung, der nach einer Formulierung Roman Jakobsons besagt, der Gegenstand der Wissenschaft sei nicht die Literatur in ihrer Vielfalt, sondern die „Literarität“, das den literarischen Hervorbringungen eigentümliche Repertoire besonderer Macharten. Der Leser der *Odyssee*, des *Don Quijote*, der *Toten Seelen* und der *Buddenbrooks* hat es eben nicht nur mit der Logik und Syntagmatik der Texte zu tun, sondern auch mit deren Paradigmatik, mit deren „Inhalten“, die mit ihren sozialen und psychologischen Aspekten weit über den kategorial begrenzten Bereich hinausführen. Die Fragen, die sich hier einer kritischen Betrachtung des Gegenstandes (im Prinzip: des einzelnen Werkes) stellen, sind hermeneutischer, historischer und wertender Art. Die Begegnung des Lesers mit dem Text kann folglich unter dem Gesichtspunkt der Interpretationstheorie gesehen werden, wobei vor allem die Beziehung zwischen der „Objektivität“ des literarischen Werkes und der „Subjektivität“ des Rezipienten eine Reihe schwieriger Fragen entstehen läßt. Ferner hat man es mit Problemen zu tun, die in zahllosen Fällen der historische Abstand zwischen Text

und Leser verursacht. Und schließlich ist der – oft unbewußt vorausgesetzte – Konvergenzpunkt eines deutenden oder sonstwie fragenden Lesens die Wertung, die das Subjekt am Gegenstand seines Interesses vollzieht. Im Gegensatz zur formal-struktural ausgerichteten Betrachtung, die grundsätzlich wertfrei verfährt (und auch verfahren *muß*), ist der interpretierende Zugang kaum vom Bedürfnis zu trennen, das Einzelwerk im Hinblick auf eine in unseren Vorstellungen bestehende Werthierarchie zu orten. Überwiegt der wertende Aspekt, so ist es berechtigt, von Literaturkritik im engeren Sinne des Wortes zu reden.

Geht man der Frage nach, unter welchen Bedingungen Wertungskriterien entstehen und wie sie sich wandeln, vor allem aber: warum sich die Beschaffenheit literarischer Werke in stilistischer und thematischer Hinsicht mit der Zeit ändert, betritt man den dritten großen Bereich – den der eigentlichen Literaturgeschichte. Das spezifische Forschungsinteresse der Literaturhistorie (und Literatursoziologie) umfaßt die wechselseitigen Beziehungen zwischen Autor, Werk, Vermittlern und Publikum im Zusammenhang geschichtlicher Prozesse. Entscheidend ist hier der Aspekt der Veränderung, des Wandels: Warum vollzieht er sich, welches sind seine Bedingungen und Voraussetzungen? Die „Logik“ der Literatur fragt z. B. nach den Unterschieden zwischen den Gattungen oder Bauformen; die Literaturgeschichte dagegen nach der historischen, d. h. gesellschaftlichen Situation, die das Aufkommen bestimmter Formen und Stile begünstigt, einen Funktionswandel herbeiführt oder manche künstlerische Konventionen veralten läßt.

Daß die Literaturwissenschaft bei der Untersuchung dieser spezifisch geschichtlichen Erscheinungen auf die Hilfe der allgemeinen Sozialgeschichte nicht verzichten kann, ist unbestreitbar. Umstritten ist jedoch diese „Grenzüberschreitung“ methodischer Art an sich. Die Vertreter einer texttheoretischen Orthodoxie meinen, man vermenge damit auf ungehörige Weise die Literaturwissenschaft mit anderen Fächern und gefährde ihre Legitimität. Nun, dieser Vorwurf, der einen zentralen Punkt heutiger Diskussionen berührt, scheint mir nicht berechtigt zu sein. Er macht jedenfalls eine scheinbare Paradoxie methodischer Folgerungen erkennbar. Dieser Widerspruch liegt darin, daß die Vertreter der Auffassung, man verfehle und verrate die Disziplin, wenn man sie nicht freihalte von Heteronomie, nur eines vergessen: daß durch das Beharren auf strikter methodischer Abgrenzung die Disziplin zwar „rein“ bleibt, daß sie aber letztlich ihren Gegenstand nicht mehr erfaßt. Denn ihre kulturelle Bedeutung und ästhetische Faszination verdankt die Literatur seit jeher ihrer geistigen Gesamtheit, und nicht nur bestimmten Merkmalen, so fundamental diese auch sein mögen. Die Existenzgrundlage und auch den letzten Sinn verdankt die Literatur dem Universum aller Leser, und das heißt zugleich: der Fülle ihrer Erwartungen. Die Literaturwissenschaft sollte diese Tatsache nicht mißachten.

Lieber Herr Pfeiffer, ich hoffe, ich habe Sie mit dieser knappen Erkundung eines „weiten Feldes“, wie der alte Briest sagen würde, nicht gelangweilt. Sie war zumindest nicht weitschweifig. Vielleicht macht sie sogar etwas von den Problemen erkennbar, mit denen sich die von der Humboldt-Stiftung so sorgsam betreuten jungen Vertreter unserer Disziplin herumzuschlagen haben. Der Umstand, daß man dank so großzügiger Förderung die Gelegenheit hat, über solche Fragen in aller Ruhe ungehindert nachzudenken, ist – das Wort ist nicht zu hoch gegriffen – ein Glück besonderer Art. Man sollte nicht zuletzt auch Ihnen persönlich dafür dankbar sein.

# Kurzbiographien der Autoren

*Die Kurzbiographien wurden überwiegend von den Autoren selbst verfaßt und praktisch ohne Änderungen bzw. Ergänzungen abgedruckt.*

## **Albertsen, Leif Ludwig**

o. Prof. für deutsche Literatur – geb. 1936; Studien der Germanistik und der Klassischen Philologie in Kiel und Århus (MA 1960), weitergehende Studien Heidelberg (Humboldt-Forschungsstipendium 1960–62), Cambridge etc., o. Professor für deutsche Literatur an der Universität Århus seit 1972, Gastprofessuren u. a. in New York (State Univ.), Canberra und Johannesburg (Witwatersrand), Ritter von Danebrog seit 1982. Hauptarbeitsgebiete dänisch-deutsche Komparatistik, Metrik, Hymnologie, neuerdings auch deutsche Operettengeschichte.

## **Andrade, Rafael**

geb. 26. 1. 1924 in Mérida, Yuc. Mexico. Dr. in Dermatologie 1956 Universität Paris; Maître-ès-Sciences Universität Paris 1963; Humboldt-Forschungsstipendium 1956–1958 Universität Frankfurt/Main; Chief Resident in Dermatology, Skin and Cancer Clinic, New York University 1958–1959; Research Fellow, Skin and Cancer Clinic New York 1959–1961; Direktor des dermatopathologischen Labors der Skin and Cancer Clinic 1961–1972; Associate Professor of Dermatology, Skin and Cancer Clinic 1966–1972; American Board of Dermatology 1970; American Board of Dermatopathology 1975; Professur für Dermatologie Nationale Universität Mexiko (UNAM) seit 1972; Professor für Dermatopathologie und Direktor des dermatopathologischen Labors, Hospital General de Mexico S. S. A., seit 1972. Mitglied der dermatologischen Gesellschaften der USA sowie in der BR Deutschland, Frankreich, Österreich, Spanien, Portugal, Israel, Argentinien, Venezuela, Kolumbien, Honduras, Mexiko. Mitglied der Mexikanischen Nationalen Medizinischen Akademie; gründendes Mitglied des europäischen Clubs Unna-Darier „Collegium Dermatopathologicum“; wissenschaftlicher Direktor des XV. Internationalen Kongresses für Dermatologie, Mexiko 1977; Herausgeber des Year-Book of Dermatology 1966–1970; Herausgeber „Cancer of the Skin“ 2 Bde. Saunders 1976; Forschungsgebiete: melanocytische Läsionen und Tumoren der Haut; Präcanzeröse und pseudocanzeröse, sowie canzeröse Hautläsionen; Hautbiologie.

## **Batts, Michael S.**

Dr. phil., D. Lit., o. Prof. für Germanistik – geb. 1929; Studium an den philosophischen Fakultäten in London/England und Freiburg/Br. Promotion in Freiburg/Br. (1957); Instructor an der University of California, Berkeley (1958); seit 1960 an der University of British Columbia (o. Prof. seit 1968); Humboldt-Forschungsstipendium und Stipendium der Kanadischen Forschungsgemeinschaft; Fellow of the Royal Society of Canada; Mitarbeit in mehreren nationalen und internationalen Fachverbänden.

## **Bertaux, Pierre**

geb. 1907 in Lyon als Sohn eines Germanistikprofessors an der Sorbonne. Ecole Normale Supérieure in Paris, Schulgefährte von Raymond Aron und Jean-Paul Sartre. 1926/27 Humboldt-Forschungsstipendiat und erster französischer Student an der Universität Berlin nach dem Ersten Weltkrieg. Diplomarbeit/Dissertation über Hölderlins Empedokles. 1934 Leiter der Wortsendungen im Französischen Rundfunk. Danach im Auswärtigen Dienst, zuletzt als Kabinettschef. 1938 Dozent für

Literaturwissenschaften in Toulouse, dann in Rennes. 1939–40 bei der Armee, 1940 Gründung einer der später wichtigsten Résistancegruppen. 1942 Verurteilung durch ein französisches Militärgericht in Toulon zu einer Gefängnisstrafe. 1944 „Kommissar der Republik“ in Toulouse unter General de Gaulle. Anschließend Kabinettsdirektor im Ministerium für öffentliche Arbeiten. 1947 Präfekt. 1949–51/52 Generaldirektor aller Polizeikräfte (und damit insbesondere des Geheimdienstes) mit der Sonderaufgabe der Neutralisierung von Kommunisten im Staatsapparat. Rücktritt nach einem Skandal, nachdem bekanntwurde, daß Bertaux einen der mutmaßlichen Täter eines Raubes deckte, der ihm früher einmal das Leben gerettet hatte. 1958 Professor in Lille, 1965 an der Sorbonne und damit einer der bedeutendsten Germanisten. Errichtung eines Germanistischen Instituts in Asnières auf Anregung Giscard d'Estaings und Helmut Schmidts, eingeweiht von François Mitterrand. 1968 „Bertaux-Plan“ an der Sorbonne: interdisziplinärer Wissenschaftler austausch mit Deutschland. 1970 Goethe-Medaille der Stadt Frankfurt, 1975 Heine-Preisträger der Stadt Düsseldorf. 1981 Eröffnung der Berliner Festwoche mit der Preußen-Ausstellung. – Publikationen: „Mutation der Menschheit“ (futurologisch, 1962), „Geschichte Afrikas südlich der Sahara“ (1962), Beitrag in der Gedenkschrift für den ersten AvH-Präsidenten, Werner Heisenberg, „Das Umdenken“ (1977), „Hölderlin-Biographie“ (Insel, 1978), im selben Jahr eine ihm gewidmete und vom derzeitigen DAAD-Präsidenten, Hansgerd Schulte, herausgegebene Festschrift, 1986 Buchveröffentlichung über den Spieltrieb bei Goethe (Insel, posthum erschienen). – Der hier abgedruckte Beitrag des Autors ist, zusammen mit seiner Gedenkrede zum 200. Todestag Friedrich des Großen auf Schloß Hohenzollern 1986, der letzte Beitrag, den Bertaux verfaßte. Er verstarb am 14. August 1986 in Paris.

### **Bhatti, Anil**

Dr. phil., Professor of German – geb. 1944; Studium an den Naturwissenschaftlichen und Philosophischen Fakultäten in Pune, Jammu und München. Promotion in München (1971); Humboldt-Forschungsstipendiat Universität Bielefeld (1975/76 und 1982); seit 1971 am Centre of German Studies, Jawaharlal Nehru University, New Delhi; Herausgeber der Zeitschrift „Journal of the School of Languages“, J. Nehru University (1974–1982), Mitglied des 'Board of Editors' der Zeitschrift „Journal of Arts and Ideas“, New Delhi; Ausschußmitglied der IVG (Internationale Vereinigung für Germanische Sprach- und Literaturwissenschaft); wissenschaftliche Hauptarbeitsgebiete: Deutsche Literatur im 19. und 20. Jh., Literaturtheorie, Komparatistik, Philosophie und Sozialgeschichte.

### **Blount, Bertie K.**

Born 1907, C. B. 1957, C. Chem. F. R. S. C., Trinity College, Oxford (B. Sc. 1929, M. A. 1932) Frankfurt Main University (D. Phil. Nat. 1931). Humboldt Research Fellow 1930; in Oxford 1931–1937. (Ramsay Memorial Fellow 1931. 1851 Senior Student 1933. Dean of St. Peter's Hall 1933–1937) Director of Research, Glaxo Laboratories 1937–1940. Army 1940–1946. Government Service 1947–1966. (1946–47 and 1948–49 in the Control Commission, Germany.)

### **Böning, Eberhard**

Dr. jur., Ministerialdirektor, Leiter der Abteilung Hochschulen, Wissenschaftspolitik im Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft; geb. 1929; Studium der Rechtswissenschaften in Göttingen und Bonn, 2. juristisches Staatsexamen 1957; Mitarbeiter im Sekretariat der Westdeutschen Rektorenkonferenz (1957/58), der Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates (1958/61), im Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister (1961/65); 1965–1969 Leiter des Referates „Organisationen der Forschungsförderung“ im Bundesministerium für wiss. Forschung; 1969–1971 Leiter der Unterabteilung Hochschulen im Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft, 1971–1973 Leiter der Abteilung Bildungsplanung, Hochschulen, seit 1973 Leiter der Abteilung Hochschulen, Wissenschaftspolitik. Ex officio Mitglied u. a. im Hauptausschuß und Kuratorium der DFG, im Kuratorium des DAAD und der Studienstiftung, stellv. Mitglied des Wissenschaftsrates, Mitglied des Obersten Rates des Europäischen Hochschulinstituts Florenz, Ständiger Gast im Vorstand der AvH; ca. 40 Veröffentlichungen über Bildungs- und Hochschulpolitik, Hochschul- und Wissenschaftsrecht.

**Burdick, Charles**

Dr. phil., Prof. für Geschichte – geb. 1927; Promotion in Stanford, 1955; Stipendiat der Fulbright Commission 1954, 1972, 1984; Humboldt-Forschungsstipendiat 1965, 1968, 1972; seit 1957 Professor für Neuere Geschichte an der San Jose State Universität (California, USA); Dekan der Sozialwissenschaftlichen Fakultät (seit 1982).

**Carmel, Alex**

Dr. phil., o. Prof. für Geschichte – geb. 1931 in Berlin, 1939 in Israel eingewandert; Studium der Modernen Geschichte und Orientalistik in Jerusalem; seit 1968 o. Prof. an der Universität Haifa; seit 1976 verantwortlich für Wissenschaftsbeziehungen der Universität Haifa zu deutschsprachigen Ländern; Gastprofessor an den Universitäten Bern, Fribourg und an der FU Berlin; 1983 Bundesverdienstkreuz Erster Klasse der Bundesrepublik Deutschland; Humboldt-Forschungsstipendiat 1974/75 und 1984 in Tübingen und Berlin; zahlreiche Aufsätze und Buchveröffentlichungen, z. B. „Die Siedlungen der württembergischen Templer in Palästina 1868–1918“, die zweibändige „Palästina-Chronik“ (1853–1914) sowie „Christen als Pioniere im Heiligen Land“.

**Gruca, Franciszek**

Dr. phil., o. Prof. für allgemeine und angewandte Linguistik – geb. 1937; Studium der Germanistik, Slawistik u. Kommunikationswissenschaft in Poznań, Leipzig u. Bonn; Promotion (1966) u. Habilitation (1969) in Poznań; 1967/68 Humboldt-Forschungsstipendiat an der Universität Bonn; seit 1970 Professor an der Universität Warschau; seit 1972 Direktor des Institutes f. angewandte Linguistik; seit 1974 Herausgeber der Zeitschrift „Kwartalnik Neofilologiczny“ u. seit 1977 auch der Zeitschrift „Przegląd Glottodydaktyczny“; seit 1975 Vizepräsident des Neuphilologischen Komitees der Polnischen Akademie der Wissenschaften; seit 1976 Korrespondierendes Mitglied des Wissenschaftlichen Rates des Institutes f. deutsche Sprache in Mannheim; seit mehreren Jahren Mitglied zahlreicher nationaler und internationaler wissenschaftlicher Gesellschaften; 1973–1981 Vorsitzender des Polnischen Komitees f. angewandte Linguistik; seit 1981 Präsident der Polnischen Gesellschaft f. angewandte Linguistik; 1982–1985 Prorektor der Universität Warschau; seit 1984 Präsident des Komitees f. Terminologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften; Gastprofessuren in Konstanz, Zürich, Essen u. Hamburg; wissenschaftliche Hauptarbeitsgebiete: Theorie der Sprache, angewandte Linguistik, Metalinguistik, Sprachlehr- und Sprachlernforschung (Glottodidaktik), Translatork, Phonologie, Namenkunde, Grammatik der deutschen Sprache.

**Huh, Young**

Dr. jur., o. Prof. für Staatsphilosophie und Verfassungsrecht – geb. 1936; Studium der Rechtswissenschaft in Seoul/Korea und München; Promotion in München (1971); Assistenzprofessor (1972); Associate-Professor (1973); o. Professor (1979); seit 1982 o. Prof. an der Yonsei-Universität in Seoul/Korea; AvH-Stipendiat (1975/77/86); mehrmalige Forschungsaufenthalte in der Bundesrepublik Deutschland (Saarbrücken, Bonn, Bayreuth und München) und in den USA (Harvard); Fachberater über verfassungsrechtliche Fragen des Justizministeriums der Republik Korea (1980–1982); Mitglied der Verfassungskommission der Republik Korea (1980); Vorstandsmitglied der Korean Public Law Association; Vorstandsmitglied der Koreanisch-Deutschen Gesellschaft für Rechtswissenschaft; Vorstandsmitglied des Humboldt-Clubs in Korea.

**Isbășescu, Mihai**

Dr. phil., Mag. jur., em. Prof. für Germanistik – geb. 1915, Humboldt-Forschungsstipendiat 1937–38 sowie 1976ff (mehrmals Wiederaufnahmen); Dr. phil. Tübingen 1939; Dr. habil. Bukarest 1946; Vertreter des deutschen Lehrstuhls Univ. Bukarest 1946; Inh. d. Lehrstuhls f. moderne Sprachen am Inst. f. Bauwesen Bukarest 1954; Wiss. Redaktionssekretär der „Revista de filologie romanică și germanică“ ab 1957; Leiter der germanischen Abteilung des Linguist. Instituts der Akademie der S. R. Rumänien ab 1964; Leiter des „Wörterbuchs der siebenbürgisch-sächsischen Mundarten“ ab 1965; Leiter des Lehrst. f. dt. Spr. u. Lit. Univ. Sibiu (Hermannstadt) ab 1968, Univ. Bukarest ab 1970; Mitgl. d. Schriftstellerverbandes u. seiner Führungsgremien ab 1955; Mitgl. des Kuratoriums

der Faustgesellschaft u. Redaktionsberater d. „Faustblätter“ Stuttgart-Knittlingen ab 1970; Korresp. Mitgl. des Inst. f. dt. Sprache Mannheim ab 1970; Inh. des Preises der jungen Germ. d. Goethe-Inst. 1941, der Goethe-Medaille in Gold 1970, d. Bundesverdienstkreuzes 1971, d. AvH-Medaille 1985; Übersetzerpreise des Rum. Schriftstellerverbandes 1975 u. 1979; Leiter (mit Prof. Dr. Ulrich Engel, Mannheim-Bonn) des dt.-rum.-Projekts einer kontrastiven deutsch-rumänischen Grammatik ab 1976.

**Kamel, Mohamed Mahmoud**

Ph. D., D. Sc. (Chemie) – Präsident der Akademie der Wissenschaftlichen Forschung und Technologie, Ägypten (bis 1986) – geb. 1926, B. Sc., Universität Kairo (1947), M. Sc. (1951), Ph. D. (1954). Priv. Dozent an der Universität Kairo (1954–1967) – Forschungsprofessor, Nationales Forschungszentrum (NRC), Kairo (1964–1974), Humboldt-Forschungsstipendiat (1967–1969). Präsident des NRC (1974–1984). Über 100 Publikationen in der Organischen Chemie, Farbstoff-Chemie, Textil-Chemie, Textil-Technologie sowie R and D Management.

**Kegel, Gerhard**

Dr. jur., Dr. h. c., Prof. e. h., em. o. Prof. für Internationales Recht – geb. 1912; Promotion Berlin 1938; Habilitation Köln 1946; o. Prof. Köln 1950; Präsident des Deutschen Rates für Internationales Privatrecht. Mitglied des Zentralen Auswahlausschusses der AvH.

**Korlén, Gustav**

Geb. 1915. Prof. für Germanistik an der Universität Stockholm 1952–1980. Goethe-Medaille 1965, Konrad-Duden-Preis 1967, Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung für Germanistik im Ausland 1973. – Humboldt-Forschungsstipendiat 1939/40. – Publikationen u. a.: Die mittelniederdeutschen Texte des 13. Jahrhunderts, Lund 1945; Norddeutsche Stadtrechte (Stade und Lübeck) I–II, Lund 1950–51; Mitteldeutschland – Sprachlenkung oder Neutralismus?, Stockholm 1965; Schweden und die deutsche Nachkriegsliteratur, Mannheim 1968; Tysk fonetik (zus. mit Bertil Malmberg), Lund 1960, 6. Aufl. 1985. Herausgeber der Zeitschrift des schwedischen Neuphilologenverbandes „Moderna språk“ seit 1957. Zahlreiche Aufsätze zur Sprachentwicklung in den beiden deutschen Staaten, zur Exilliteratur und zur Rezeption von Fritz Reuter, Theodor Storm, Gustav Freytag, Carl Zuckmayer, Anna Seghers, Heinrich Böll und Günter Wallraff in Schweden.

**Leonardi, Claudio**

o. Prof. für Lateinische Sprache und Literatur des Mittelalters – geb. 1926; Studien in Mailand und Fribourg; Promotion 1950; Stipendiat des Istituto Storico Italiano per il Medio Evo (1953–58); Chefredakteur des internationalen „Repertorium Fontium Medii Aevi“ (1955–60); Scriptor an der Vatikanischen Bibliothek (Verfasser eines Handschriftenkatalogs) (1960–69); Libero docente Lat. Sprache und Literatur des Mittelalters (1962); seit 1968 o. Prof. (gleiches Fach) in Lecce (1968–70), Perugia (1970–74) und Siena (1974–76); seither in Florenz; Redakteur (1961–69), seit 1970 Herausgeber der „Studi Medievali“, des zentralen Organs der Mediävistik in Italien. Organisator der umfassenden Bibliographie „Medio Evo Latino“ (bisher 2 Bände); Humboldt-Forschungspreisträger (1982).

**Leppmann, Wolfgang**

Dr. phil., o. Prof. für Germanistik – geb. 1922; Studium an der McGill University (Montreal, Kanada) und Princeton (dort Promotion 1952); Humboldt-Forschungsstipendiat, Universität Freiburg (1958/59 und später); Guggenheim Fellow 1962 und 1970. Seit 1954 Professor für Neuere Deutsche Literatur an der University of Oregon, USA; Gastprofessuren in Yale, University of Virginia, University of Toronto u. a. a. O. Verfasser von Biographien (Winckelmann, Rilke, Hauptmann) und zahlreichen fachwissenschaftlichen Publikationen.

**Li Guo-hao**

Dr. Ing. habil., Dr. Ing. E. h., Prof. für Brückenbau – geb. 1913; Studium des Bauwesens in Shanghai; Humboldt-Forschungsstipendiat (1938/40); Dr. Ing. TH Darmstadt (1940); Habilitation Darmstadt (1942); seit 1946 Prof. an der Tongji-Universität Shanghai, Rektor (1977/84) und seit 1984 Ehren-Rektor; seit 1955 Mitglied der Chinesischen Akademie für Wissenschaften; Mitglied bzw. Vorsitzender des technischen Beratungsausschusses der Wuhan-Brücke (1954/57) bzw. der Nanking-Brücke über Yangzi-Fluß (1958); seit 1984 Präsident des Chinesischen Vereins für Bauwesen, Vorsitzender des Komitees Shanghai der Chinesischen Volkspolitisch-konsultativen Konferenz.

**Lipstein, Kurt**

Prof. em. für Rechtsvergleichung – geb. 1909; Gerichtsreferendar (1931); Ph.D. (Cambridge 1936); LL. D. (1977); University Lecturer in Law, Cambridge 1946–1962; University Reader in Conflict of Laws 1962–1973; Professor of Comparative Law, Cambridge 1973–1976; Fellow of Clare College, Cambridge 1956 of the Middle Temple barrister-at-law (1950) and Hon. Bencher (1966); Visiting Professor: University of Pennsylvania, Philadelphia; Northwestern University, Chicago; Professeur Associé, Paris. I. Humboldt-Forschungspreis 1980.

**Lønning, Inge**

geb. 1938, Studien der Philologie und Theologie an den Universitäten in Bergen und Oslo; Cand. theol. an der Universität Oslo 1962, Predigerseminar 1963; Marinepfarrer 1964–65; Stipendiat Systematische Theologie 1965–70, Humboldt-Forschungsstipendiat Tübingen 1967; Professor für systematische Theologie an der Universität Oslo seit 1971; Dekan der Theologischen Fakultät 1977–80; Rektor der Universität Oslo seit 1985; Vorsitzender des Allgemeinwissenschaftlichen Forschungsrates Norwegens 1980–83, Mitglied Det Norske Videnskabs-Akademi, Oslo und Det Kgl. Norske Videnskabers Selskab, Trondheim; Verf. „Kanon im Kanon“; Zum dogmatischen Grundlagentheorieproblem des neutestamentlichen Kanons, Oslo/München 1972; Herausgeber von Martin Luthers Werke in Auswahl. 6 Bde. norwegisch 1978–83; Herausgeber der Zeitschrift Kirke og Kultur seit 1968, Mitgl. der Redaktion Kerygma und Dogma und Neue Zeitschrift für systematische Theologie und Religionsphilosophie.

**Lüst, Reimar**

Professor, Dr. rer. nat. – geb. 1923 in Wuppertal-Barmen; 1949 Dipl. Physiker Universität Frankfurt/Main, 1951 Dr. rer. nat. Universität Göttingen; 1951 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Physik, Göttingen; 1955 Fulbright-Stipendiat am Enrico Fermi Institute der University of Chicago und an der Princeton University; 1959 Gastprofessor an der Universität New York; 1960 Wissenschaftliches Mitglied des Max-Planck-Instituts für Physik und Astrophysik, München; 1961 Gastprofessor am Massachusetts Institute of Technology, Cambridge; 1962 Gastprofessor am California Institute of Technology, Pasadena; 1962 Wissenschaftlicher Direktor der European Space Research Organisation ESRO (bis 1964); 1963 Direktor des Instituts für extraterrestrische Physik am Max-Planck-Institut für Physik und Astrophysik, Garching bei München; 1964 Außerordentlicher Professor an der Universität München; 1965 Honorarprofessor an der Technischen Hochschule München; 1968 Vizepräsident der ESRO (bis 1970); 1969 Vorsitzender des Wissenschaftsrats (bis 1972); 1972 Präsident der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e. V. (bis 1984); 1984 Generaldirektor der Europäischen Weltraumorganisation ESA; Korr. Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; Korr. Mitglied der Royal Astronomical Society; Korr. Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften; Auswärtiges Korr. Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften, Madrid; Auswärtiges Mitglied der American Academy of Arts and Sciences; Mitglied der International Academy of Astronautics; Foreign Fellow des Imperial College of Science and Technology, London.

**Maier-Leibnitz, Heinz**

Dr. phil., Dr. h. c., o. Prof. (em.) f. Technische Physik TH bzw. TU München (seit 1952) – geb. 1911; Studium der Physik TH Stuttgart u. Univ. Göttingen; 1935 Promotion bei James Franck; Kaiser-Wilhelm- bzw. Max-Planck-Inst. f. Med. Forschung, Heidelberg (1935–52); 1952 Lehrstuhl f. Physik an der TH München; ab 1955 Aufbau des ersten deutschen Kernreaktors f. Forschungszwecke in Garching; Direktor Inst. Max v. Laue-Paul Langevin, Grenoble (1967–71); Mitglied d. Wissenschaftsrats u. (als 1. Deutscher) Präsident d. Intern. Union f. Reine u. Angew. Physik (1972 ff.); Präsident d. Deutschen Forschungsgemeinschaft (1974–79); Mitgl. in- u. ausländischer Akademien, assoz. Mitgl. d. franz. Akad. d. Wiss.; Ehrendoktor Univ. Wien (1965), Grenoble (1966), Bayer. Verdienstorden (1961), Carus-Medaille (1971), Großes Bundesverdienstkreuz (1972), Offizier d. Franz. Ehrenlegion (1973), Mitgl. des Ordens pour le mérite (1976) sowie dessen Kanzler (1980–84), Ehrenmitglied d. Institute of Physics in London; Otto-Hahn-Preis der Stadt Frankfurt (1984), Wilhelm-Exner-Medaille (1985), Otto-Hahn-Preis für Chemie u. Physik (1986); zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen.

**Meyer, Hermann**

Dr. phil., Prof. em. für Germanistik an der Universität Amsterdam – geb. 1911; Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie in Amsterdam 1930–1937; Humboldt-Forschungsstipendiat Berlin und Heidelberg 1937–38; Promotion Universität Amsterdam 1943, o. Prof. daselbst 1947, Emeritierung 1976; Gastprofessuren an den Universitäten Yale (1953), Bonn (1961), Pittsburgh (1963–64), Princeton (1967), Harvard (1969), Köln (1982). Mitglied des Redaktionsrates der Zeitschriften „Euphorion“ und „Duitse Kroniek“, Ehrenpräsident der IVG (Internationale Vereinigung für Germanische Sprach- und Literaturwissenschaft); Ehrenmitglied der MLA (Modern Language Association of America); Mitglied der Koninklijke Akademie van Wetenschappen in Amsterdam; Korrr. Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. 1953–1986 Präsident der Genootschap Nederland-Duitsland.

**Mishima, Kenichi**

geb. 1942 in Tokyo, Jesuitengymnasium in Eiko, Studium generale und der Germanistik an der Univ. Tokyo (1965 B.A., 1967 M.A.), Dozent für deutsche Sprache an der Staatl. Univ. Chiba 1968–73, dort a. o. Prof. bis 1975, seitdem a. o. Prof. für deutsche Sprache und Philosophie an der Univ. Tokyo. 1970 bis 1972 im Tübinger Fachbereich Philosophie DAAD-Stipendiat an der Univ. Bonn, 1978–80 AvH-Forschungsstipendiat, zahlreiche Publikationen im In- und Ausland, vor allem über Nietzsche, Hegel, Dilthey und die Frankfurter Schule. Seit 1983 zahlreiche Besuche in der BR Deutschland und in Österreich zu Vortragsveranstaltungen (z.B. „Wie die Japaner heute denken“ 1986 in Bonn).

**Modern, Rodolfo E.**

Dr. phil., Dr. jur., o. Prof. für deutsche Literatur – geb. 1922; Studium der Philosophie u. Rechtswissenschaft an der Universität Buenos Aires; beide Promotionen in Buenos Aires; Humboldt-Forschungsstipendiat 1960/61, Freiburg i. Br.; Direktor des Centro de Estudios Germánicos an der Univ. Buenos Aires ab 1970; eh. o. Prof. für deutsche Literatur an der Univ. La Plata; eh. Präsident des Lateinamerikanischen Vereins für Germanistische Studien; Mitglied des P.E.N. Club, Centro Argentino; Mitarbeit an zahlreichen Publikationen Lateinamerikas u. Spaniens; Preisträger der Stadt Buenos Aires 1969, 1977 u. 1981; Verdienstkreuz 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland. Forschungsgebiete: Büchner, Kafka, Trakl.

**Nauta, Lolle Wibe**

o. Prof. für Sozialphilosophie und Wissenschaftstheorie – geb. 1929; Studien der Philosophie, Theologie und Sozialwissenschaften in Groningen, Basel, Göttingen und Leiden; Promotion in Groningen (1960); Humboldt-Forschungsstipendiat (1957–58) in Göttingen; seit 1970 o. Prof. an der Staatsuniversität Groningen; 1972–82 Prof. an der University of Zambia/Lusaka; zahlreiche Veröffentlichungen; Mitglied der Jury des Bertrand-Russell-Tribunals zur Situation der Menschenrechte in der Bundesrepublik Deutschland (1978/79) und der Rechte der Indianer in Amerika (1980).

**Numa, Shosaku**

Dr. med., o. Prof. für Medizinische Chemie und für Molekulargenetik – geb. 1929; Studium der Medizin an der Universität Kyoto; Approbation (1953); Promotion (1957); Fulbright Fellow an der Harvard Medical School (1956–1958); Humboldt-Forschungsstipendiat (1958–61) und Wissenschaftlicher Assistent (1963–1967) am Max-Planck-Institut für Zellchemie; o. Prof. für Medizinische Chemie (seit 1968) und für Molekulargenetik (seit 1985) an der Medizinischen Fakultät der Universität Kyoto; Korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; Associate Member of the European Molecular Biology Organization; Foreign Honorary Member of the American Academy of Arts and Sciences; Auswärtiges Wissenschaftliches Mitglied des Max-Planck-Instituts für Biochemie; Foreign Member of the Royal Society; Heinrich-Wieland-Preis (1973); Philipp-Franz-von-Siebold-Preis (1979); Asahi Prize (19823); Ludwig-Aschoff-Medaille (1984); Japan Academy Prize (1985); gegenwärtiges Hauptarbeitsgebiet: Molekulare Neurobiologie.

**Nyholm, Kurt**

Fil. dr., o. Prof. für Germanistik – geb. 1932; Studium an den Philosophischen Fakultäten in Turku/Åbo (Åbo Akademi), Helsinki, Tübingen, München, Heidelberg; Promotion an der Åbo Akademi (1964); Humboldt-Forschungsstipendiat, Universität Heidelberg (1964/65); Habilitation (1967); 1967–1971 Vertretung des Lehrstuhls für Germanistik, seit 1971 o. Prof. für Germanistik an der Åbo Akademi; 1972 Vertretung des Lehrstuhls für Germanistik in Tampere; Dekan der Philosophischen Fakultät der Åbo Akademi (1972–74); Rektor der Åbo Akademi (1975–78); seit 1972 Mitarbeit in zahlreichen regionalen und überregionalen Gremien der akademischen Selbstverwaltung und in staatlichen Kommissionen; Korrespondierender Mitarbeiter der International Arthurian Society und des Jahrbuchs für Internationale Germanistik; Forschungsgebiete: Textkritik, Sprachstilistik, ältere und neuere deutsche Literatur, Fachsprachen.

**Oksman, Juhani**

Dr. Ing., o. Prof. für Elektrotechnik – geb. 1931; Studium und Promotion an der Technischen Hochschule in Helsinki (1963); Studien an der Universität Göttingen und an der Pennsylvania State University; Humboldt-Forschungsstipendiat am Max-Planck-Institut für Aeronomie, Katlenburg-Lindau (1970–71, 1978), Max-Planck-Stipendiat an demselben Institut (1977, 1984); Visiting Research Professor an der University of Maryland, USA (1983–84); Forscher am ESTEC/ESA in Noordwijk, Holland (1984); Leiter der Ionosphärenstation des Geophysikalischen Observatoriums zu Sodankylä, Finnland (1957–66), o. Professor der Elektrotechnik an der Universität Oulu (1967–78 und 1983–), Forschungsprofessor der Akademie von Finnland (1978–83); Mitglied der Technischen Wissenschaftsakademie von Finnland (1969–) und der Finnischen Wissenschaftsakademie (1976–); AvH-Medaille (1975), Präsident des Finnischen AvH-Clubs (1983–).

**Oosthuizen, Gerhardus C.**

Dr. phil., Dr. theol., o. Prof. für Religionswissenschaft und Direktor des Forschungsinstituts Religionswissenschaft – geb. 1922; Studium an den Philosophischen Fakultäten Stellenbosch/Univ. von Südafrika, Theologisches Studium in Wellington (SA), Freie Univ. Amsterdam, Theologische Hochschule New York (UTS); Promotion an der Univ. Südafrika (Dr. phil., 1955); Th. D (1958); Rockefeller-Stipendiat (1957–59); Humboldt-Forschungsstipendiat (1964–65); o. Prof. für Kirchengeschichte (1959–68), o. Prof. für Religionswissenschaft Univ. Durban-Westville (1969–83); Direktor, Forschungsinstitut für Religion, Univ. von Zululand (1983–); Gastprofessor Kirchliche Hochschule Berlin (1970–71); Gastprofessor Univ. Utrecht (1971–72); Gastvorlesungen in verschiedenen Ländern, Mitglied des Internationalen Vereins für Religionswissenschaft.

**Oshio, Takashi**

Gesandter der Japanischen Botschaft in Bonn, Direktor des Japanischen Kulturinstituts in Köln und zugleich o. Professor für Germanistik an der Chuo-University in Tokyo seit 1970. – Geb. 1931 in Nagasaki/Japan; Studium der Germanistik in Tokyo; Humboldt-Forschungsstipendiat in Marburg/L. 1962–64; nebenamtlicher Fernsehdozent am NHK/Japan für deutsche Kultur und Sprache 1968–1985;

mehrere Publikationen über Goethe, deutsche Literatur und Kultur; Übersetzungen von Goethes Gesamtgedichten und Thomas Manns „Joseph und seine Brüder“ u. a. ins Japanische.

#### **Pantelidis, Georgios**

Dr. rer. nat., o. Prof. für Mathematik – geb. 1936; Studium der Mathematik an der Universität Thessaloniki/Griechenland; Promotion in Heidelberg (1962); Militärdienst als Reserveoffizier (1962–1964); Wissenschaftlicher Assistent in Bonn (1965–1968); Habilitation in Bonn (1968); Oberassistent in Bonn (1969); seit 1970 o. Professor an der Technischen Hochschule Athen; Humboldt-Forschungsstipendiat 1984/85, 1986; Generaldirektor für das Hochschulwesen im Ministerium für Nationale Bildung und Kultur/Griechenland (1976, 1977); Erster Vizepräsident des griechischen Staatsinstituts für Schulpädagogik (1979–1981); seit 1971 Mitglied der Auswahlkommission für DAAD-Stipendien in Griechenland; Mitglied der Zentralkommission für die Aufnahmeprüfungen für die Universitäten in Griechenland (1972–1981); Mitglied zahlreicher Gremien, die die Richtlinien der Bildungspolitik in Griechenland festgelegt haben (1976–1981); Träger des Ordens Goldenes Kreuz des Königs Georg I. (Griechenland) und des Verdienstkreuzes 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland.

#### **Paul, Wolfgang**

Dr. Ing., Fil. h. c., Dr. rer. nat. h. c., Prof. em. für Experimentalphysik – geb. 1913; Dr. Ing. TH Berlin (1939); Habilitation Göttingen (1942); apl. Prof. Göttingen (1950); o. Prof. Bonn (1952); Gastprof. bei CERN/Genf (1958–60); Direktor (1965–67) und Vorsitzender des Wissenschaftsausschusses bei CERN (1974–77); Gastprof. in Harvard, Chicago, Tokyo und Rio de Janeiro; Mitglied der Leopoldina und des Ordens pour le mérite; seit 1979 Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung.

#### **Pipan, Nada**

Dr. rer. nat., o. Prof. für Humanbiologie – geb. 1928; Studium an der Naturwissenschaftlich-Mathematischen Fakultät in Ljubljana; Diplom 1952; Humboldt-Forschungsstipendiatin im Zoologischen Institut der Universität Bonn (1957–60); Promotion in Bonn (1960); Habilitation 1963; Gründung und Leitung des Labors für Elektronenmikroskopie an der Medizinischen Fakultät in Ljubljana (1965); o. Prof. und Direktor des Institutes für Humanbiologie der Medizinischen Fakultät in Ljubljana (1973); zwei nationale Preise und Orden für die wissenschaftlichen Ergebnisse; Präsident der Slowenischen und der Jugoslawischen Gesellschaft für Elektronenmikroskopie, Ehrenmitglied der Serbischen; Mitglied mehrerer internationaler und nationaler wissenschaftlicher Gesellschaften; Mitarbeit in verschiedenen regionalen wissenschaftlichen Gremien; wissenschaftliche Hauptarbeitsgebiete: Ultrastrukturelle Analyse der Zelldifferenzierung, insbesondere von Drüsenzellen; Spontanes Zellabsterben; Cytochemische Analyse von Kohlehydraten in Membranen und Sekretionsprodukten.

#### **Popov, Todor**

geb. 1928 als Pfarrerssohn im Bezirk Burgas (Bulgarien), dort Humanistisches Gymnasium, 1947 Wirtschaftsstudium in der Planungsstatistischen Fakultät der Univ. Sofia. Seit 1953 Assistent für Landwirtschaftliche Ökonomie an der Agrarhochschule. Promotion an der Lomonossow-Univ. (Moskau) 1960 mit einer Dissertation über bulgarische Produktionsgenossenschaften. 1963 Leiter der Abteilung für Landwirtschaftliche Ökonomie am Institut für Obstbau in Plovdiv, 1964 zum Dozenten für Agrarökonomie in Sofia habilitiert, gleichzeitig Dozent an der Bulgarischen Akademie für Landwirtschaftliche Wissenschaften. 1966/67 erster bulgarischer Humboldt-Forschungsstipendiat, Forschungen am Gartenbauinstitut der TH München in Freising-Weihenstephan. Seit 1974 Generaldirektor im Staatskomitee für Wissenschaften, Technische Forschung und Hochschulbildung in Sofia. 1976/77 Leiter eines agrarwissenschaftlichen Projektes am IIASA Laxenburg/Österreich, als Leiter der bulgarischen Delegation im Botschafterrang. Seit 1983 als Professor Direktor des wissenschaftlichen Forschungslaboratoriums „Probleme des Ernährungskomplexes“ beim Präsidenten der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften.

**Rentzeperis, Panajiotis**

Dr. rer. nat., o. Prof. für Angewandte Physik – geb. 1928; Studium der Physik an der Aristoteles Universität Thessaloniki; Promotion in Thessaloniki (1956); Humboldt-Forschungsstipendiat (1957–58 und 1958–59) an den Universitäten Marburg und Frankfurt a. M.; Fulbright Postdoctoral Fellow am Massachusetts Institute of Technology, Cambridge, Mass., USA (1962–63); Habilitation an der Universität Thessaloniki (1964); Privatdozent (1965–67); Extraordinarius für Angewandte Physik an der Universität Thessaloniki (1967–69) und Direktor des Instituts für Angewandte Physik; Ordinarius (1969); Mitglied der griechischen Atomenergie-Kommission (1968–72); Mitglied des akademischen Senats der Universität Thessaloniki (1972–73); Vorsitzender des Ausschusses für das Computer-Zentrums der Universität Thessaloniki (1975–83); Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät (1977–78); Stellvertretender Vorsitzender (1978–81) und Vorsitzender (1981–82) des Ausschusses des Interuniversitären Zentrums für die Anerkennung der Äquivalenzen ausländischer Diplome (DIKATSA) in Athen; griechischer Delegierter an verschiedenen internationalen Konferenzen über tertiäre Ausbildung und Hochschulwesen, organisiert durch Europarat, OECD, UNESCO, EG; Mitglied der Project Group des Europarates für das European Programme of Postgraduate Training (seit 1979); Mitglied der Ständigen Konferenz über Probleme der tertiären Ausbildung (CCPU) des Europarates (1980–82); Mitglied des Organizing Committee for the Conference „University 2000“, organisiert durch den Europarat im November 1983; Mitglied des Board of Directors of the Fulbright Foundation in Greece; Mitglied zahlreicher nationaler und internationaler wissenschaftlicher Gesellschaften; wissenschaftliche Hauptarbeitsgebiete: Kristallstrukturanalyse, magnetische und optische Eigenschaften der Kristalle, amorphe Legierungen, neue Materialien.

**Rosenblith, Walter Alter**

Institute Prof. em. (MIT) – geb. 1913 (Wien); Gymnasium und Univ. Studien in Deutschland, Schweiz und Frankreich (Ecole Sup. d'Electricité); seit 1939 in USA: New York U., UCLA, Harvard, MIT (1951–); MIT Provost (1971–80); President's Board on Foreign Scholarships (1978–81); Vize-Präs. ICSU (1984–); Mitglied Nat. Acad. of Sciences (Foreign Secretary 1982–86), Nat. Acad. of Engineering, Institute of Medicine, Amer. Acad. of Arts and Sciences.

**Rosenthal, Erwin Theodor**

Dr. phil., Dr. phil. h. c., Prof. em. für Germanistik – geb. 1926; Studium an den Universitäten São Paulo, Frankfurt/Main, Minnesota und Tübingen; Stipendiat des International Institute of Education (1954/55) und Humboldt-Forschungsstipendiat (1960/62); Promotion (1953), Habilitation (1960); o. Prof. Universität São Paulo (1964/84), ausgeschieden durch Emeritierung; Gastprof. FU Berlin (1968/69), Universidade de Lisboa (1969/71), Universität zu Köln (1975 und 1979); Präsident des Lateinamerikanischen Germanistenverbandes (1969/73), Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität São Paulo (1977/81), Leiter der Kulturabteilung der Universität São Paulo (1982/84), seit 1984 Direktor der Faculdade Ibero-Americana de Letras e Ciências Humanas, São Paulo; Mitglied der Paulistaner Akademie der Dichtung, Ausschußmitglied der Internationalen Vereinigung für Germanische Sprache und Literaturwissenschaft – IVG (1980/90); Träger der Goethe-Medaille in Gold (1971), Offizier der Palmes Académiques (1977), des Großen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich (1981) und des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland (1985); Herausgeber der Zeitschrift *Tradução e Comunicação* (São Paulo), Mitherausgeber des *Jahrbuchs für Internationale Germanistik* (Berlin/Bern), Ehrenmitglied des Instituto de Cultura Hispanica (Madrid 1973 – heute umbenannt) und Korrespondierendes Mitglied zahlreicher internationaler wissenschaftlicher Gesellschaften; wichtigste Veröffentlichungen auf den Gebieten des deutschsprachigen Theaters im 19. und 20. Jahrhundert, des Romans im 20. Jahrhundert und der Übersetzungstheorie. Außerdem eine Deutsche Sprachgeschichte (1963) und eine Deutsche Literaturgeschichte (1980).

**Scheel, Walter**

geb. 1919; Bankkaufmann und Wirtschaftsberater; 1946 Mitglied der FDP; 1948 Stadtverordneter in Solingen; 1950 Landtagsabgeordneter in Düsseldorf; 1953–1974 Bundestagsabgeordneter; 1955–1957 Mitglied der Gemeinsamen Versammlung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl;

1958–1961 Mitglied des Europäischen Parlaments; 1961–1966 (Rücktritt) Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit; 1967–1969 Vizepräsident des Deutschen Bundestages; 1967–1974 Stellvertretender Vorsitzender der Friedrich-Naumann-Stiftung; 1968–1974 Vizepräsident der Liberalen Weltunion; 1968–1974 Bundesvorsitzender der F.D.P.; 1969–1974 Bundesminister des Auswärtigen und Stellvertreter des Bundeskanzlers; 1974–1979 Bundespräsident; nach 1979: Ehrenvorsitzender der F.D.P.; Vorsitzender des Kuratoriums der Friedrich-Naumann-Stiftung; Vorsitzender des Verwaltungsrates des Germanischen Nationalmuseums; Vorsitzender des Aufsichtsrates der Deutschen Finanzierungsgesellschaft für Beteiligungen in Entwicklungsländern (DEG); Vorsitzender der Bilderberg Konferenz (bis 1985); Präsident des Deutschen Rates der Europäischen Bewegung (bis 1985); Präsident der Europa-Union Deutschland; Ehrenpräsident des Deutschen Künstlerbundes; Mitglied (21. neutrales Mitglied) des Aufsichtsrates der Thyssen AG und Thyssen Stahl AG; Vorsitzender des Direktoriums für Vollblutzucht und Rennen e. V.; Vorsitzender des Kuratoriums der Albrecht Dürer-Gesellschaft; Mitglied des Kuratoriums der Stiftung Theodor-Wolff-Preis e. V. zur Förderung der politischen Bildung und Kultur; Vorsitzender des Internationalen Organisationskomitees für das Europäische Jahr der Musik 1985.

#### **Schostack, Renate**

Publizistin – geb. 1938; Promotion zur Dr. phil. Freiburg/Br. (1964); DAAD-Lektorin in Toulouse/Frankreich und Bristol/England (1964–1969); seit 1969 Mitglied der Redaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, deren Kulturkorrespondentin in London (1971–1974), in München (seit 1985); belletristische Veröffentlichungen u. a.: „Zwei Arten zu lieben“ (Roman, 1978); „Hände weg von meinem Regenbogen“ (Erzählungen, 1979); „Heiratsversuche oder Die Einschiffung nach Cythera“ (Prosa, 1985); Literaturpreise (1978 und 1984).

#### **Schwerdtfeger, Peter**

geb. 1935. Stud.: Univ. Melbourne, Australien (M. Sc.) (1959), McGill Univ., Canada (Ph. D.) (1962), Forschungsassistent f. Physik, McGill Univ. (1959–1962), Dozent f. Glaziologie, Meteorologie, Univ. Melbourne (1962–71), Gastprof. Geophys. Inst., Univ. Alaska (1965), Gast-Prof. Inst. f. Geophys., Meteorol., Univ. zu Köln (1969), Professor f. Meteorologie, Flinders-Univ. zu Südastralien (1971–), Direktor Flinders Inst. f. Atmos. & Marine Sci. (1972–), Humboldt-Forschungsstipendiat in Köln (1969), Göttingen und München (1976), V. Pres. International Glaciological Soc. (1985–), Vorsitzender Austr. National Kom. f. Atmos. Sci. (1986–). Mehr als 50 Veröffentlichungen in den Fachbereichen: Meteorologie, Glaziologie, Umwelt. 1 Buch: Phys. Princ. of Micromet. Meas. (Elsevier, 1976).

#### **Szyrocki, Marian**

Dr. phil., o. Prof. für deutsche Philologie – geb. 1928; Studium der Pädagogik, Kunstgeschichte und Germanistik in Wrocław; Promotion, Universität Wrocław (1956); Habilitation (1960); Humboldt-Forschungsstipendiat 1967–69 in Bonn und München; seit 1970 Direktor des Instituts für Germanische Philologie der Universität Wrocław; Gastprofessor u. a. in Uppsala, Kiel, Marburg, München; Honorarprofessor FU Berlin; Mitgliedschaften: Polnische Akademie der Wissenschaften, Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Komitee des Internationalen Arbeitskreises für Barockliteratur, Societas Jablonoviana; Mitherausgeber: „Germanica Wratislaviensia“, Wrocław; „Daphnis“, „Chloe“, Amsterdam; „Jahrbuch für Internationale Germanistik“, Basel; „Kwartalnik Neofilologiczny“, Warszawa; „Arbitrium“, München; „Text & Kontext“, Kopenhagen. Buchveröffentlichungen in polnischer und deutscher Sprache über Martin Opitz, Andreas Gryphius und Goethe; Verfasser von mehrerer Geschichten der deutschsprachigen Literatur. Arbeiten über deutsch-polnische literarische Beziehungen.

#### **Tsuji, Hikaru**

o. Prof. für Deutschstudien – geb. 1923; Studium an der Philosophischen Fakultät der Universität Tokyo; Assistent im Deutschen Seminar daselbst (1948); a. o. Prof. für Deutsche Sprache und Literatur an der Fakultät für Allgemeine Bildung der Universität Tokyo (1954); o. Prof. daselbst

(1970); emeritiert von der Universität Tokyo, Prof. für Deutschstudien an der Hoso-Universität (1983); Humboldt-Forschungsstipendiat in Tübingen (1954–56, 1964); Arbeitsgebiete: Übersetzung und Forschung der deutschen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert, vor allem F. Kafkas; Kulturvergleich zwischen Japan und Deutschland.

**Weiss, Alarich**

Dr. rer. nat., o. Prof. für Physikalische Chemie – geb. 1925; Studium der Physik in Erlangen, Mainz, Darmstadt; Promotion (1955); Indiana University (1956), Carnegie Institute of Technology (1957); Habilitation (1962); a. o. Prof. an der TH Darmstadt (1966), o. Prof. für Physikalische Chemie in Münster (1967); o. Prof. TH Darmstadt (1972); Gastprofessor in Genf und Nagoya.

**Wohlfarth, Irving**

Dr. phil., o. Prof. für vergleichende Literaturwissenschaft – geb. 1940; Studium der französischen und deutschen Literatur in Cambridge, der Komparatistik in Yale, der Philosophie in Frankfurt; Promotion in Yale (1970); Humboldt-Forschungsstipendiat, Universität Frankfurt (1965–68); Guggenheim Forschungsstipendiat, 1979–80; Gastprofessor, Ecole Pratique des Hautes Etudes, Paris, 1981–82; Lady Davis Gastprofessor, Hebrew University, Jerusalem, 1985–86; seit 1982 o. Prof. und Direktor des Comparative Literature Program, University of Oregon; Directeur de recherches, Collège International de Philosophie, Paris (1986–).

**Žmegač, Viktor**

Dr. phil., o. Prof. für Deutsche Literatur – geb. 1929; Studium der Germanistik in Zagreb und Göttingen; Promotion 1959; 1961 Dozent und seit 1966 Professor an der Philosophischen Fakultät der Universität Zagreb; Humboldt-Forschungsstipendiat 1964/65; Gastprofessuren an der TU Berlin und an der Universität Graz; Auswärtiges Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften; Träger der Goethe-Medaille für Germanistik im Ausland und mehrerer jugoslawischer Kulturpreise; seit 1980 Leiter des Instituts für Literaturwissenschaft an der Universität Zagreb; Veröffentlichungen in mehreren Sprachen, auf Deutsch vor allem in der Bundesrepublik; Forschungsschwerpunkte: Literaturtheorie, Geschichte der Poetik, Theorie der Literaturgeschichte, Deutsche und Vergleichende Literaturgeschichte der Epochen seit dem 18. Jahrhundert, bes. Jahrhundertwende (um 1900), Thomas Mann, Rilke, Autoren des Expressionismus, Broch, Kafka, Brecht.

# Kurzbiographie des Gefeierten

Heinrich Pfeiffer wurde am 27. Januar 1927 in Weinbach/Hessen geboren. Noch zum Ende des Zweiten Weltkrieges zur Luftwaffe einberufen absolvierte er eine Pilotenausbildung und kam in Kriegsgefangenschaft. Nachfolgendes Pädagogik- und Philosophiestudium in Mainz, Frankfurt am Main, Bonn, Stuttgart und Minneapolis/Minnesota (USA); Abschluß mit dem Dr. phil. – Pfeiffer war dann von 1946 bis 1950 Lehrer in Wiesbaden, 1950 bis 1952 Assistent an der Hochschule für Internationale Pädagogische Forschung in Frankfurt und danach Leiter der deutschen Abteilung der Fulbright-Kommission in Bonn. Seit 1. August 1956 ist er Generalsekretär der Alexander von Humboldt-Stiftung (AvH) in Bonn, die am 10. Dezember 1953 wiedererrichtet worden war.

Neben seiner Stellung als Generalsekretär ist Pfeiffer seit 1964 auch Geschäftsführendes Vorstandsmitglied der AvH und seit 1973 in Personalunion Stellvertretender Generalsekretär der Deutsch-Britischen Stiftung für das Studium der Industriegesellschaft mit Sitz in London.

Pfeiffer ist Mitglied zahlreicher deutscher Organisationen der Forschungsförderung und des wissenschaftlichen Austausches, Fellow of the Royal Society for the Encouragement of Arts, Manufactures and Commerce in London sowie korrespondierendes Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin.

Er ist mehrfach akademisch geehrt worden, unter anderem als Prof. h.c. der Universität Cayetano Heredia in Lima/Peru 1971, als Dr. jur. h.c. der Universität Hanyang in Seoul/Republik Korea usw. – Weitere in- und ausländische Ehrungen: das Große Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland, L'Ordre des Palmes Académiques/Frankreich, Großes Silbernes Ehrenzeichen/Österreich, Commendatore al Merito della Repubblica Italiana sowie das Komturkreuz des Ordens Isabel la Católica/Spanien usw.

Der Gefeierte ist Autor mehrerer Monographien und Aufsätze im Bereich der Forschungs- und Wissenschaftspolitik, unter anderem folgender Titel:

- Ausländische Studenten an deutschen Hochschulen 1951–1961  
Wiesbaden: Steiner 1962
- Ausbildungsgang und Laufbahn vor Hochschullehrern im Ausland  
Bonn: Akademischer Verlag 1966
- Alexander von Humboldt – Werk und Weltgeltung  
München: Piper 1969 (als Hrsg.)
- Denken und Umdenken – Zu Werk und Wirken von Werner Heisenberg  
München: Piper 1977 (als Hrsg.)

Heinrich Pfeiffer ist seit 1962 verheiratet mit Edith Meinke und hat einen Sohn und eine Tochter. – Sprachkenntnisse: Englisch, Schwedisch, Französisch und etwas Spanisch. – Hobbys: Klassische Musik, Kunst und Gärtnerei.